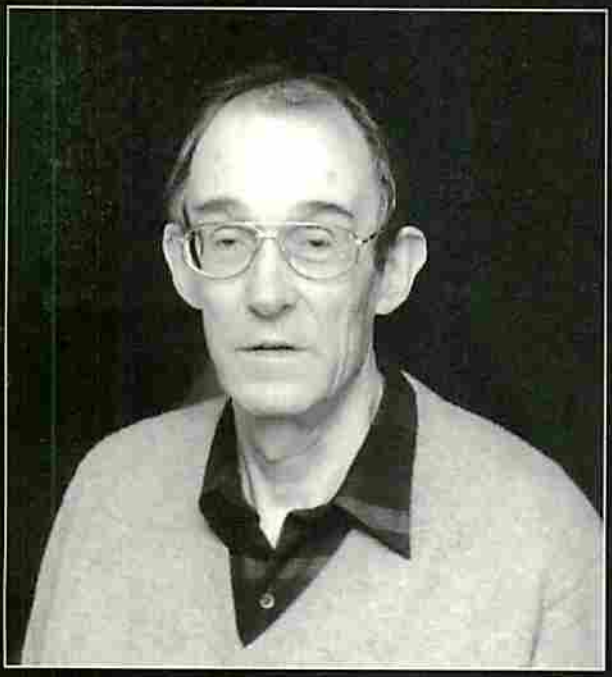
A 5173 F

Das Argument

Zeitschrift für Philosophie und Sozialwissenschaften

212



Klaus Holzkamp: Rock Lyrics

Lebensführung
Klaus Holzkamp zum Gedächtnis

U. Osterkamp, F. Haug, W. Maiers,
M. Markard, L. Sève, C. Tolman, E. Wulff

Foucaults Rehabilitierung der Freundschaft
Herrschaft und Legitimation in Nordkorea

37. Jahrgang Heft 6 November/Dezember 1995

Das Argument

Zeitschrift für Philosophie
und Sozialwissenschaften

Herausgegeben von Frigga Haug und Wolfgang Fritz Haug

1993/94 schrieben unter anderen
Peter Alheit, Marie-Luise Angerer, Régine Azria, Étienne Balibar, Giorgio Baratta, Zygmunt Bauman, Jörg Becker, Volker Braun, Teresa Brennan, Michael Brie, Willi Brüggen, Joseph A. Buttigieg, Alex Demirović, Margrit Eichler, Elke Erb, Martin Franzbach, Nancy Fraser, Alexander Galkin, Hans-Jochen Gamm, Dietrich Goldschmidt, Günter Grass, Donna Haraway, Jost Hermand, Joachim Hirsch, Barbara Holland-Cunz, Klaus Holzkamp, Elfriede Jelinek, Monty Johnstone, Eva Kaufmann, Carsten Klingemann, Arno Klönne, Helga Königsdorf, Néstor Kohan, Wolfgang Kowalsky, Yuri Krasin, Otto Kreye, Ingrid Kurz-Scherf, Harry Magdoff, Armand Mattelart, Günter Mayer, Claude Meillassoux, Mary Mellor, Ursula Menzer, Ellen Messer-Davidow, Wolf Dieter Narr, Oskar Negt, Maria Oppen, Helmut Peitsch, Marge Piercy, Claudia Pinl, Ulf Preuss-Lausitz, Ruth Rehmann, Karen Ruoff, Adolfo Sánchez Vázquez, Lissy Schmidt, Zafer Senocak, Eckart Spoo, Gabriele Stötzer, Paul M. Sweezy, Peggy Watson, Bastiaan Wielenga

Redaktion
Frigga Haug, Wolfgang Fritz Haug, Alexander Honold, Peter Jehle, Thomas Laugstien, Nora Räthzel, Jan Rehmann, Thomas Weber

Korrespondierende Redaktionsmitglieder
Sünne Andresen, Georg Auernheimer, Michael Krätke, Dieter Kramer, Antje Rapmund, Ulrich Schmid, Ulrich Schmitz, Werner van Treeck, Frieder O. Wolf, Erich Wulff, Gerhard Zimmer

Autonome Frauenredaktion
Susan Arndt, Hanna Behrend, Frigga Haug, Kornelia Hauser, Jutta Held, Annette Henninger, Brigitte Hipfl, Mechtild Jansen, Barbara Ketelhut, Helgard Kramer, Marlis Krüger, Annette Kuhn, Elisabeth List, Jutta Meyer-Siebert, Hertha Nagl-Docekal, Herlinde Pauer-Studer, Michaela Reisin, Birgit Rommelspacher, Christina Schenk, Ruth Seifert, Brigitte Sellach, Dorothee Sölle

Internationaler Beirat
Leena Alanen, Cynthia Cockburn, Claudia Gdaniec, Sandra Harding, Nancy Hartsock, Sara Mills, Maxine Molyneux, Eva Nikell, Hilary Rose, Dorothy Smith, Janna Thompson, Chris Weedon, Nira Yuval-Davis

Redaktion: Reichenberger Straße 150, 10999 Berlin, Tel. (030) 611 41 82, Fax 611 42 70
Redaktionssekretariat: Barbara Ketelhut (Hamburg), Thomas Laugstien (Berlin)
Argument-Verlag, Rentzelstraße 1, 20146 Hamburg
Telefon (040) 45 60 18 und 45 36 80, Fax (040) 44 51 89

Auslieferung
Interabo, Wendenstraße 25, Postfach 103245, 20022 Hamburg, Telefon (040) 23 09 92
Buchhandel: Rotation, Mehringdamm 51c, 10961 Berlin, Telefon (030) 692 79 34
Direktversand: Reichenberger Straße 150, 10999 Berlin, Tel. (030) 611 39 83, Fax 611 42 70

Klaus Holzkamp (30.11.1927 – 1.11.1995) 809
Verlagsmitteilungen 812
Nachrichten aus dem Patriarchat (R. Othmer) 813
Klaus Holzkamp: Rock Lyrics 815

Lebensführung

Klaus Holzkamp
Alltägliche Lebensführung als subjektwissenschaftliches Grundkonzept 817

Ute Osterkamp
Mitten im Umbau – Impulse aus Klaus Holzkamps letztem Lebensabschnitt 847

Frigga Haug
Arbeitsfreundschaft. Erinnerungen an Klaus Holzkamp 857

Charles W. Tolman
Die Bedeutung der Kritischen Psychologie für die Psychologie 867

Erich Wulff
Klaus Holzkamps Wirkung auf meine psychiatrische Theoriearbeit 873

Lucien Sève
Frankreich muß Holzkamp erst noch entdecken 879

Wolfgang Maiers
Der Beitrag Klaus Holzkamps zur Einheit der Psychologie 881

Morus Markard
Theorie und Erfahrung. Klaus Holzkamps Impulse für eine subjektwissenschaftliche Praxis(forschung) 887

* * *

Francisco Guerrero Ortega: Foucaults Rehabilitierung der Freundschaft 893

Eun-Jeung Lee: Legitimation der Herrschaft Kim Il-Sungs in Nordkorea 905

Kongreßberichte
Philosophinnen-Symposium »Krieg« (B.Zehetner, R.Seifert); Engels-Symposium in Wuppertal (F.Haug); Nietzsche in der DDR (R. Alisch); Telepolis (R.Alisch) 917

Besprechungen
Gender-Debatte; Sozialistische Literatur; Medienkommunikation; SPD und Grüne; Europapolitik 927

Verfasser/innen, Zeitschriftenschau, Jahresinhalt 1995, Summaries 965

Besprechungen

Philosophie

Benhabib, Seyla: Selbst im Kontext. Geschlecht, Gemeinschaft und Postmoderne in der zeitgenössischen Ethik *(A.Riek)* 927
Fraser, Nancy: Widerspenstige Praktiken. Macht, Diskurs, Geschlecht *(E.Nemeth)* 928
Institut für Sozialforschung (Hg.): Geschlechterverhältnisse und Politik *(M.Bojadzijew)* 931
MacKinnon, Catharine: Nur Worte *(E.Holzleithner)* 933
Cornell, Drucilla: Die Versuchung der Pornographie *(E.Holzleithner)* 933
Butler, Judith: Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts *(E.Holzleithner)* 935
Meyer, Eva: Tischgesellschaft *(E.List)* 936
Rullmann, Marit, u.a.: Philosophinnen *(S.Lettow)* 938

Sprach- und Literaturwissenschaft

Barck, Simone, Silvia Schlenstedt u.a. (Hg.): Lexikon sozialistischer Literatur. Ihre Geschichte in Deutschland bis 1945 *(R.Cohen)* 939
Nordbruch, Claus H.R.: Heinrich Böll. Seine Staats- und Gesellschaftskritik im Prosawerk der sechziger und siebziger Jahre *(L.Żyliński)* 941
Moi, Toril: Simone de Beauvoir. The Making of an Intellectual Woman *(K.Barndt)* 942
Klarer, Mario: Frau und Utopie. Feministische Literaturtheorie und utopischer Diskurs im anglo-amerikanischen Roman *(G. Nieragden)* 943
Terdiman, Richard: Present Past. Modernity and the Memory Crisis *(G.Mackenthun)* 945
Fleischanderl, Karin: Des Kaisers neue Kleider. Schreiben in Zeiten der Postmoderne *(H.Bothe)* 946
Reemtsma, Jan Philipp: Das Buch vom Ich. Christoph Martin Wielands »Aristipp und einige seiner Zeitgenossen« *(Ch.Jäger)* 948

Kunst- und Kulturwissenschaft

Holzer, Horst: Medienkommunikation *(H.-D.Kübler)* 949
Anders, Günther: Obdachlose Skulptur. Über Rodin *(Ch.Fellow)* 951
Danto, Arthur C.: Die philosophische Entmündigung der Kunst *(Th.Themann)* 952

Soziale Bewegungen und Politik

Kratz, Peter: Rechte Genossen. Neokonservatismus in der SPD *(R.Erlinghagen).* 954
Müller-Rommel, Ferdinand: Grüne Parteien in Westeuropa *(J.M.Becker)* 955
Knütter, Hans-Helmuth: Die Faschismus-Keule. Das letzte Aufgebot der deutschen Linken *(R.Erlinghagen)* 956
Deppe, Frank und Michael Felder: Zur Post-Maastricht-Krise der EG *(K.Wardenbach)* 958
Bogdandy, Armin v. (Hg.): Die Europäische Option *(R.Axtmann)* 960
Galbraith, John Kenneth: Die Herrschaft der Bankrotteure. Der wirtschaftliche Niedergang Amerikas *(I.Schmidt)* 962
Czempiel, Ernst-Otto: Weltpolitik im Umbruch. Das internationale System nach dem Ende des Ost-West-Konflikts *(H.-H.Nolte)* 963

Klaus Holzkamp (30.11.1927 – 2.11.1995)

Als *Zur Kritik der politischen Ökonomie* von Karl Marx erschienen war, rühmte Friedrich Engels diese Schrift als den Versuch, »eine Wissenschaft in ihrem eignen, inneren Zusammenhang zu entwickeln«, was es seit Hegels Tod kaum mehr gegeben habe. Hundert Jahre später hätte man feststellen können, daß es seit Marxens Tod innerhalb des Marxismus solche Versuche kaum mehr gegeben hatte und daß, wo sie unternommen wurden, der Bannfluch einer der Orthodoxien und womöglich die gewaltsame Unterdrückung nicht auf sich warten ließen.

Eben diesen seltenen Fall der Entwicklung einer marxistischen Wissenschaft in ihrem eignen, inneren Zusammenhang, einen unwahrscheinlichen Glücksfall, stellt das Werk Klaus Holzkamps dar. Die von ihm gegründete Kritische Psychologie konstituiert sich nicht nur auf Grundlage des historischen Materialismus, der ja auf vielerlei Weisen, darunter kraß objektivistischen, ausgelegt worden ist, sondern sie geht, wie Marx es in der ersten Feuerbach-These forderte, von der Tätigkeit aus und kann als marxistische Psychologie der Praxis begriffen werden.

Die Studentenbewegung hat Klaus Holzkamp Ende der sechziger Jahre wie einen Großteil der Dozenten und Asssistenten der Psychologie an der Freien Universität nach links gebracht. Organisiert in Roten Zellen und Kapital-Lesegruppen und sich in gewaltigen Hörsaalschlachten profilierend bildete sich hier wie an vielen anderen Instituten und Universitäten ein neuer Marxismus heraus. In dieser Situation hatte der bis dato unpolitische Klaus Holzkamp die Größe, sich als gestandener Professor, der nichts von Marx gelesen hatte, in studentische Seminare zu setzen und zuzuhören. Dann aber las er Marx, seine Lektüre überflügelte bald die seiner Initiatoren, und nun riß er diejenigen von ihnen mit, die sich mitreißen ließen.

In der Psychologie ging es der spontan »antiautoritären« Linken zunächst darum, die Bildungsbedingungen des »autoritären Charakters« einer radikalen Kritik zu unterziehen. Diese Kritik sollte nicht nur intellektuell-theoretisch bleiben, sondern praktisch werden. Als andere Heroen der Studentenbewegung die Universität verließen, um in der Absicht, das Proletariat zu rekonstruieren, »in die Produktion« zu gehen, machte sich Klaus Holzkamp mit seiner Gruppe auf ins Arbeiterviertel und gründete dort den »Schülerladen Rote Freiheit«, um den Arbeiterkindern antiautoritäre Erziehung zu vermitteln. Das Projekt scheiterte an theorielosem Praktizismus und gesellschaftlicher Unvermitteltheit.[1] Als es schon aufgegeben war, entfachte der »Bund Freiheit der Wissenschaft«, unterstützt von allerlei reaktionären Kräften, eine Kampagne, in der sie das Gespenst sexuellen Mißbrauchs von Kindern im Kinderladen Rote Freiheit an die Wand malten. Im ZDF nahm sich Löwenthal der Sache an. Den Höhepunkt der Kampagne markierte eine Magazinsendung, in der man Klaus Holzkamp, begleitet von einem anklagenden Kommentar, mit dem

[1] Vgl. dazu W.F.Haug, »Lehren aus dem Scheitern und der Angreifbarkeit des Schülerladens ›Rote Freiheit‹«, in: *Bestimmte Negation*, Frankfurt/M 1973, 123-42.

Rücken zur Kamera das Institut in der Grunewald-Straße betreten sah. Selbst das Abgeordnetenhaus erregte sich über den Fall.

Auch das Schülerladenprojekt war ein studentisches. Holzkamp hätte sich möglicherweise nicht darauf eingelassen, hätte er vorher gewußt, was da auf ihn zukam, das Scheitern wie die Kampagne. Aber die Kampagne war es, was dazu führte, die Brücken abzubrechen. So wirkte in ungewollter Dialektik der reaktionäre Klüngel des »Bundes Freiheit der Wissenschaft« mit am Auftauchen des Marxisten Klaus Holzkamp. Das Buch über den Schülerladen von 1971 machte den Bruch mit der bürgerlichen Ideologie endgültig. Die Angegriffenen gingen in die Offensive. Die folgenden Forschungen arbeiteten die Grundlagen nach.

Klaus Holzkamps Schrift *Sinnliche Erkenntnis – Historischer Ursprung und gesellschaftliche Funktion der Wahrnehmung* von 1973 war bahnbrechend. In eigenständiger kritischer Aneignung und Fortführung von Impulsen der »kulturhistorischen Schule« der sowjetischen Psychologie und in Anknüpfung an Lucien Sèves ein Jahr zuvor auf deutsch herausgekommene Schrift über *Marxismus und Theorie der Persönlichkeit* begründete diese Schrift eine marxistische »Subjektwissenschaft«. Diese setzt sich zum Ziel, die Subjekte mit einer wissenschaftlichen Erhellung ihrer Bewegungsformen zu versehen. Eine Anregung Heinrich Tauts aufnehmend, arbeitete Holzkamp den Begriff der gesellschaftlichen Handlungsfähigkeit aus. In Korrektur und Fortführung der sechsten Feuerbachthese von Marx wurde die Teilhabe an der Kontrolle der gesellschaftlichen Lebensbedingungen als menschliches Gattungskriterium deutlich. Menschen solche Teilhabe vorzuenthalten war gleichbedeutend damit, sie von der Verwirklichung ihres menschlichen Wesens auszuschließen.

Diese Seite des Denkens von Klaus Holzkamp ist von Vertretern zeitgenössischer Ethik oft als verhüllte und daher schlechte normative Philosophie verkannt worden. Dabei betreten Holzkamps Analysen hier eine geschichtsmaterialistische Dimension, die der undialektischen Gegeneinanderstellung von Sein und Sollen vorgelagert ist. Ein Stück weit taucht, auf dem Gegenpol zum Naturalismus, der Begriff der Natur in einem Status auf, der in dieser Hinsicht mit dem antiken Physisbegriff verglichen werden kann.

Im Zehnjahresabstand folgten 1983 Holzkamps *Grundlegung der Psychologie* und 1993 sein Werk über *Lernen*. Zuletzt arbeitete er unter dem Titel *Lebensführung* in einer Richtung, die der Kritischen Psychologie zwischen Diätetik und Persönlichkeitstheorie eine neue Dimension erschließen sollte. Hier war nicht nur die Schnittstelle zwischen Theorie und Alltagsleben angepeilt, sondern dieses Projekt läßt sich auch als der Versuch verstehen, reaktionären Theorien ihr Terrain zu bestreiten – bis hin zur Anthropologie eines Arnold Gehlen, der fürs NS-Führerprinzip den starken Satz ausbeutete: »Der Mensch ist dasjenige Tier, welches sein Leben führt.«

Klaus Holzkamps eigene Lebensführung war gekennzeichnet durch eine rastlose Bewegung gestaltender Erkenntnisgewinnung. Irgendwann Anfang der siebziger Jahre kam der liebevoll gebrauchte Spitzname »Eddie Merckx der Psychologie« auf. Der eigentliche Träger dieses Namens hielt damals das gelbe Trikot bei der Tour de France. Diese sportliche Leistung und die phonetische Nähe von Merckx und Marx haben dabei mitgewirkt. Holzkamp war vielleicht nicht der Marx der

Psychologie, da sind noch einige – wenige! – dazuzunennen (Erich Wulff und Lucien Sève nennen einige davon). Aber er war gewiß der mit Abstand bedeutendste Marxist der Psychologie in Deutschland.

Die Arbeit an der Lebensführung wurde schließlich vom Todeskampf eingeholt. Diese letzte Erfahrung des Klaus Holzkamp traf auf einen blinden Fleck seiner Kritischen Psychologie. Sterben war für ihn kein Thema gewesen. Den Tod dachte er nicht. Die Anknüpfungspunkte bei Marx (in den Heften über Epikureische Philosophie) blieben ihm unbekannt. Der Tod war verdrängt.

Mit dem *Argument* hat Klaus Holzkamp über fünfundzwanzig Jahre zusammengearbeitet. Wenn es um die Existenz der Zeitschrift ging, hat er sie auch finanziell unterstützt. Seine Ideen bildeten einen ständigen Bezugspunkt eines großen Teils der Theoriearbeit, die in dieser Zeitschrift entfaltet worden ist. Sie bildeten es gerade auch für diejenigen Positionen, die – wie etwa die Arbeiten des Projekts Ideologie-Theorie oder aus dem Umkreis der *Argument*-Frauenredaktion – zum Stein des Anstoßes für die Vertreter des Marxismus-Leninismus wurden. Dank einer flexiblen und fast ökumenisch zu nennenden Haltung im Umgang mit theoretischen Divergenzen widerstand er, als von dieser Seite zur Trennung vom *Argument* gedrängt wurde. WFH

Zum vorliegenden Heft

Wir wüßten nicht, wie Klaus Holzkamp, so schmerzlich sein Tod für alle seine Freunde, Mitarbeiter und Schüler ist, angemessener gewürdigt werden könnte als durch Weiterführung dessen, was sein Werk für uns unentbehrlich gemacht hat. Wir veröffentlichen daher einen postumen Text über Lebensführung, der einen Eindruck von Holzkamps letztem Projekt gibt. Wir bringen diesen Text, abgesehen von Schreibfehlern, in genau der Form, in der sein Autor ihn hinterlassen hat. Dazu enthält das Heft Arbeitserinnerungen und kritisch weiterführende Überlegungen Ute Osterkamps und anderer Weggefährten. Für später ist eine Sondernummer der Zeitschrift *Forum Kritische Psychologie* vorgesehen, in der an Holzkamps hinterlassene Vorstudien zur Lebensführung angeschlossen werden soll.

Außerhalb des Schwerpunkts zeichnet Francisco Guerrero die Ideen des späten Foucault zu einer Ethik der Freundschaft nach. Auf der Suche nach einer selbstbestimmten Lebensweise versuchte Foucault, antike Freundschaftsideale in die Gegenwart zu übersetzen; der »experimentelle« Charakter gleichgeschlechtlicher Beziehung sollte generell für alternative Lebensformen nutzbar gemacht werden. – Die südkoreanische Politologin Eun-Jung Lee diskutiert die historischen Grenzen und Widersprüche der unter Kim Il Sung entwickelten Herrschaftsform, die den Kalten Krieg zu überdauern sich anschickt. Der in den westlichen Medien weidlich ausgestellte Personenkult und die Ideologie des »Dschutsche« (vgl. George Labicas Artikel *Juche* in KWM 3) erscheinen darin auch unterm Aspekt der »psychischen Dekolonisation«, als ein ambivalenter Versuch, die Folgen jahrhundertealter Fremdherrschaft zu überwinden.

Redaktionsmitteilungen

Jo Rodejohann, der seit Mai 1984 der Reaktion angehört hat, ist nach über elf Jahren ausgeschieden. Sein berufliches Engagement in Westdeutschland ließ ihm keine andere Wahl. Wir haben seiner freundschaftlichen und solidarischen Mitarbeit viel zu danken.

Zu danken ist Ute Osterkamp für ihre Unterstützung bei der Konzeption des vorliegenden Heftes. Morus Markard, Redakteur des *Forums Kritische Psychologie*, war so freundlich, das Heft redaktionell mitzubetreuen.

Verlagsmitteilungen

Edition Philosophie und Sozialwissenschaften

Enrique Dussels *Philosophie der Befreiung* hat in Europa beträchtliche Resonanz gefunden – nicht nur wegen ihrer engen Beziehungen zur Befreiungstheologie, sondern auch als herrschaftskritische Umfunktionierung der Diskursethik von Apel und Habermas. Peter Penner, der Dussels gleichnamiges Buch für den Argument-Verlag ins Deutsche übersetzte, hat nun eine kritisch-einführende Darstellung vorgelegt, die Dussels Konzeption auf ihre europäischen Quellen zurückbezieht. Gefragt wird vor allem nach der Vereinbarkeit von Marx und Levinas. (Peter Penner, *Die Außenperspektive des Anderen. Eine formalpragmatische Interpretation zu Enrique Dussels Befreiungsethik*, EPS 36, Hamburg 1996).

Ariadne-Krimis

Susan Kenney, *Wasser hat keine Balken*: Ein Naturparadies soll in einen Vergnügungspark verwandelt werden, und ausgerechnet einer der heftigen Opponenten gegen diesen Plan wird auf einer einsamen Insel ermordet aufgefunden. Kenneys Hobbydetektivin, die Literaturwissenschaftlerin Ros Howard, hat sich diesen Urlaub ohnehin ganz anders vorgestellt. Endlich einmal wollte sie sich kompetent und autonom eine Reise mit ihrem Ferngeliebten gestalten, in der sie das Steuer in die Hand nimmt: auf einer Segelyacht. Aber auch hier weiß er einmal wieder alles besser. Mit viel Witz führt uns Kenney durch alltägliche Emanzipationskämpfe. Zudem lernen wir segeln, wenn auch vorläufig nur auf dem Trockendeck eines spannenden Krimis. (Ariadne Krimi 1072)

Melissa Chan, *Geld heilt alle Wunden*: Beim Tod eines steinreichen Industriemagnaten deutet alles auf Selbstmord hin, aber warum sollte sich einer umbringen, der Geld und Macht im Überfluß hat? Inspektor Barnaby von Sydneys Mordezernat ist mit den Ermittlungen betraut, doch die wertvollsten Hinweise liefert ihm die lesbische Filmkritikerin und Hobbydetektivin Francesca Miles. Deren geschärfter Blick für Machtverhältnisse in Gesellschaft und Familie dringt hinter die blendenden Fassaden der High Society und legt tiefe Wunden offen ... Politische Aufklärung und kurzweilige Lektüre leichthändig verbunden in einem Sozial-Thriller um Geld, Macht und Geschlechterkampf. (Ariadne Krimi 1073)

Nachrichten aus dem Patriarchat

Zur Widrigkeit der Frauenquote

Weibliche Allegorien stehen für höhere Prinzipien in Kirchen, Staaten und Städten, ein der Konkurrenz entzogenes Wesen imaginärer Gemeinschaft von Männern. Zu diesen Gestalten gehört Justitia mit den verbundenen Augen.

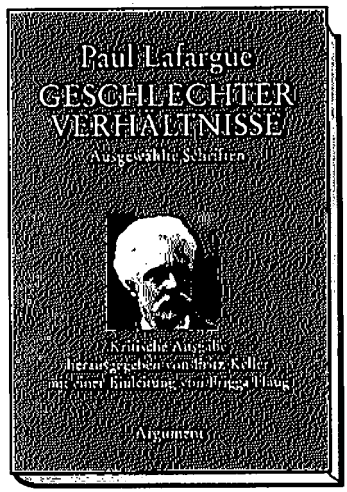
Angesichts des kürzlich vom Europäischen Gerichtshof verfügten Urteils gegen die Frauenquote triumphierte ein Kommentator der FAZ (G.H. 18.10.95), Justitia habe endlich einen Blick auf die »Fehlentwicklung der Gleichstellungsgesetze« geworfen und einem Prinzip unserer Rechtsordnung wieder Geltung verschafft: daß Frauen und Männer vor dem Gesetz nicht Geschlechtskollektive, sondern Individuen seien. Die Tatsache, daß das Kollektiv der Frauen bislang immer noch nicht den gleichen Anteil an bestimmten Stellen erreicht habe wie das »angebliche« Kollektiv der Männer, dürfe nicht dazu führen, »daß eine Frau auf Kosten eines Mannes bei der Besetzung einer Stelle automatisch bevorzugt« werde. Und weiter: »So wenig es vorstellbar ist, daß hierzulande Kollektive bestimmter Religionszugehörigkeit oder bestimmter Hautfarbe von Staats wegen gefördert werden, so wenig dürfte es hingenommen werden, daß ganze Bevölkerungsgruppen allein auf Grund ihres Geschlechtes besonders befördert werden sollen.« Die hinter dieser Äußerung steckende Logik ist bezeichnend für eine männliche Wahrnehmung der Geschlechterverhältnisse. Man braucht nur einen Blick in das Impressum der besagten Zeitung zu werfen, um zu erkennen, daß das »angebliche« Kollektiv der Männer dort einem Kollektiv der Frauen gegenübersteht, das durch ein einziges Individuum mit weiblichem Vornamen vertreten ist.

Männer sind ihrem Selbstverständnis nach Individuen ohne signifikante Geschlechtszugehörigkeit. Der Androzentrismus in Kultur und Gesellschaft erweist sich immer noch u.a. in der Tatsache, daß der Mann sein Mann-Sein außerordentlich viel häufiger aus dem Bewußtsein verliert, als die Frau ihr Frau-Sein. »Daß...das Männliche zu dem schlechthin Objektiven und sachlich Maßgebenden verabsolutiert wird – und zwar nicht nur dessen empirische Gegebenheit, sondern so, daß auch die aus dem männlichen und für das Männliche erwachsenden Ideen und idealen Forderungen zu übergeschlechtlich-absoluten werden – das hat für die Beurteilung der Frauen verhängnisvolle Folgen.« Bereits Anfang dieses Jahrhunderts hat dies der um das »Relative und das Absolute im Geschlechter-Problem« bemühte Soziologe und Kulturphilosoph Georg Simmel festgestellt. Eine Folge davon ist, daß Kollektivität in einer bedrohlichen Form von Männern mit dem Vorzeichen des anderen Geschlechts versehen wird – »die Masse ist weiblich« –, während sie ihre eigenen geschlechtshomogenen Zirkel und Veranstaltungen für eine mehr oder weniger zufällig entstandene Kooperation von Individuen zu halten geneigt sind. Als Bestandteil einer Sozialpathologie der Kolonisatoren hat übrigens Frantz Fanon während des algerischen Befreiungskrieges festgehalten, wie sich die Unfähigkeit französischer Männer, die verschleierten algerischen Frauen als Individuen wahrzunehmen, regelmäßig in den Angsttraum verwandelte, von einem Kollektiv von Frauen verfolgt zu werden, symbolisch für das gesamte algerische Volk.

Geschlechtsspezifik ist eben kein Problem, mit dem Männer es zu tun haben, die in den Kommunikationsmedien Macht, Geld und Liebe – dabei spielt die Reihenfolge eine nicht unbeträchtliche Rolle – definitionsmächtig sind. Frauen müssen darum werben, als Individuen und nicht als Geschlechtswesen wahrgenommen zu werden. Eine Quadratur des Kreises, da die Wahrnehmung von Frauen als Individuum erfahrungsgemäß allerhöchstens über eine in dieser Welt residual gewordene Kategorie verläuft, das dritte der zuvor genannten Medien.

Regine Othmer

Ausgewählte Schriften



Kritische Ausgabe
herausgegeben von Fritz Keller mit einer Einleitung von Frigga Haug
324 Seiten, gebunden mit Schutzumschlag und Lesebändchen
ISBN 3-88619-395-0. 49 DM/382 ÖS/49 SF

Paul Lafargue (1842-1911) ist vor allem als Schwiegersohn von Karl Marx bekannt, der dem Recht auf Arbeit »Das Recht auf Faulheit« zur Seite stellte. Die in diesem Band aufgelegten Texte, darunter zwei deutsche Erstveröffentlichungen, zeigen einen anderen Lafargue: Durch seine multikulturelle Herkunft sensibilisiert – er hatte schwarze, karibische, jüdische und französische Vorfahren –, interessiert er sich besonders für die Probleme von Frauen, ist er doch als Mulatte in Paris und London täglich mit einem Rassismus konfrontiert, dessen Vorurteile denen des Anti-Feminismus weitgehend gleichen.

Der »Frauenfrage« widmet sich Paul Lafargue mit der ihm eigenen Verve und Respektlosigkeit. Er sichtet ethnologische Studien, Mythen und Volksgut und entziffert die dahinterliegenden Machtkämpfe. Dabei versucht er, die Entwicklung des Eigentums zunächst in Zusammenhang mit Geschlechterverhältnissen zu bringen, um erst darin die Logik kapitalistischen Produzierens aufzudecken. Dieser hochmoderne Gedanke gipfelt in teilweise gewagten Formulierungen, deren Radikalität auch heute Anregung bieten kann, eine Reihe von Fragen weiter zu denken.

Frigga Haug in ihrer Einleitung:
»Lafargue schreibt zumeist vom Standpunkt der Frauen. Das bringt ihn zu anderen Methoden der empirischen Forschung und zu anderen Materialien aus der Geschichte. Genau wie dies später im aufbrechenden Feminismus der siebziger und vor allem achtziger Jahre des 20. Jahrhunderts geschah. Insofern ist Lafargue sicher mit Vergnügen, als Ermutigung, als Quelle, als Anregung, als Vorläufer, als jemand, von dem zu lernen ist, auch als Gefährte zu lesen.«

Ergänzt werden die zehn Originaltexte Lafargues durch eine Biographie, für die der Herausgeber und Lafargue-Experte Fritz Keller mit dem Theodor-Körner-Förderungspreis ausgezeichnet wurde.

Klaus Holzkamp

Rock lyrics

»Ich bin«

»Ich bin Deine Frau«
sagt meine Frau.
»Ich bin Deine alte Mutter«
sagt meine alte Mutter.
»Ich bin Dein Großonkel väterlicherseits«
sagt mein Großonkel väterlicherseits.
»Ich bin eine von Deinen beiden Cousinen«
sagt eine von meinen beiden Cousinen.

»Ich bin Dein bester Freund«
sagt mein bester Freund.
»Ich bin Dein Schnucki«
sagt mein Schnucki.
»Ich bin der Dritte im Bunde«
sagt der Dritte im Bunde.
»Ich bin die Ilse«
sagt die Ilse.

»Ich bin der neue Briefträger«
sagt der neue Briefträger.
»Ich bin der Vertreter von Herrn Dr. Vötz«
sagt der Vertreter von Herrn Dr. Vötz.
»Ich bin Hauptwachtmeister«
sagt Hauptwachtmeister.
»Ich bin der letzte«
sagt der letzte.

»Ich bin der Herr, Dein Gott«
sagt der Herr, mein Gott.

Ob ich wohl?

Ob ich wohl sicher sein kann,
daß ich,
wenn ich nachher wiederkomme,
diesen Stuhl noch vorfinde;
ja, ob das Haus dann noch steht,
und der Treppenflur,
um in ihn hineinzurufen?

Ob ich wohl damit rechnen kann,
daß ich,
wenn ich umgekehrt bin,
unsere Straßenecke noch wiederfinde,
und das Schild mit unserer Hausnummer,
und ihr Fenster schräg darüber?

Oder ob es besser ist, wenn ich hierbleibe,
mich nicht von der Stelle rühre,
und dies alles
unaufhörlich bewache?

Klaus Holzkamp

Alltägliche Lebensführung als subjektwissenschaftliches Grundkonzept

Vorgeschichte der Fragestellung

Eindrücke über die Relevanz von »Lebensführung« im universitären Alltag

Warum beschäftige ich mich unversehens und ohne Vorankündigung neuerdings gerade mit »Lebensführung«? Darüber mögen nicht nur andere, die davon erfahren haben, erstaunt sein: Auch ich selbst bin quasi erstaunt, daß ich – obwohl ich für meine weitere Forschungsarbeit eigentlich ganz andere Pläne hatte – plötzlich bei »Lebensführung« gelandet bin und zudem allem Anschein nach auch die nächsten Jahre dabei bleiben werde. Um anderen und mir selbst (mehr) Klarheit über die Gründe dieses Forschungsinteresses zu verschaffen, soll zunächst dessen *Vorgeschichte* etwas genauer betrachtet werden.

1. Bei meiner Zusammenarbeit mit Studierenden in Seminaren, Projekten und bei Prüfungsvorbereitungen wurde mir der (ja eigentlich naheliegende) Umstand allmählich immer deutlicher, daß die gebräuchliche Vorstellung, die studentischen Lernprozesse ergäben sich im wesentlichen aus *dem Verhältnis zwischen universitären Lernbedingungen und persönlicher Lernbereitschaft der Studierenden,* irgendwie kurzschlüssig sei (vielleicht eine Variante des von mir an anderer Stelle, 1993, herausgehobenen »Lehrlern-Kurzschlusses«): Tatsächlich seien diese Lernprozesse doch entscheidend auch durch die Lebensverhältnisse und -aktivitäten der Studierenden außerhalb der Hochschule, genauer (dieser Ausdruck drängte sich mir hier spontan auf) durch deren gesamte *alltägliche Lebensführung*, innerhalb derer das Leben an der Universität nur einen Aspekt oder Ausschnitt darstelle, *vermittelt:* Davon, wieweit es den Studierenden möglich sei, ihre Lebensführung so zu organisieren, daß das Lernen an der Hochschule dabei ein zentrales Organisationsprinzip ihres gesamten Alltags darstellt, müsse es entscheidend abhängen, ob sie bei den Lehrveranstaltungen oder sonstigen Lernanlässen an der Universität überhaupt soweit räumlich und/oder mental *präsent* sein könnten, daß von ihnen die dort gegebenen Lernchancen (sei es in einfacher Rezeption oder kritischer Distanz) angemessen wahrzunehmen seien.

Nachdem ich mir die Vermitteltheit universitären Lernens durch die alltägliche Lebensführung der Studierenden einmal verdeutlicht hatte, war es nicht weit zu der Einsicht, daß dies weder durch die Lehrenden noch durch die Hochschuladministration »offiziell« zur Kenntnis genommen wird und auch kaum systematischer Gegenstand von Diskussionen in Sprechstunden oder Seminaren ist. Die Lebensführung der Studierenden ist zwar natürlich Thema ihrer Gespräche untereinander, für die Lehrenden aber mehr oder weniger ein unbekannter Kontinent, der zudem meist nicht einmal als »unbekannt« zur Kenntnis genommen wird. Indirekte Hinweise darauf erhält man meiner Erfahrung nach noch am ehesten bei Terminabsprachen in Arbeitsgruppen und besonders Projekten als längerfristigen Arbeitsgemeinschaften: Dort fallen dann schon einmal Äußerungen wie: Abends

kann ich diese Woche nicht, da bin ich dran, auf Silke aufzupassen; oder: Am Freitag möglichst nicht, da habe ich versprochen, Maria beim Umzug zu helfen; oder auch: Ich würde das Abschreiben der Protokoll-Bänder lieber erst nächste Woche übernehmen, da sind drei Leute aus meiner WG auf Urlaub.

Bei etwas eingehenderem Nachdenken über diesen Punkt wurde mir klar, daß die universitäre »Entöffentlichung« der alltäglichen Lebensführung der Studierenden nicht nur zu administrativen und didaktischen Mängeln führen, sondern auch in der impliziten oder sogar »wissenschaftlichen« *Theorienbildung über studentisches Lernen* ihren Niederschlag finden muß, etwa indem unterschiedliche Studienerfolge bei gleichem Lernangebot umstandslos auf unterschiedliche »Lernmotivation«, unterschiedliche »Befähigung« (die dann wiederum Begabungsunterschieden oder auch Sozialisationsunterschieden geschuldet sein soll) etc. der jeweils einzelnen Studierenden zurückgeführt wird. Durch solche personalisierenden Attributionen wird, wie mir klar wurde, einerseits das Weiterfragen nach möglichen lernbehindernden Brüchen und Widersprüchen studentischer Lebensführung aufgrund spezifischer Ressourcen-Verknappungen, aber auch vieler weiterer, mehr oder weniger unbekannter Umstände, abgeschnitten, kann aber andererseits gerade dadurch die Fiktion individueller Zurechenbarkeit und »Bewertbarkeit« von Studienleistungen aufrechterhalten werden, die die Grundlage für die administrative und »pädagogische« Organisation von Studienkarrieren an der Hochschule bildet. Aus alledem ergibt sich – dies war meine Schlußfolgerung – die Notwendigkeit, den Zusammenhang zwischen Studienleistung und alltäglicher Lebensführung nunmehr zum offiziellen Thema von Diskussionen mit Studierenden zu machen, was jedoch, wie mir schien, eine vorgängige theoretische Abklärung des Konzeptes »alltägliche Lebensführung«, z.B. im Kontext eines Projektes über »Lernen an der Hochschule«, voraussetzt.

2. Nachdem ich mir die mögliche Vermitteltheit der Lernaktivitäten von *Studierenden* mit deren alltäglicher Lebensführung soweit vergegenwärtigt hatte, ließen sich für mich auch bestimmte Gelegenheitsbeobachtungen über die Arbeitsbedingungen von sozusagen *»erwachsenen« Wissenschaftler*Innen an der Universität damit in Zusammenhang bringen: Auch *deren* wissenschaftliche Arbeit ist, wie sich mir von da aus verdeutlichte, nur dann angemessen zu verstehen, wenn man davon ausgeht, daß sie dabei deren *Erfordernisse stets in irgendeiner Weise mit Erfordernissen aus anderen Bereichen ihrer Lebensführung »unter einen Hut« zu bringen* haben. So ist das wissenschaftliche Engagement mancher Kollegen offensichtlich dadurch systematisch begrenzt, daß sie sich abends und an Wochenenden regelmäßig »um ihre Familie kümmern« müssen. Wo sich – was ich gelegentlich beiläufig mitkriegte – Kollegen von ihrer Familie trennten und in eine eigene Wohnung zogen, schien mir als naheliegender Grund dafür nun nicht mehr nur die obligatorische Freundin plausibel: Vielleicht wollte sich der Kollege ja auch die Bedingungen dafür schaffen, um an einer wissenschaftlichen Arbeit wirklich in Ruhe »dranbleiben« zu können. Auf die sicherlich noch zugespitztere einschlägige Problematik bei Wissenschaftler*innen* bin ich vermutlich nur deswegen kaum gestoßen, weil es in meinem professoralen Kollegenkreis nur sehr wenige davon gibt. In diesem Zusammenhang wurde mir deutlich, daß meine eigenen mehrfachen Ausbrüche aus familialen Bindungen auch unter dem Gesichtspunkt neu

gesehen werden können, daß dabei schließlich eine Art von Lebensführung resultierte, in welcher das Engagement für einen Lebenspartner und das Engagemant für wissenschaftliche Arbeit nicht mehr in Widerspruch zueinander stehen.

Von da aus kam ich dann auf den – zugegebenermaßen spekulativen – Gedanken, daß das Problem, wie man als verheirateter, männlicher Normalwissenschaftler seine professionelle Arbeit mit seinem Familienleben vereinbar machen kann, sich möglicherweise sogar in der *Art der Organisation des Wissenschaftsbetriebes und des Publikationswesens in der psychologischen »scientific community«* niedergeschlagen haben könnte. So sind die Sitte führender psychologischer Zeitschriften, insbesondere in den USA, nur kurze Artikel über experimentelle Untersuchungen anzunehmen und dabei ausführlichere theoretische Erörterungen wegzustreichen, ebenso wie die Tendenz, größere Monographien zugunsten häufig auf Kongreß-Referaten basierender Aufsatzsammlungen bzw. »Reader« zu verdrängen, u.a. auch ausgesprochen »familienfreundlich«: Solche »Häppchen« kann man sicherlich gut in den Lücken zustandebringen, die einem die häuslichen Verpflichtungen übriglassen, und der Gefahr, daß man sich von wissenschaftlichen Fragen soweit gefangennehmen und »wegtragen« lassen könnte, daß eine »ordentliche« Lebensführung auf familialer Basis darunter leidet, ist damit effektiv vorgebeugt. Auch die akademische Normal-Karriere – vier experimentelle Publikationen in Standard-Zeitschriften im Jahr – wäre auf diese Weise ohne Vernachlässigung von Frau und Kindern abzusichern. Man könnte sogar noch weitergehen und vermuten, daß auch die *wissenschaftstheoretische* Basis der traditionellen Psychologie – Marginalisierung und Abwertung von Grundlagenbesinnungen über die theoretische und methodologische Problematik des Faches zugunsten der Favorisierung von Minitheorien und ihrer experimentellen »Prüfung« – von den Integrationsanforderungen der alltäglichen Lebensführung derer, die eine so verstandene »Wissenschaft« betreiben, nicht völlig unberührt sein mögen. Die konservativ-familialistisch geprägte amerikanische Mittelstandsideologie und die von Grund auf konservativ verfaßte akademische Psychologie kämen sich hier also in gewisser Weise entgegen: Wissenschaftliche Selbstzweifel, Kritik, Versuche einer prinzipiellen Neuorientierung sind so gesehen in einem »spekulativ« und unwissenschaftlich wie auch »unordentlich« bis unmoralisch, da einer »normalen«, d.h. familienzentrierten Lebensführung abträglich. Innerhalb der bekannten, in psychologischen Forscherkreisen tradierten Wissenschaftler-Typologie wäre demnach der »tough minded scientist« – anders als der »tender minded philosopher« – ein erfolgreicher Wissenschaftler, der seine Familie nicht vernachlässigt.

Nach Kenntnisnahme solcher bis dahin mehr beiläufigen Eindrücke und Überlegungen wird dem Zuhörer/Leser vielleicht verständlich, daß ich allmählich zu der Auffassung kam, ich müsse mich – um diese Eindrücke/Überlegungen überprüfen und substantiieren zu können – auf mehr grundsätzlicher Ebene eingehender mit dem Konzept der »Lebensführung« beschäftigen. Dabei wurde mir etwas klar, das diese Vornahme entscheidend bestärkte, nämlich der Umstand, daß *»Lebensführung« in der traditionellen Psychologie* offensichtlich *radikal unterbelichtet* ist: Zwar findet man – etwa in der Entwicklungspsychologie, Persönlichkeitsforschung, Pädagogischen Psychologie, Arbeits- und Organisationspsychologie etc. – in jeweils speziellen Zusammenhängen gelegentlich

begriffliche Prägungen vor, die mehr oder weniger eng mit dem Konzept »Lebensführung« in Zusammenhang gebracht werden können, jedoch ist in der Psychologie während ihrer gesamten einzelwissenschaftlichen Geschichte seit Wundt »alltägliche Lebensführung« an keiner Stelle als *selbständiges theoretisches Problem* auch nur halbwegs systematisch und umfassend analysiert und konzeptualisiert worden. Ich wurde – in dem Maße, wie mir die zentrale psychologische Bedeutung des »Lebensführungs«-Konzeptes zu schwanen begann – immer neugieriger darauf, herauszufinden, warum das so ist. Um die Klärung dieser Frage in Angriff nehmen zu können, mußte ich allerdings erst einmal selbst – mindestens bis zu einem gewissen Grade – mein bisheriges Vorverständnis von »Lebensführung« in ein wissenschaftliches Verständnis überführen können – und dies möglichst nicht aus dem »hohlen Bauch«, sondern unter Berücksichtigung dazu geleisteter Beiträge *außerhalb der Psychologie.*

Die Münchener Konzeption einer »Soziologie alltäglicher Lebensführung«

Bei meinen einschlägigen Recherchen in der Soziologie und Philosophie war ich allerdings zunächst nicht so recht fündig: Zwar stieß ich hier nicht selten auf das Stichwort »Lebensführung«, aber im Umfeld anderer, davon nicht klar getrennter Begriffe, besonders dem bis heute sehr populären Konzept des »Lebensstils«, dabei auf relativ unklare Übergänge zu den Ansätzen der ja heute in den (nichtpsychologischen) Sozialwissenschaften auch sehr verbreiteten »Biographieforschung«. Selbst in neuen Publikationen, die das Wort »Lebensführung« sogar im Titel tragen (vgl. Vetter 1991) fand ich inhaltlich dann doch wieder relative Übergänge oder Gleichsetzungen von »Lebensführung« mit »Lebensstil«, »Lebenslage«, »Lebenszusammenhang«, »Lebenswelt« etc.; m.E. konnte nur aufgrund dieser Ausweitung der Herausgeber des Buches in seinem einführenden Beitrag das Konzept der »Lebensführung« als einen »Allerweltsbegriff« bezeichnen (9ff). – Zusätzlich frustrierend war für mich, daß in all solchen Konzeptualisierungen das, worauf ich aufgrund meiner benannten Vorüberlegungen hinauswollte, kaum eindeutig und faßbar zutage trat.

Ich stellte mich also schon auf ziemlich längliche historisch-begriffsanalytische Vorarbeiten ein (was meine Begeisterung für das Thema jedenfalls kaum steigerte), als ich – durch den Hinweis eines Kollegen am Institut – auf einen Arbeitskreis stieß, der nicht nur die erforderlichen historischen Klärungen sowie Abgrenzungen und Präzisierungen des »Lebensführungs«-Konzepts m.E. bereits geleistet, sondern darüber hinaus eine eigene Konzeption »alltäglicher Lebensführung« theoretisch entwickelt und empirisch realisiert hatte, die soweit differenziert und entfaltet ist, daß ich mit meinen weiteren Überlegungen unmittelbar daran ansetzen konnte. Gemeint ist das Forschungsprojekt *»Flexibilisierte Arbeitsverhältnisse und die Organisation der individuellen Lebensführung (Veränderungen in der Arbeitsteilung von Personen«*, Teilprojekt A des Sonderforschungsbereichs 333 der Universität München, mit den Projektmitgliedern Karl Martin Bolte, Luise Behringer, Wolfgang Dunkel, Karin Jurczyk, Werner Kudera, Maria S. Rerrich und Gerd-Günter Voß. Repräsentative Veröffentlichungen des Projekts sind (neben Einzelpublikationen) einmal die von Karin Jurcyk und Maria S. Rerrich herausgegebene Artikelsammlung »Die Arbeit des Alltags. Beiträge zu einer Soziologie der alltäglichen Lebensführung« (1993a), in der viele Projektmitglieder publiziert haben; und weiterhin die Monographie von Gerd-Günter Voß, »Lebensführung als Arbeit. Über die Autonomie der Person im Alltag der Gesellschaft« (1991), in welcher die theoretischen und methodologischen Grundpositionen des Projekts weiterführend

artikuliert und in ihrer Besonderheit gegenüber anderen Ansätzen herausgehoben sind. An der eigenen Lektüre der Arbeiten dieses Projekts kommt m.E. niemand vorbei, der sich ernsthaft mit »alltäglicher Lebensführung« beschäftigt. Deswegen will ich dessen Positionen im folgenden in aller Kürze nur soweit darstellen, daß meine folgende Diskussion der Gründe für die Ausklammerung des »Lebensführungs«-Konzeptes in der Psychologie und meine anschließenden subjektwissenschaftlichen[1] Analysen (zur Behebung dieses Mangels) von da aus verständlich werden. Eingehendere Darstellungen bestimmter Punkte erfolgen dann – wo nötig – später jeweils am Ort.

Vielleicht findet man am ehesten Zugang zum Konzept der »Lebensführung« (in diesem Abschnitt meines Beitrags immer: im Sinne des benannten Projekts aus dem SFB 333), wenn man sich zunächst die Besonderheit von »alltäglicher Lebens*führung*« gegenüber dem »Lebens*lauf*« als biographischer Dimension des »Lebens« verständlich zu machen sucht: Zwar ist die »Lebensführung« natürlich *real* ein Aspekt der je eigenen Biographie und so auch deren Veränderungen (in ihrem Verlauf von der Geburt bis zum Tode) unterworfen. Dennoch muß »alltägliche Lebensführung« *funktional* als gegenüber der Biographie eigenständige Verlaufsgestalt betrachtet werden. Dies ergibt sich in gewisser Weise schon aus der besonderen Gegebenheitsweise des »Alltags«, der durch die individuelle »Lebensführung« organisiert wird: »Veralltäglichung« der Aktivitäten des Individuums bedeutet alltägliche *Wiederholung* von Ablaufsformen, etwa (als Standard-Ablauf): morgens um 7 Uhr Aufstehen, Frühstück, Zeitung, 8. 30 Zur-Arbeit-Gehen, 17 Uhr Nach-Hause-Kommen, Abendbrot, Fernsehen, ins Bett. Die *Routinisierung* eines solchen Ablaufs ist in gewissem Sinne »lebensnotwendig«, sie sorgt dafür, daß »das Leben weitergeht«. Die »Alltäglichkeit« der Lebensführung besitzt als »*Tagtäglichkeit*« sozusagen eine eigene *reproduktive bzw. selbstreproduktive Systemqualität*, die sich auf biographische Entwicklungen und Veränderungen nicht reduzieren läßt. Entsprechend hebt Voß (1991, 99ff) die »*Synchronie*« der Aktivitäten alltäglicher Lebensführung in ihrer Eigenständigkeit gegenüber dem »diachronen Entwurf« des Lebenslaufs heraus.

Wenn man den selbständigen Systemcharakter von »alltäglicher Lebensführung« genauer erfassen will, muß man sich vor allem anderen klarmachen, daß diese – trotz der Routinisierung des Alltags – nicht von allein geschieht, sondern immer eine *aktive Leistung des Individuums* ist. Dies gilt nicht nur da, wo weitergehende Gestaltungsspielräume zur Verfügung stehen, sondern bereits für Aktivitäten, die rigide von außen »vorgeschrieben« sind: Zwar *muß* ich, wenn ich pünktlich zur Arbeit oder zur Schule kommen soll, um 7 Uhr aufstehen, dennoch bin *ich* es, der hier aufstehen muß, und schließlich *könnte* ich auch im Bett bleiben. Dies heißt, daß das Individuum mit seiner Lebensführung (wie Voß es ausdrückt) immer über bestimmte *»Freiheitsgrade«*, also eine relative »Autonomie« gegenüber seinen Lebensbedingungen verfügt, die zwar mehr oder weniger gering sein mögen, aber – weil dann die Lebens*führung* sich selbst aufheben würde – niemals gegen Null gehen können. Dies schließt ein, daß die in der alltäglichen Lebensführung vorausgesetzte und angestrebte Routinisierung der Lebensabläufe niemals ein endgültig erreichter »stationärer Zustand« sein kann, sondern ein mit der Lebensführung aktiv immer wieder neu herzustellendes und gegen Störungen verschiedener Art abzusicherndes *Fließgleichgewicht* darstellt.

Dies wird vollends deutlich, wenn man sich klar macht, daß die alltägliche Lebensführung kein eindimensionaler, widerspruchsfreier Prozeß ist, sondern daß man dabei verschiedenartigen *»äußeren Anforderungen«* aus unterschiedlichen *»Lebensbereichen«* begegnet (solche Lebensbereiche sind nach Voß (1991, 261) etwa der »Beruf«, die »Familie«, der »Freundeskreis« etc.), mit denen man jeweils bestimmte *»Arrangements«* treffen muß, womit die Organisation der Lebensführung im ganzen als *»Arrangement der Arrangements«* (ebd., 262) gekennzeichnet werden kann. Die aktive Leistung, die

mit der Lebensführung zu erbringen ist, läßt sich so als eine immer wieder neu herzustellende aktive *Integration* verschiedener »Anforderungen« aus den einzelnen alltäglichen »Lebensbereichen« charakterisieren, die auf verschiedenen Anforderungsebenen in unterschiedlicher Weise zutage tritt: so auf der »Ebene der *zeitlichen Organisation des Alltags*« als Synchronisations-, Koordinations- und Planungsleistung, auf der »Ebene der *sachlich-arbeitsteiligen Organisation des Alltags*« als Abstimmungs- und Aushandlungsleistung bezüglich der individuellen Optionen wie der Verteilung von Aufgaben und Ressourcen und auf der »Ebene der *sozialen Organisation des Alltags*« als Aushandlungs- und Abstimmungleistung zur Regulierung von Beziehungen und sozialen Kontakten (Jurczyk & Rerrich 1993b, 27). Allgemeiner Hintergrund für die Notwendigkeit solcher permanenter Integrationsleistungen angesichts verschiedenartiger »Anforderungen« ist die Erfahrung der *Begrenztheit* von Lebensmöglichkeiten aufgrund der »*Knappheit*« von Ressourcen: Knappheit an materiellen Gütern, Knappheit an Sorge- und Zuwendungskapazitäten, und – hinter allem – *Knappheit an Lebenszeit*, die letztlich in der Erfahrung der Endlichkeit des je eigenen Lebens begründet ist: Nur wegen solcher Verknappungen kann man die verschiedenen »Anforderungen« des Lebens nicht einfach der Reihe nach abarbeiten, sondern muß in ihrer Integration eine »*Ökonomie« der Lebensführung* entwickeln, mit welcher Prioritäten gesetzt, Kompromisse geschlossen, Widersprüche neutralisiert, Konflikte bereinigt (oder mindestens stillgestellt) werden. Der Lebensführung als integrativer Verarbeitung, d.h. auch *Interpretation* der Anforderungen aus den Lebensbereichen nach Maßgabe ihrer Relevanz für die Aufrechterhaltung des »Alltags« kommt demnach (wie besonders Voß in verschiedenen Zusammenhängen betont) eine »*Eigenlogik*« gegenüber den vorgegebenen Verhältnissen zu, durch welche es allein gelingen kann, sich selbst gegenüber den Verhältnissen zu behaupten, und so trotz des allfälligen Gedränges »alles, was man täglich zu tun hat ›auf die Reihe zu kriegen‹« (Jurczyk & Rerrich 1993b, 12).

Mit dem Konzept der »alltäglichen Lebensführung«, wie es von der Münchener Arbeitsgruppe entwickelt wurde, ist – über die angedeuteten Binnendifferenzierungen hinaus – auch eine prinzipielle *theoretische Position* zum soziologischen Grundproblem der *Beziehung zwischen Individuum und Gesellschaft* eingenommen: Indem »Lebensführung« als eine aktive Integrations- oder (wie man sich gelegentlich noch zugespitzer ausdrückt) »*Konstruktions*leistung« des Subjekts angesehen wird, geht man auf *kritische Distanz* zu gängigen soziologischen Denkweisen, in denen die Individuen stets auf irgendeine Weise als *bloß abhängige Größe der »Gesellschaftsstruktur«* o.ä. betrachtet werden: Zwar wird einerseits eingeräumt, daß die individuelle Lebensführung »keineswegs eine beliebig gestaltbare und gestaltete Angelegenheit allein der Person ist, sondern selber von gesellschaftlichen Strukturen und Mechanismen mitgeformt wird« (Kudera & Voß 1990, 157); es wird hier also keinesfalls die »ideologische Konstruktion« unterstützt, der gemäß »jeder ... seines Glückes Schmied« sein soll (Jurczyk & Rerrich 1993b, 37). Andererseits aber wird herausgestellt, daß »auch diejenigen, die nur vor schlechten Alternativen stehen, aufgefordert sind, sich in ihrer Lebensführung im Dickicht der Optionen einen Weg zu bahnen«. »Lebensführung« sei »als *vermittelnde Kategorie* zwischen Subjekt und gesellschaftlichen Strukturen gedacht, wobei die *Handlungsräume des Subjekts in Auseinandersetzung mit diesen Strukturen* besondere Beachtung finden« (a.a.O., 37, Hervorh. K.H.). Damit ist ein kategoriales Grundanliegen des Forschungsansatzes der Münchener Gruppe angedeutet, das immer wieder an herausgehobener Stelle als »*Subjektorientierung*« umschrieben wird, und das – obzwar im Übergangsbereich zwischen Soziologie und Psychologie gelegentlich antreffbar – innerhalb der theoretischen *Soziologie i.e.S.* eine kritische bzw. alternative Position markiert (vgl. etwa Voß 1991, 10f, und Bolte 1983).

Aus dem Ansatz der »Subjektorientierung« versteht sich nun auch die Art, in der das hier vertretene Konzept der »alltäglichen Lebensführung« gegenüber scheinbar ähnlichen soziologischen Konzeptionen spezifiziert wird. In der Monographie von Voß (1991) finden sich dazu eingehende Auseinandersetzungen. Dies soll hier exemplarisch nur an der Diskussion des (wie gesagt) heute besonders verbreiteten und populären *»Lebensstil«*-Konzeptes kurz verdeutlicht werden. – Voß (a.a.O., 180ff) widmet der Geschichte und Bedeutung dieses Konstrukts eine ausführliche Analyse und kommt dabei zu der Auffassung, daß man den Begriff »Lebensstil« zwar im Prinzip zur Akzentuierung eines *bestimmten Aspektes von »Lebensführung«*, nämlich deren »expressiver« bzw. »ästhetisch-demonstrativer« Seite, benutzen könnte, wobei aber dessen eingeführte tatsächliche Verwendung dies praktisch kaum zulasse: So würde etwa bei Pierre Bourdieu (auf dessen einschlägige Arbeiten die heutige Verbreitung und Beliebtheit des »Lebensstil«-Konzeptes wesentlich zurückzuführen ist, vgl. dazu etwa Mörth & Fröhlich 1994) zwar bei dessen Elaboration als Mittel zur symbolisch-kulturellen »Stilisierung« des eigenen Lebens bzw. der eigenen Gruppenzugehörigkeit eine Begrifflichkeit entwickelt, in der – wie im Konzept des »Habitus« – die aktiv-subjekthaften Gestaltungsmöglichkeiten der Individuen ausdrückbar sein *könnten*. Bei genauerem Hinsehen zeige sich aber, daß Bourdieu dabei die übliche soziologische Grundposition einer *einsinnigen Determiniertheit des Individuums durch die Gesellschaftsstruktur* nirgends verlasse und so auch den »Habitus« bzw. den »Lebensstil« als abhängige Größen von klassen- bzw. schichtspezifischen Struktureigentümlichkeiten der Gesellschaft betrachte. Bei einem solchen verbreiteten Verständnis von »Lebensstil« könne dieser mithin nicht als Spezifikation von »Lebensführung« aufgefaßt werden: Vielmehr sei das Konzept der »alltäglichen Lebensführung« als eine *theoretische Alternative* zum Lebenstilkonzept zu begreifen: »Im Unterschied zu Bourdieu wird hier als Transmitter eine *Konstruktion der Person* angeboten, mit der sich diese aktiv auf Gesellschaft bezieht, sich die Bedingungen, die sie in der Gesellschaft vorfindet, arbeitend aneignet und zurichtet und dabei tendenziell Gesellschaft auch verändert, ja eigentlich (mit anderen zusammen) erst schafft« (Voß 1991, 170).

Die kritisch-alternative Position, die das Münchener Projekt mit seinem Lebensführungs-Konzept bezieht, artikuliert sich an herausgehobenen Stellen zugespitzt in der Feststellung, »alltägliche Lebensführung« sei eine *systematische »Blindstelle«* der Soziologie – und dies *trotz* der relativen Beliebtheit von Wortzusammensetzungen mit »Leben«, wobei (wie ich ja bereits unter Bezug auf Vetter, 1991, erwähnt habe) durchaus auch der Begriff »Lebensführung« im Austausch mit ähnlichen Konzepten vorkommt. Voß artikuliert diese Kritik schon am Beginn seines Buches unter dem Stichwort »Individuum und Gesellschaft – tertium non datur? Das alltägliche Leben als ›missing link‹ der Soziologie« (1991, 7) und führt im weiteren in verschiedenen Zusammenhängen aus, was damit gemeint ist: Die Tendenz, das individuelle »Leben« entweder (wie wir ja am Beispiel »Lebensstil« dargestellt haben) auf die Seite der »Gesellschaft«, oder aber (wie im Konzept der »Identität«) auf die Seite der Individuen zu schlagen, also die Ebene der *Vermittlung* gesellschaftlicher Bedingungen und individueller Lebenstätigkeit durch die aktiven Integrations- und Konstruktionsleistungen des Subjekts auszusparen. An anderer Stelle (Kudera & Voß 1990) wird dies durch den Hinweis erläutert, immer noch herrsche »in den Sozialwissenschaften eine Sichtweise der Lebenspraxis von Menschen vor, die diese konzeptuell zerlegt, arbeitsteilig weiterverarbeitet und um die *Subjekte als diese Praxis konstituierende Akteure bereinigt*« (156f, Hervorh. K.H.). Dies schlage sich auch in der Art und Weise nieder, wie in der Soziologie etwa mit den für die bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse charakteristischen »Dichotomisierungen von ›Arbeit und Freizeit‹ sowie ›Arbeit und Reproduktion‹« umgegangen würde: »Was die Art der Vermittlung dieser Sphären anlangt, gibt es eine ganze Reihe von Hypothesen, die sich alle

darin gleichen, daß das Subjekt selber als eine seine Lebenspraxis integrierende Instanz zugunsten einer funktionalen Betrachtung darüber geopfert wird, welche Bedeutung diese Sphären jeweils füreinander haben« (157).

Bis zu diesem Punkt habe ich die »Lebensführungs«-Konzeption der Münchener Forschungsgruppe zunächst nur *systematisch* entfaltet und dabei ihr Erkenntnisinteresse und ihre konkrete Forschungspraxis noch ausgespart. Ich werde darauf zurückkommen, sehe mich aber bereits an dieser Stelle soweit vorbereitet, um zunächst die früher gestellte Frage zu diskutieren, warum »Lebensführung« in der theoretischen Psychologie praktisch kein Thema ist, hier also einen »blinden Fleck« markiert, der die vom Münchener Projekt benannte »Blindstelle« in der Soziologie womöglich noch weit übertrifft. Damit soll dann gleichzeitig der Einsatzpunkt für eine subjektwissenschaftliche Konzeption von »Lebensführung« als Perspektive für die weiteren Analysen deutlich werden.

Leugnung/Abwehr »alltäglicher Lebensführung« durch die traditionelle Psychologie und Psychoanalyse

Wenn man sich vergegenwärtigt, daß der Soziologie im Zuge der wissenschaftlichen Arbeitsteilung, wie sie sich seit dem vorigen Jahrhundert herausgebildet hat, der Part einer empirischen Wissenschaft von »der« Gesellschaft zugefallen ist, so muß der Umstand, daß dabei das individuelle »Leben«, sei es als Sozialisationsprozeß, sei es als »Lebensstil« o.ä. oder eben als »Lebensführung«, in die Position einer abhängigen Größe der Gesellschaftsstruktur geraten ist, nicht weiter verwundern. So ist es verständlich, daß man mit Ansätzen wie dem Münchener »Lebensführungs«-Konzept, das die relative Autonomie des Subjekts gegenüber der Gesellschaft und dessen Möglichkeit, seine eigenen gesellschaftlichen Lebensumstände mitzugestalten, zur Geltung bringt, in ein »alternatives«, oppositionelles Verhältnis zur traditionellen Soziologie geraten mußte. Gleichzeitig mag es (wenn man nicht so genau hinsieht) naheliegen, in einem solchen »Gegen-den-Strom-Schwimmen« innerhalb der *Soziologie* eine Bewegung der *Annäherung an die Psychologie* zu vermuten, da diese doch mit der benannten wissenschaftlichen Arbeitsteilung gerade den Gegenpart einer empirischen Wissenschaft vom *Individuum* übernommen habe. Entsprechend müßte – so mag man weiter vermuten – das Konzept der individuellen »Lebensführung« im Sinne der Münchener Forscher, das in der Soziologie aus Gründen des überkommenen soziologischen Gegenstandsverständnisses erst gegen Widerstände durchgesetzt werden muß, in der Psychologie längst Heimatrecht genießen und zu den umfassend diskutierten Grundkonzepten gehören. Wie also ist es zu erklären, daß gerade das Gegenteil der Fall ist, also hinsichtlich »Lebensführung« in der psychologischen Grundlagendiskussion ein noch tieferes Schweigen herrscht als in der traditionellen Soziologie?

Um auf diese Frage eine Antwort zu finden, muß man sich (wie mir scheint) vor allem anderen über den eigentümlichen Weg Rechenschaft geben, auf welchem die herrschende Psychologie im Laufe ihrer arbeitsteiligen Herausbildung als »Einzelwissenschaft« zu dem besonderen Selbstverständnis von »Wissenschaftlichkeit« und »strenger« wissenschaftlicher Forschung kam, durch das sie bis heute (wie man will) ausgezeichnet oder stigmatisiert ist und das sie soweit von anderen Sozialwissenschaften isoliert hat, daß sie sich selbst nicht einmal mehr als Sozialwissenschaft bezeichnen mag: Für die Psychologie wurde – aufgrund komplexer Anleihen bei außerpsychologisch-»naturwissenschaftlichen« bzw. -»exakten« Disziplinen, wie Physiologie, Physik, Mathematik und neuerdings Informatik – »wissenschaftliches« Vorgehen schließlich gleichbedeutend mit der *Konzeptualisierung und Realisierung von Bedingungen, unter denen menschliches Verhalten »vorhersagbar«* sein soll. Damit waren gleichzeitig methodologisch komplexe

alltägliche Lebenssituationen als Forschungsgegenstand in die zweite Reihe gedrängt zugunsten einer *ausgezeichneten Standardsituation*, in welcher der Zusammenhang zwischen den eingeführten Bedingungen und den »vorherzusagenden« Verhaltensweisen (»unabhängigen« und »abhängigen Variablen«) möglichst *rein* darstellbar sein soll, weil nur so eindeutig prüfbar sei, ob das jeweilige »Verhalten« tatsächlich auf die theoretisch konzeptualisierten »Bedingungen«, nicht aber auf »störende« Bedingungen irgendwelcher Art zurückzuführen ist: Das *psychologische Experiment* als »Königsweg« der Erkenntnisgewinnung in der Psychologie. Da eine bloß *experimentelle* Bedingungskontrolle in der Forschungspraxis auf Grenzen stößt (was man der Kompexität des psychologischen Gegenstandes zu attribuieren pflegt) entwickelte sich im Zusammenhang mit der Zentrierung der Psychologie um das »Experiment« gleichzeitig ein Verfahren zur zusätzlichen *statistischen* Bedingungskontrolle, nämlich die moderne *Inferenz-Statistik*, mit deren Hilfe man, obwohl die angestrebte Isolation der »experimentellen« Effekte von Nebeneffekten nur selten hinreichend gelingt, dennoch wenigstens den Grad der *Wahrscheinlichkeit*, mit welcher das »vorhergesagte« Verhalten auf die Wirksamkeit der vom Experimentator hergestellten Bedingungen zurückgeführt werden kann, beurteilbar machen möchte. Die damit angedeutete Komplementärbeziehung ist gemeint, wenn wir im folgenden vom *experimentell-statistischen Grundmodell* der traditionellen Psychologie sprechen.

Mit der Konstruktion der Dichotomie zwischen einer unübersichtlichen »Alltagsrealität« und einer vom Forscher hergestellten und kontrollierten »experimentellen Realität« als ausgezeichnetem Ort wissenschaftlichen Erkenntnisgewinns hat sich die traditionelle Psychologie das grundsätzlich unlösbare Problem des Verhältnisses zwischen beiden »Realitäten« und der *Übertragbarkeit experimentell gewonnener Befunde auf die »Alltagsrealität«* eingehandelt: Da das »bereinigte« Bedingungsgefüge, aus dem die experimentellen Befunde extrahiert wurden, in der »Alltagsrealität« per definitionem nicht vorkommt, sind diese Befunde, ebenfalls per definitionem, darauf nicht anwendbar; die hilfsweise Behauptung, eine solche Anwendung sei aber doch soweit möglich, wie Strukturähnlichkeiten zwischen »experimenteller Realität« und »Alltagsrealität« bestünden, trägt aus dem gleichen Grund – nämlich, weil man per definitionem über die Struktur der »Alltagsrealität« nichts wissen/sagen kann – nicht weit. Aufgrund der darin begründeten (in verschiedenen Zusammenhängen auch von Vertretern der traditionellen Psychologie immer wieder geäußerten) Einsicht, daß man aus experimentellen Resultaten über außerexperimentelle Lebenssituationen (z.B. aus Lernexperimenten über schulisches Lernen) nichts wesentliches erfahren kann, ist man in vielen Bereichen dazu übergegangen, in den jeweils thematisierten Lebenssituationen quasi in Wiederholung der Fragestellungen der »reinen« experimentellen Forschung, eigene empirische Untersuchungen durchzuführen. Normalerweise folgt man dabei aber der gleichen »bedingungsanalytischen« Logik wie die eigentliche experimentelle Forschung, nur mit ermäßigten Strenge-Kriterien – konzipiert so etwa statt experimenteller Designs *»quasiexperimentelle«* Desings, durch welche auch in den angesprochenen Allagssituationen eine experimentell-statistische Bedingungskontrolle noch irgendwie möglich sein soll. Damit hat man aber das benannte Anwendungsproblem offensichtlich nicht gelöst, sondern nur verschoben: Man hat nämlich in den jeweiligen Alltagssituationen wiederum eine (wenn auch weniger rigoros) experimentell und/oder statistisch »bereinigte« Realität als Ort des Erkenntnisgewinns ausgezeichnet, und die Auffassung, die in solchen »quasiexperimentellen Realitäten« gewonnenen Befunde stünden der Alltagsrealität aber »näher« als die eigentlichen experimentellen Befunde, ist zwar intuitiv einleuchtend, aber wiederum nicht wirklich begründbar (abgesehen vielleicht von Situationen, die in sich schon der Struktur der »experimentellen Realität« nahekommen, wie der Schulklasse, vgl. Holzkamp 1993, 444). Abhilfe ist hier sicherlich nur in

dem Maße zu schaffen, wie man das benannte Bedingungs- bzw. Variablenmodell und die damit notwendig verbundene Konstruktion der zwei »Realitäten« total zugunsten anderer Modellvorstellungen hinter sich läßt. Offensichtlich reicht die bloße Berufung auf »qualitative Methoden« dazu nicht aus, da das variablenpsychologische Modell (in wiederum gewandelter und abgeschwächter Form) auch unter diesen Voraussetzungen noch durchschlagen kann. Wieweit es in der Psychologie tatsächlich (schon) Forschungsfelder jenseits des Variablendenkens gibt, ist schwer auszumachen und soll hier nicht diskutiert werden. Auf jeden Fall hätten solche Entwicklungen bisher auf das zentrale Selbstverständnis der Psychologie nicht durchgeschlagen (wobei nicht nur wissenschaftstheoretische sondern auch ideologische bzw. wissenschaftssoziologische Gründe verschiedener Art die »experimentell-statistische« Identität des Faches abzusichern scheinen). Die Konstruktion einer ausgezeichneten Situation wissenschaftlicher Erkenntnis ist nun aber nicht nur charakteristisch für die traditionelle *akademische* Psychologie mit ihrer Heraushebung der »experimentellen Realität« gegenüber der »Alltagsrealität«: Eine (in dieser Hinsicht) ähnliche Konstruktion und entsprechende Realitätsverdoppelung findet sich auch in einer Disziplin, die – obzwar (hierzulande) organisatorisch meist nicht zur Psychologie gerechnet – dennoch einen tiefgehenden Einfluß auf diese und auf das allgemeine Bewußtsein ausübt: die *Psychoanalyse* mit ihrer Heraushebung des »*therapeutischen Settings*« als bevorzugter, wenn nicht alleiniger Stätte der Hervorbringung psychoanalytischer Erkenntnis. Dieses Setting, auch »therapeutische Situation« genannt, ist in seiner klassischen, durch Freud inaugurierten Ausprägung bereits durch eine spezielle *Sitzanordnung* eindeutig qualifiziert: Der Patient liegt auf einer Couch und der Therapeut hat auf einem Sessel dahinter Platz genommen. Diese Anordnung ist nicht etwa nebensächlich und zur Not entbehrlich, sondern konstituierender Bestandteil der therapeutischen Situation. Freud gibt den Analytikern entsprechend deutliche Anweisungen: »Besonders viele Patienten sträuben sich gegen die ihnen vorgeschlagene Lagerung, während der Arzt ungesehen hinter ihnen sitzt, und bitten um Erlaubnis, die Behandlung in anderer Position durchzumachen, zumeist, weil sie den Anblick des Arztes nicht entbehren wollen. Es wird ihnen regelmäßig verweigert« (FGW VIII, 472f). – Zur vorgeschriebenen Sitzanordnung kommen weitere Anweisungen über die psychische Verfassung, in die sich die Beteiligten innerhalb des Settings bringen sollen: Dem *Therapeuten* wird von Freud empfohlen, sich bei »*gleichschwebender Aufmerksamkeit* seiner eigenen unbewußten Geistestätigkeit« zu überlassen, »Nachdenken und Bildung bewußter Erwartungen möglichst« zu vermeiden, »nichts von dem Gehörten sich besonders im Gedächtnis« fixieren zu wollen, »und solcher Art das Unbewußte des Patienten mit seinem eigenen Unbewußten« aufzufangen (FGW XIII, 215). Dem *Patienten* legt Freud als Voraussetzung für die Möglichkeit der Behandlung als »*psychoanalytische Grundregel*« auf, »sich in einen Zustand von ruhiger Selbstbeobachtung ohne Nachdenken zu versetzen und alles mitzuteilen, was er dabei an inneren Wahrnehmungen machen kann: Gefühle, Gedanken, Erinnerungen, in der Reihenfolge, in die sie in ihm auftauchen. Wir warnen ihn dabei ausdrücklich, irgendeinem Motiv nachzugeben, welches eine Auswahl oder Ausschließung unter den Einfällen erzielen möchte, möge es lauten, das ist zu *unangenehm* oder zu *indiskret*, um es zu sagen, oder das ist zu *unwichtig*, es gehört nicht hierher, oder das ist *unsinnig*, braucht nicht gesagt zu werden« (FGW XI, 297, Hervorh. im Original). Weiterhin werden der/dem PatientIn von Freud auch Anweisungen darüber gegeben, wie sie/er sich in ihrem/seinem Alltag außerhalb der Therapiesitzung so zu verhalten habe, daß diese dadurch nicht gestört, sondern in ihrer heilenden Funktion unterstützt und bestätigt wird: So fordert er von den PatientInnen, die »*analytische Kur... soweit es möglich ist, in der Entbehrung – Abstinenz*« durchzuführen (FGW XII, 187, Herv. im Original); durch diese »Abstinenz-Regel« soll sichergestellt werden, daß bei

ersten Behandlungserfolgen dennoch die Motivation der/des PatientIn zur Heilung aufrechterhalten und nicht durch vorschnelle Befriedigungen verschiedener Art herabgesetzt wird. Darüber hinaus werden die/der PatientInnen von Freud sogar »dazu verpflichtet, während der Dauer der Kur *keine lebenswichtigen Entscheidungen* zu treffen, etwa keinen Beruf, kein definitives Liebesobjekt zu wählen, sondern für alle diese Absichten den Zeitpunkt der Genesung abzuwarten« (FGW X, 133f, Herv. K.H.); hier soll also quasi der Alltag der/des PatientInnen zur Förderung einer ungestörten Behandlung möglichst »stillgestellt« werden. Auch darüber, durch welche speziellen »Mechanismen« der *weitere Gang* des durch das psychoanalytische Setting (in seinen räumlichen und psychischen Zurüstungen) geprägten Behandlungsprozesses charakterisiert ist, sind von Freud dezidierte Vorstellungen entwickelt und konzeptualisiert worden: Das entscheidende Movens der Therapie ist demnach – etwa neben dem durch die Therapie erzeugten »Widerstand« der/des PatientIn und dessen Analyse durch den Therapeuten – der Mechanismus der »*Übertragung*«, d.h. einer Art von »uneigentlicher« Verliebtheit der PatientIn in den Therapeuten, durch welche diese – obwohl sie selbst ihre Verliebtheit für echt halte – tatsächlich ihre infantilen Triebwünsche auf den Therapeuten »übertrage« – ein Zustand, den der Therapeut sowohl zu nutzen als auf eine Weise in der Schwebe zu halten habe, daß daraus keine echte Liebesbeziehung zwischen ihm und der PatientIn entstehe, was einschließe, daß der Therapeut auch seine eigene »*Gegenübertragung*« handhaben und kontrollieren müsse. Durch die »Übertragung« als *für die psychoanalytische Situation spezifisches* Phänomen »gelingt es uns« – so Freud – »regelmäßig, allen Symptomen der Krankheit (der/des PatientIn, K.H.) eine neue Übertragungsbedeutung zu geben, seine gemeine Neurose durch eine Übertragungsneurose zu ersetzen, von der er durch die therapeutische Arbeit geheilt werden kann« (FGW X, 134f).

Zwar wurden die – insbesondere auch räumlichen – Anordnungen des klassischen psychoanalytischen Setting in manchen nachfolgenden Richtungen der Psychoanalyse mehr oder weniger weitgehend geändert. Indessen bringt Lorenzer (1974) m.E. die Problemsituation präzise auf den Punkt, wenn er schreibt: »Und selbst wenn im weiteren Fortschritt der psychoanalytischen Praxis das Setting aufgehoben würde, schon allein der Umstand, daß die psychoanalytische Theoriebildung bis zur vollen Entfaltung des gegenwärtigen Theoriestandes so und nicht anders aufgebaut worden war, belegt zweifelsfrei, daß diese Einrichtung dem Verfahren und dem Erkenntnisgegenstand bis zur Gegenwart angemessen ist« (105). Mit anderen Worten: Das psychoanalytische Setting darf nicht als bloße Anordnung zur Erleichterung therapeutischer Praxis verkürzt werden, sondern ist (dem Anspruch nach) als ein *herausgehobener Ort genuiner Einheit von therapeutischer Praxis und wissenschaftlichem Erkenntnisgewinn* anzusehen, durch den – weil *nur hier* die benannten Bedingungen für die Konstitution des therapeutischen Prozesses realisierbar sind – die Entwicklung der psychoanalytischen Grundbegrifflichkeit überhaupt erst ermöglicht wurde. Der Analytiker muß also – wie Lorenzer (1974) überzeugend herausarbeitete – dem psychoanalytischen Grundansatz zufolge für seine Untersuchungen das analytische Setting keinesfalls verlassen: Echte psychoanalytische Forschung spiele sich im Gegenteil hier, und nur hier ab. So war es immanent gesehen kein Mangel, daß etwa Freud den »kleinen Hans«, dessen »Fall« die psychoanalytische Theorienbildung wesentlich beeinflußte, nie gesehen hat, sondern nur aus dem therapeutischen Gespräch mit dem Vater kannte, sondern entsprang vielmehr zwingend der Logik psychoanalytischen Erkenntisgewinns. Konsequenterweise drängt Lorenzer direkte Erfahrungen außerhalb des Settings ziemlich radikal an den Rand des psychoanalytischen Erkenntnisprozesses, so, wenn er mit Bezug auf die psychoanalytische Kinderforschung schreibt: »In der Tat gibt es, zumal in der Kleinkind-Untersuchung, ein reiches Arbeitsfeld der Direktbeobachtung. Sie fungiert freilich allemal als Appendix der Psychoanalyse«

(1974, 284). – Wieweit die Auszeichnung der therapeutischen Situation als Erkenntnismittel auch für psychologische Therapie-Konzeptionen außerhalb der Psychoanalyse kennzeichnend ist und hier ebenfalls einen eigenständigen »therapeutischen« Erkenntnisprozeß konstituieren soll (Cronbach & Meehl: Clinical vs. statistical prediction), will ich hier nicht untersuchen. Jedenfalls scheint mir die Modellfunktion psychoanalytischen Denkens auch in vielen Bereichen der nichtanalytischen Klinischen Psychologie unverkennbar.

Wir können also zusammenfassend festhalten, daß das Verfahren des Erkenntnisgewinns in der traditionellen Psychologie im weiteren Sinne, also einschließlich der Psychoanalyse, prinzipiell als wesentlich gebunden an *ausgezeichnete, vom Forscher hergestellte Standardsituationen*, das *»Experiment«* bzw. das *»therapeutische Setting«* anzusehen ist, was eine *Verdoppelung der Realität* in eine *»experimentelle«* bzw. *»therapeutische Realität«*, in der die eigentliche empirische Forschung stattfindet, und eine *»alltägliche Realität«* minderer wissenschaftlicher Dignität und Aussagekraft einschließt. Die methodische Planung der psychologischen Erkenntnisaktivitäten ist demnach wesentlich darauf gerichtet, die beiden »Realitäten« möglichst sauber auseinanderzudividieren, d.h. dafür zu sorgen, daß die »reinen« wissenschaftlichen Forschungsbedingungen im »Experiment« bzw. »Setting« nicht durch das Eindringen der Alltagsrealität verunreinigt werden. Die schon angesprochene Ungeklärtheit des Verhältnisses zwischen »wissenschaftlicher« und »alltäglicher Realität« sowie der Übertragbarkeit von im Experiment bzw. Setting gewonnenen Erkenntnissen auf das alltägliche Leben der Individuen ist demnach, da in der »Realitätsverdoppelung«, wie sie sich in der Geschichte des Faches herausgebildet hat, beschlossen, in gewissem Sinne *konstituierend* für das Gegenstandsverständnis der Psychologie im Ganzen, somit quasi ein »Geburtsfehler«, der sie gegenüber Nachbardisziplinen wie Soziologie und Sozialanthropologie von vornherein gnoseologisch benachteiligt und immanent nicht heilbar, sondern nur verschleiernd hin- und herzubewegen bzw. mit letztlich untauglichen Mitteln wegzuerklären ist. Ich will dies hier – da es mein Thema überschreiten würde – nicht ausführlich diskutieren, sondern nur ein (m.E. allerdings sehr aussagekräftiges) Symptom solcher systembedingten Verschleierungs- und Verdrängungsprozesse herausheben – eben die benannte *vorsätzliche Blindheit der Psychologie/Psychoanalyse gegenüber der Tatsache und der wissenschaftlichen Konzeptualisierung der »alltäglichen Lebensführung« ihrer »Versuchspersonen« bzw. Patienten/Klienten.*

Man könnte diese Blindheit bereits aus dem Umstand als hinreichend erklärt betrachten, daß die Psychologie – quasi als Kehrseite der Auszeichnung der erkenntnisbringenden »Standardsituationen« – den Alltag ihrer Versuchspersonen/Klienten – und damit eben auch deren alltägliche *Lebensführung* – entwerten und marginalisieren muß. Den Kern des Problems trifft man – wie mir scheint – jedoch erst, wenn man diese Argumentation quasi umkehrt und sich vergegenwärtigt, daß – sofern man die »alltägliche Lebensführung« als wissenschaftliches Grundproblem offiziell anerkennen würde, die benannten »Standardsituationen«, das Experiment bzw. das Setting, unweigerlich selbst ihrer *Einmaligkeit als ausgezeichneter Erkenntnisstätten beraubt* wären – was jetzt genauer ausgeführt werden soll.

Wenn man die »Lebensführung« (mit der Münchener ForscherInnengruppe) als aktive Integrations- und Konstruktionsleistung des Subjekts begreifen würde, durch die es sich mit den Anforderungen aus verschiedenen Lebensbereichen »arrangiert« und diese Einzelarrangements wiederum in einem Gesamtarrangement (»Arrangement der Arrangements«) koordiniert, so könnte man nicht umhin, auch das »Experiment« bzw. »Setting« als derartigen Arrangements unterworfen zu betrachten. Dies hieße aber zuzugeben, daß dergestalt der *Stellenwert*, der dem Experiment/Setting im individuellen

Gesamtarrangement alltäglicher Lebensführung zugesprochen wird, nicht durch den Experimentator/Therapeuten, sondern *durch die Vpn/KlientInnen bestimmt* ist, und daß dabei das *Interpretationsmonopol* hinsichtlich der Funktion und Bedeutung des Experiments/Settings nicht – wie dieser aufgrund seiner theoretischen Voreingenommenheit glaubt – beim Experimentator/Therapeuten, sondern bei den *Vpn/KlientInnen* liegt. Die Betroffenen machen sich also aus dem Zusammenhang ihrer alltäglichen Lebensführung ihren eigenen »Vers« auf die Bedeutung, die sie dem Experiment/Setting beilegen wollen und haben dabei auch die Möglichkeit, die *»Instruktionen«/Verlautbarungen des Experimentators/Therapeuten*, mit denen diese die *gnoseologische Sonderstellung ihrer jeweiligen »Erkenntnisstätten« gesichert zu haben meinen*, aus ihrem *alltäglichen Lebenszusammmenhang heraus umzuinterpretieren*, ihn also von da aus quasi immer wieder »einzuholen«. Dieser – ja eigentlich naheliegende, nur aus ideologischen Gründen verdrängte – Umstand hat (bekanntlich) in der experimentellen Psychologie zu einer ganzen Teildisziplin, der *»Sozialpsychologie des Experiments«*, geführt, in welcher der »instruktionswidrige« Eigensinn der Vpn, die sich in der experimentellen Situation *ihre* Gedanken über das, was hier geschieht, machen und verdeckt danach handeln (können), einerseits zugestanden wird und andererseits in zirkulärer Weise dennoch wiederum experimenteller Kontrolle unterworfen werden soll (vgl. dazu etwa Markard 1984, 142ff). In der Psychoanalyse (und vielleicht darüber hinaus in weiteren Bereichen der Klinischen Psychologie) ist die Frage, wie die KlientInnen das therapeutische Setting und die Funktion des Therapeuten darin *von einem Standort außerhalb der Therapiesitzung* wahrnehmen/interpretieren und was daraus für ihr Verhalten in der Therapie folgt (soweit ich sehe) bisher kaum ein besonderes Forschungsthema (lediglich in einem großen, von Ole Dreier inaugurierten Kopenhagener Forschungsprojekt, dessen Resultate bald veröffentlicht werden, ist dem Umstand systematisch Rechnung getragen, daß z.B. die Familie nicht nur Gegenstand des therapeutischen Gesprächs ist, sondern daß auch umgekehrt in Gesprächen am Familientisch die Therapie/der Therapeut zum Diskussionsgegenstand gemacht und Lesarten – von denen der Therapeut normalerweise keine Ahnung hat – darüber festgelegt werden). So kann man etwa die zitierte Freudsche Anweisung an die Therapeuten, den Patienten für die Dauer der Therapie nicht nur »Abstinenz«, sondern auch quasi die »Stillstellung« ihrer Lebensführung aufzuerlegen (womit, da sie dieser Anweisung kaum genügen können – oder wollen können – eine neue Quelle von therapeutisch nutzbaren Schuldgefühlen eröffnet ist) scheint mir als Versuch, die Patienten daran zu hindern, sich dem Zugriff des Therapeuten durch den Aufbau von Fluchtburgen in ihrem Alltagsleben zu entziehen, wohl auch heute noch als symptomatisch für das Verhältnis der Psycholanalyse zur alltäglichen Lebenspraxis ansehen.

Die subjektwissenschaftliche Fassung von »Lebensführung« als Ausweg

Da gemäß dem methodologisch-theoretischen Grundansatz der Psychologie/Psychoanalyse die Standardsituationen des Experiments/Settings zwar den Kontext für die Interpretation der Lebenssituationen der Vpn/KlientInnen darstellen, aber als *selbst kontextfrei* einen absoluten Maßstab für alles und jedes abzugeben scheinen, also (mit einem treffenden Terminus von Jean Lave) eine Sonderrolle als *»privileged noncontext«* beanspruchen (vgl. etwa Lave, Smith & Butler 1987), kann hier ein theoretischer Begriff von »alltäglicher Lebensführung«, von dem aus das Experiment bzw. Setting als *eine unter anderen kontextabhängigen Alltagssituationen/Lebensbereichen*, die vom Individuum integriert werden, zurückgestuft ist, *keineswegs zugelassen* werden. Ein Begriff von »alltäglicher Lebensführung«, mit dem ihre Eingefriedetheit in psychologische Spezialgebiete

überwunden und deren prinzipieller Charakter als übergeordnete Instanz der Strukturierung *aller* Bereiche der Lebensrealität (einschließlich Experiment und Setting) aus der Perspektive des Subjekts zur Geltung gebracht ist, wird also von der Psychologie/Psychoanalyse nicht nur vernachlässigt, sondern stellt quasi eine *Bedrohung der eigenen methodologischen Grundansprüche* dar und muß deswegen *aktiv ausgeschlossen bzw. verdrängt* werden. Dies bedeutet auch, daß die Psychologie/Psychoanalyse die »Seiten« der Subjektivität, die das Individuum zum Akteur seiner eigenen Lebensführung machen, seine Möglichkeit, aufgrund der »Eigenlogik« der Lebensführung auf die Umweltbedingungen in relativer Autonomie aktiv zu antworten und diese ggf. zu beeinflussen, systematisch wegleugnen muß: Wo käme man denn hin, wenn das Subjekt auf diese Weise sich die »Freiheit« nehmen könnte, auch auf die im Experiment/Setting für sie hergestellten »wissenschaftlichen« Lebensbedingungen gemäß der Eigenlogik *seiner* Lebensführung aktiv zu antworten und damit die »Logik« des Experiments/Settings in seiner Sonderrolle als primär erkenntniskonstituierender Instanz anzuzweifeln?

In alledem liegt – verallgemeinert gesehen – mindestens einer der wesentlichen Gründe dafür, daß in den psychologischen/psychoanalytischen Grundkonzepten – selbst da, wo man das »Subjekt« als Forschungsthema dezidiert in den Mittelpunkt stellen will – dessen Möglichkeit, mit seinen Interpretations- und Deutungsaktivitäten auch die *»Wissenschaft« einzuholen und zu umgreifen, nicht »vorgesehen«* ist: Der »wissenschaftliche Außenstandpunkt«, von dem aus objektive Forschung allein denkbar sein soll, wird – wenn auch vielleicht nur »letztinstanzlich« – als der übergeordnete Standpunkt betrachtet, der durch die »Gegenstandssubjekte« nicht erreichbar ist – richtiger: nicht erreichbar sein *darf*, weil sonst psychologische »Wissenschaft«, wie sie hier allein vorstellbar erscheint, nicht stattfinden könnte.

Es ist sicherlich nicht schwer, sich klar zu machen, daß – wenn wir in dieser Weise weiterargumentieren würden – unsere Überlegungen unweigerlich in die prinzipiellen Auseinandersetzungen einmünden müßten, die von uns seit vielen Jahren um das Problem »Subjektwissenschaft vs. Kontrollwissenschaft« bzw. »Theorien *über* Menschen vs. Theorien *für* Menschen« geführt werden und die wir hier nicht in Gänze rekapitulieren wollen. Es sollte aber schon deutlich geworden sein, daß die aufgewiesene »Blindheit« der Psychologie gegenüber den theoretischen Implikationen/Konsequenzen (des Konzepts) »alltäglicher Lebensführung« im Rahmen der traditionellen Psychologie/Psychoanalyse nicht überwunden werden kann, weil man mit der beanspruchten gnoseologischen Sonderstellung des Experiments bzw. Settings und aller daraus abgeleiteten Zurüstungen, um die Betroffenen als »Gegenstand« der Forschung zu fixieren, der *rückwirkenden Eingemeindung der Wissenschaft/des Wissenschaftlers in die alltägliche Lebensführung eben dieser Betroffenen quasi hilflos ausgeliefert* ist. Eine Rettung aus diesem Dilemma ist m.E. nur möglich, wenn die Forschenden die Betroffenen (Vpn, KlientInnen etc.) quasi *auf ihre Seite ziehen*, also aus ihrer fiktiven Rolle als Forschungsobjekte befreien und – im Sinne der subjektwissenschaftlichen Methodologie – zu »Mitforschern« machen: Nur, indem man so die alltägliche Lebensführung gemeinsam analysieren kann, besteht die Möglichkeit, auch die wissenschaftliche Arbeit von einem verallgemeinerten Subjektstandpunkt als Bereich der »alltäglichen Lebensführung« zu erforschen, ohne dabei mit den Prinzipien

psychologischen Erkenntnisgewinns in Widerspruch zu geraten. Damit hat sich verdeutlicht, daß eine psychologische Konzeptualisierung von »Lebensführung« zwar – aufgrund ihrer einschlägigen »Blindheit« – nicht aus der Position der traditionellen Psychologie, wohl aber aus der Position der psychologischen Subjektwissenschaft in Angriff genommen werden kann. Entsprechend sehe ich mich im folgenden vor der Aufgabe, den geschilderten soziologischen Ansatz der »alltäglichen Lebensführung«, wie er von der Münchener ForscherInnengruppe erarbeitet wurde, unter subjektwissenschaftlichen Vorzeichen psychologisch zu elaborieren – womit allerdings nun doch eine – wenn auch themenzentrierte – Diskussion des subjektwissenschaftlichen Gesamtansatzes unvermeidlich ist.

Die subjektwissenschaftliche Reinterpretation des Münchener Konzepts »alltäglicher Lebensführung

Soziologisches und subjektwissenschaftliches Erkenntnisinteresse an Lebensführung: »Zeitdiagnose« und »Selbstverständigung«

Was heißt es, das Münchener »Lebensführungs«-Konzept subjektwissenschaftlich auszuarbeiten? Warum kann man es in der subjektwissenschaftlichen Psychologie nicht so lassen, wie es ist und einfach damit arbeiten, zumal es sich ja doch schon selbst explizit als »subjektorientiert« versteht? Um auf diese Frage eine Antwort zu finden, soll bei dem sehr allgemeinen Gesichtspunkt des »Erkenntnisinteresses« begonnen und zunächst das Erkenntnisinteresse des subjektwissenschaftlichen Ansatzes (im Sinne der Kritischen Psychologie) mit dem Erkenntnisinteresse des Münchener Projektes ins Verhältnis gesetzt werden.

Obwohl das »Lebensführungs«-Konzept aus dem SFB 333 der Münchener Universität seinem Selbstverständnis nach *subjektorientiert* ist, würde man dieses Selbstverständnis gründlich mißdeuten, wenn man darin eine irgendwie geartete Annäherung an *psychologische* Sichtweisen und Fragestellungen vermuten würde: Es handelt sich dabei vielmehr um einen Ansatz, der sich dezidiert und ausschließlich in den fachlichen Kontext der *Soziologie* stellt, nämlich als Beitrag zur *empirischen Sozialstrukturanalyse* begreift. Entsprechend ortet man die historischen Ursprünge des eigenen Lebensführungskonzeptes in der klassischen Soziologie, nämlich bei Max Weber, in dessen Werk »Die protestantische Ethik und der ›Geist‹ des Kapitalismus« aus dem Jahre 1904/05 der Zusammenhang zwischen der Entwicklung des modernen Kapitalismus und der puritanischen bzw. pietistischen Forderung einer asketischen Lebensführung eindringlich herausgearbeitet wurde: »Ein konstitutiver Bestandteil des kapitalistischen Geistes, und nicht nur dieses, sondern der modernen Kultur: die rationale Lebensführung auf der Grundlage der *Berufsidee*, ist – das sollten diese Darlegungen erweisen – geboren aus dem Geist der *christlichen Askese*« (1993, 152, Hervorh. im Original). Wenn also Jurczyk & Rerrich (1993b, 33) die Münchener Forschungen zur Lebensführung »in den größeren Zusammenhang der sozialwissenschaftlichen Diskussion um die Entwicklung der Bundesrepublik als moderne Gesellschaft« einordnen, so stellen sie damit das allgemeine Erkenntnisinteresse ihres Projekts (wenn auch mit anderen historischen und theoretischen Bezügen) m.E. eindeutig in die Tradition des Weberschen Denkens und Forschens zur modernen Lebensführung.

Die Dimensionen der gesellschaftlichen Entwicklung etwa der Bundesrepublik werden dabei von Jurczyk und Rerrich (1993b) – unter Bezug auf die einschlägige soziologische Diskussion – unter den Stichworten »›*Modernisierung*‹, ›*Rationalisierung*‹

und ›Individualisierung‹« (z.B. 35ff, Herv. K.H.) in vielfältigen Zusammenhängen herausgehoben. Den damit verbundenen »Wandel« der gesellschaftlichen Verhältnisse charakterisiert etwa Voß (1991, 359ff) als »Wandel von *Einstellungen und Orientierungen*«, »Wandel von *Formen des Zusammenlebens*« und »Wandel der *Arbeits- und Beschäftigungsverhältnisse*« (Hervorh. K.H.).

Aus dieser dezidiert historisch-zeitdiagnostischen Sichtweise ergibt sich zunächst, daß dabei sogar die *Entstehung* von »Lebensführung« als selbständiges sozialwissenschaftliches Problem/Konzept einschlägig historisiert wird:

»Die Kategorie ›Lebensführung‹ ergibt in ihrer wörtlichen, emphatischen Bedeutung, sein Leben selbst ›zu führen‹, d.h. ihm eine Richtung zu geben, unseres Erachtens erst mit dem *Übergang zur Moderne* einen Sinn. Zwar haben die Menschen auch in vormodernen Gesellschaften ihr Leben ›geführt‹; nie waren sie nur passiv Herrschaftsstrukturen ausgeliefert. Doch waren in der Regel die Restriktionen gesellschaftlicher Strukturen größer und vor allem auch selbstverständlicher als vorgegebene akzeptiert als Möglichkeiten, einen Schritt über solche festgefügten Grenzen – wie z.B. des Sklavensystems oder der ständischen Ordnung – hinauszugehen« (Jurczyk & Rerrich 1993b, 35, Hervorh. K.H.).

Daraus versteht sich weiterhin, daß hier »Lebensführung« vorwiegend unter dem Aspekt ihrer *Akzentuierung und Differenzierung* unter dem Druck der durch die Modernisierung, d.h. auch Rationalisierung und Individualisierung der Gesellschaft sich herausbildenden neuen Anforderungen an die Selbständigkeit der Alltagsbewältigung durch die Individuen betrachtet wird. Entsprechend wird von Kudera & Voß (1990) schon im Titel die »Lebensführung« als »Arbeitsteilung der Person unter *Veränderungsdruck*« qualifiziert (Hervorh. K.H.); und Voß (1991) entwickelt aus dem vorher diagnostizierten gesellschaftlichen Modernisierungsprozeß in seinen verschiedenen Dimensionen Fragestellungen für die Analyse der sich daraus ergebenden Veränderungen der Lebensführung unter dem Stichwort: »Zunahme von Komplexität, Differenzierung und Autonomie der Lebensführung? Mögliche Reaktionen auf der Ebene der Lebensführung« (363ff). Dabei wird von Voß auch die »relative Autonomie« gegenüber den gesellschaftlichen Lebensverhältnissen, die (wie gesagt) einerseits (qua »Freiheitsgrade«) als *allgemeines* Definitionsmerkmal von »Lebensführung« herausgestellt wurde, andererseits in ihrem *Ausprägungsgrad* historisiert, nämlich als »Reaktion« auf den fortschreitenden Modernisierungsprozeß betrachtet, was Voß in der folgenden »These« zusammenfaßt: »Die Formen der ›Lebensführung‹ können eine verstärkte Eigenständigkeit gegenüber sozialen Bedingungen bekommen. Dies kann verstärkte oder neuartige Probleme zwischen den beiden Sphären hervorrufen (These der zunehmenden Autonomie)« (369).

Aus dem sozialstrukturanalytischen und »zeitdiagnostischen« Erkenntnisinteresse der Münchener Arbeitsgruppe ergibt sich auch die dezidiert *soziologische Rahmenfragestellung* ihres empirischen Forschungsansatzes: Es geht hier darum, den Zusammenhang zwischen verschiedenen sozialstrukturellen Merkmalen und individueller Lebensführung unter »Modernisierungsdruck« möglichst differenziert zu demonstrieren. Dazu dient das klassische soziologische Verfahren der »Befragung« von Individuen mit unterschiedlichen demographischen Merkmalen. Dazu Jurczyk & Rerrich (1993b, 15f):

»Die Befragten waren im mittleren Lebensalter und lebten in einer Partnerschaft mit mindestens einem Kind. Bei ihrer Auswahl wurde darauf Wert gelegt, daß auch die Partnerin bzw. der Partner berufstätig waren.« – »Dies schien uns wichtig zu sein, weil die zunehmende Frauenerwerbsquote und die immer deutlicher artikulierten Ansprüche an ein selbstbestimmtes Leben jenseits der traditionellen Geschlechterrollen besondere Veränderungen und Konfliktpotentiale in der alltäglichen Lebensführung vermuten ließen. Weil diese Prozesse in der Stadt und auf dem Land unterschiedlich ausgeprägt sind, kam ein Teil der Befragten aus einem städtischen und der andere aus einem ländlichen Milieu. Systematisch variiert wurde nach folgenden Beschäftigtengruppen:

(a) ArbeiterInnen und mittleren Angestellten aus der Industrie mit einer Gleitzeitregelung;
(b) Kaufhausverkäuferinnen mit sog. kontingentierter Teilzeitarbeit;

(c) Industriearbeiter aus einer Fabrik mit einem rollierenden Voll-Konti-Schichtsystem;
(d) hochqualifizierte Computerfachleute eines internationalen Rechenzentrums mit Voll-Konti-Schicht;
(e) AltenpflegerInnen mit unterschiedlichen Wechselschichten;
(f) und schließlich freie MitarbeiterInnen aus dem Bereich der Massenmedien mit großer individueller Zeitsouveränität, aber nur eingeschränkter Sicherheit des Beschäftigungsverhältnisses«.

Das methodische Vorgehen der Münchener Forschungsgruppe ist (so Jurczyk & Rerrich 1993b) »*qualitativ orientiert*. Es wurden sog. leitfadengesteuerte, themenzentrierte Interviews von durchschnittlich zwei- bis dreistündiger Dauer durchgeführt« (16, Hervorh. K.H.). Dies deswegen, weil charakteristische »Formen der Lebensführung nicht auf der Grundlage standardisierter Befragungen zu erfassen« sind. »Dazu wird ein Vorgehen benötigt, das sich sehr intensiv auf die Besonderheiten der jeweiligen Lebensführung im einzelnen Fall einläßt, um dann durch die detaillierte Analyse vieler Einzelfälle ein differenziertes, größeres Bild zu erschließen«. Dementsprechend folgte die »Auswahl der Befragten ... also nicht nach dem Gesichtspunkt statistischer Repräsentanz, was allerdings nicht heißt, daß sie beliebig war. Die Untersuchungsgesamtheit setzt sich aus einer theoriegeleiteten Auswahl von Gruppen, die nach bestimmten Kriterien ausgewählt wurden, zusammen« – wobei zur Begründung dieses Verfahrens auf das Konzept des »theoretical sampling« von Strauss bezug genommen wird (17). – Die besondere Weise, in der die Person der einzelnen Befragten bei dieser Art von qualitativem Vorgehen zur Geltung kommt, verdeutlicht sich auch daraus, daß sie in den Forschungsberichten auch als *Einzelpersonen benannt* werden, und zwar nicht nur als »Herr A.« und »Herr B.«, sondern meist sogar quasi unter Nennung des vollen Namens: »Herr Modes« und »Herr Winkelmann« (Dunkel 1993, 203f bzw. 204ff); »Frau Hollweg« und »Frau Hillermeier« (Jurczyk & Rerrich 1993c): Dies vielleicht als besonderer Ausdruck der »Subjektorientierung«, wie sie vom Münchener Projekt verstanden wird.

Auf dem Hintergrund des soweit entfalteten soziologischen Erkenntnisinteresses der Münchener Forschungsgruppe wäre nun – wie gesagt – die Besonderheit unseres *subjektwissenschaftlichen* Erkenntnisinteresses, aus dem sich die Notwendigkeit einer Elaboration des von dieser Gruppe entwickelten Lebensführungskonzeptes begründen läßt, auseinanderzulegen, wobei ja ausgewiesen werden muß, daß Subjekt*wissenschaft*, wie wir sie verstehen, tatsächlich etwas *anderes* ist als die Sujekt*orientierung* im Sinne des Münchener Projekts. Von da aus bietet es sich an, mit den weiteren Überlegungen bei der Frage einzusetzen, worin dieser Unterschied denn bestehen soll. Dabei ist es klar, daß damit im Prinzip auch die Besonderheit der subjektwissenschaftlichen gegenüber der traditionellen *Psychologie* zur Frage steht – was hier aber, da wir ja deren Unfähigkeit zur systematischen Thematisierung des »Lebensführungs«-Problems bereits dargelegt haben, nicht im Mittelpunkt der Diskussion stehen soll. – Wieweit Gedankenentwicklungen wie die, die wir uns damit vorgenommen haben, überzeugen können oder in die Irre gehen, hängt – wie sich immer wieder gezeigt hat (vgl. etwa Holzkamp 1993, 177ff) – wesentlich davon ab, ob man dafür den richtigen *Anfang* gefunden hat. Womit also beginnen? Genauer gefragt: Was ist das *Kernkonzept*, quasi die »Keimzelle«, von wo aus sich alle weiteren Züge des subjektwissenschaftlichen Erkenntnisinteresses (an Lebensführung), damit auch seine Eigentümlichkeiten gegenüber anderen einschlägigen Ansätzen, möglichst bruchlos und stringent entwickeln lassen?

Während, wie gezeigt, das Münchener Konzept der Lebensführung – bei aller »Subjektorientierung« – *gesellschaftszentriert* ist, nämlich den Modernisierungsprozeß gesellschaftlicher Strukturen als Bezugsgröße für die Analyse von »Lebensführung« nimmt, ist die (im folgenden zu erarbeitende) subjektwissenschaftlich-psychologische Version – diese Bestimmung ist ihr im Zuge der sozialwissenschaftlichen Arbeitsteilung zugeflossen und hat sie deswegen mit der traditionellen Psychologie gemeinsam – in irgendeiner Weise »*individuumzentriert*«. Was heißt dies nun aber speziell für die subjektwissenschaftliche Psychologie (in Abhebung von der traditionellen Psychologie)? Die Programmatik dazu haben wir bereits früher (XX*) geliefert: Der gemeinsame Nenner der traditionellen Psychologie (einschließlich der Psychoanalyse) sei der (mindestens letztinstanzliche) *wissenschaftliche Außenstandpunkt*, dessen Aufgeben hier als gleichbedeutend mit dem Verlassen des Standpunkts der Wissenschaft angesehen wird – womit gleichzeitig die »Individuen« zwangsläufig (wiederum mindestens letztinstanzlich) auf ihre Position »auf der anderen Seite«, die des Forschungsgegenstandes, verwiesen seien (auch in den »hermeneutischen« Spielarten des Psychoanalyseverständnisses sind die einander gegenübergestellten Positionen des »Auslegenden« und des »Ausgelegten« letztlich unverrückbar festgeschrieben): Im subjektwissenschaftlichen Ansatz dagegen seien die betroffenen Individuen (Vpn, KlientInnen etc.) aus ihrer fiktiven Rolle als Forschungsobjekte befreit und zu den Forschenden hinübergezogen, stünden damit quasi auf der gleichen Seite wie jene. Um diese Programmatik auszuführen, kann man (wie früher von uns versucht) am Konzept einer »Psychologie vom verallgemeinerten Subjektstandpunkt«, an der Qualifizierung des wissenschaftlichen »Mitforscher«-Verhältnisses, an der Spezifizierung subjektwissenschaftlicher Psychologie als »Psychologie im Begründungsdiskurs« etc. ansetzen. Bei meinen Überlegungen zu der vorliegenden Arbeit ist mir der Gedanke gekommen, daß diese Konzepte vielleicht besser in ihrem Zusammenhang begreiflich gemacht werden können, wenn man bei einem anderen Konzept beginnt, das von uns bisher zwar stets mitgedacht, aber kaum explizit thematisiert worden ist: dem (von Marx geprägten) Begriff der »*Selbstverständigung*« als zentraler Intention subjektwissenschaftlichen Erkenntnisinteresses, der damit probeweise als die gesuchte »Keimzelle« für die weitere Gedankenentwicklung eingeführt sei.

»Selbstverständigung«, dies bedeutet vor allem anderen »Verständigung mit mir selbst« über ein von mir Gemeintes, hier: über »Lebensführung«: Ich bin darauf aus, etwas, das ich schon »irgendwie weiß«, für mich reflexiv faßbar, das Implizite explizit, das Undeutliche deutlich zu machen, also (mit einem schönen Ausdruck von Hugh Mehan, 1979, 176) mein »verschwiegenes Wissen« (»tacit knowledge«) in »gewußtes Wissen« zu verwandeln. Damit ist – indem hier bisher nicht klar Gesagtes (vielleicht Unsagbares) »zur Sprache gebracht« werden soll, potentiell auch der *Andere* in den Selbstverständigungsprozeß einbezogen, er ist aufgefordert oder es ist ihm anheimgestellt, meinen Versprachlichungsversuch bei sich nachzuvollziehen, um herauszufinden, ob *er* damit auch zu größerer Klarheit, etwa über »Lebensführung«, zu gelangen vermag. In diesem, und nur in diesem Sinne bedeutet das Interesse an »Selbstverständigung« auch ein Interesse an der »Verständigung« mit anderen, um so eine *gemeinsame Sprache* über ein dennoch stets nur »je mir selbst« Gegebenes zu finden: Dies ist gemeint, wenn wir zur Kennzeichnung

Ansatzes von »*je meinem*« Standpunkt bzw. »*je meiner*« Perspektive als »verallgemeinertem Subjektstandpunkt« reden (vgl. etwa Holzkamp 1991; aus den Anklängen an Heideggersche Redeweisen sollten hier keine weitergehenden Entsprechungen abgeleitet werden). Im Kontext des Erkenntnisinteresses an (gemeinsamer) »Selbstverständigung« kann demnach – dies eine wesentliche Konsequenz – keiner den anderen zum Objekt machen, weil er ihn damit aus dem gemeinsamen Selbstverständigungsprojekt ausschließen würde: Der hier gesetzte *intersubjektive Verständigungsrahmen* ist, im Kontext der Selbstverständigungs-Intention grundsätzlich nicht unterschreitbar. Dies bedeutet auch, daß im subjektwissenschaftlichen Forschungsansatz die Besonderheit der *wissenschaftlichen* Position bzw. der Position des »Wissenschaftlers« niemals durch die Definition eines von dieser gegenüber den Betroffenen eingenommenen »Außenstandpunkts« jenseits des intersubjektiven Verständigungsrahmens, sondern nur *innerhalb* dieses Rahmens herausgehoben werden kann – dies ist das »*Mitforscher-Verhältnis*«, auf das wir noch zurückkommen.[2]

Wenn ich ein Interesse an »Selbstverständigung« habe, so ist dabei impliziert, daß es hier für (je) mich tatsächlich etwas zu »verstehen« gibt, was nicht ohnehin auf der Hand liegt, daß also in und hinter scheinbar Unproblematischem und »Eindimensionalem« wie »alltäglicher Lebensführung« (die schließlich jeder kennt) Probleme und Problematiken verborgen sind, die – um offenbar und »sagbar« zu werden – eben der Anstrengung eines (gemeinsamen) Selbstverständigungsprojektes bedürfen. Gegenüber tatsächlich »unproblematischen« Sachverhalten (wenn es die denn gibt) mögen andere Forschungsansätze versuchen, ein darauf bezogenes Erkenntnisinteresse zu begründen: Sie liegen jedenfalls nicht im Bereich des Erkenntnisinteresses psychologischer Subjektwissenschaft. Die damit angesprochene *Differenz bis Widersprüchlichkeit* zwischen dem scheinbar »*Naheliegenden*« und den erst durch Selbstverständigung offenzulegenden umfassenderen oder »tieferen« Strukturzusammenhängen hat in der Kritischen Psychologie zu einer *dualen Grundbegrifflichkeit* geführt, die stets in irgendeiner Weise auf das Begriffspaar »Unmittelbarkeitsverhaftetheit« vs. »Unmittelbarkeitsüberschreitung« zurückgeht, und durch die die jeweils angesprochenen Aspekte der individuellen Erfahrung in zwei Versionen konzeptualisierbar werden, als Umschreibung und Verdoppelung des »*Naheliegenden*« und als begriffliche Mittel zu dessen *Durchdringung* (auf der kognitiven Ebene etwa als »Deuten«, vs. »Begreifen«, auf der sozialen Ebene als »Instrumentalbeziehungen« vs. »Subjektbeziehungen« etc.; vgl. Holzkamp 1983, Kap. 7.5). Dabei wurde herausgearbeitet, daß die damit angesprochenen Alternativen sich mir keineswegs nur »im Denken« stellen, sondern daß darin mehr oder weniger ausgeprägt *reale Macht- und Interessenkonflikte* involviert sind: Nämlich der Widerspruch zwischen meinem Interesse, in Durchdringung des »Naheliegenden« die *Verfügung über meine eigenen Daseinsumstände* und damit meine *subjektive Lebensqualität* zu erhöhen und dem »herrschenden« Interesse, dies zur *Sicherung bestehender Machtverhältnisse* zu verhindern. Dies bedeutet, daß mit der Durchdringung des Naheliegenden nicht nur die damit erreichbare Erweiterung meiner Weltverfügung/Lebensqualität, sondern auch die potentielle Bedrohung ihres gegenwärtigen Standes antizipierbar ist, womit u.U. auch meine Selbstbescheidung durch Fixierung auf das Naheliegende in meinem –

wenn auch kurzschlüssigen, da aus unmittelbarer Not erwachsenem – Interesse sein könnte (»restriktive/verallgemeinerte Handlungsfähigkeit«, vgl. auch Holzkamp 1990). Daraus versteht sich dann die mögliche subjektive Funktionalität von – je nach den konkreten Lebensverhältnissen unterschiedlichen – *Selbstrechtfertigungs- und Abwehrfiguren*, in welchen gerade das *Verharren* im Naheliegenden – in Wegleugnung der damit verbundenen Selbstschädigung – als in meinem Interesse liegend vorgespiegelt ist (aus diesem Kontext ergab sich dann auch die kritisch-psychologische Reinterpretation von psychoanalytischen Konzepten wie »Verdrängung«, »Abwehr« und »Unbewußtes«; vgl. dazu Holzkamp 1983, a.a.O.).

Dies heißt nun aber, daß das (persönliche und wissenschaftliche) Erkenntnisinteresse an »Selbstverständigung« immer auch ein Interesse daran impliziert, jeweils konkret herauszufinden, wieweit man z.B. (je) meine »Abgeklärtheit« auch als Konfliktscheu, meine »vernünftige Kompromißbereitschaft« auch als Klein-Beigeben, meinen »durch Rückschläge endlich erworbenen Realismus« auch als Leugnung legitimer Lebensansprüche lesen kann, wo und warum ich mir »etwas vormache«, »mir in die eigene Tasche lüge«, »im Kopf nachgebe«, »mich aus der Verantwortung stehle« etc., kurz: (je) mir, immer wo es nötig ist, *»auf die Schliche zu kommen«* habe (im Themenkreis »Lebensführung« fallen sicherlich jedem sofort viele Beispiele dafür ein). In diesem Zusammenhang ist hervorzuheben, daß dies im Kontext gemeinsamer Selbstverständigung niemals heißen kann, sich *gegenseitig*, oder sogar einem *zu diesem Zwecke zurechtgestellten Anderen* »auf die Schliche zu kommen«: Weder eine so definierte Therapeut-Patient-Beziehung noch z.B. auch jedwede politische Beschuldigungskonstellation, in der ich mich berechtigt sehe, andere zu verdächtigen und deren Rechtfertigungsversuche entgegenzunehmen, kann als Verständigungs-/Selbstverständigungs-Angebot an den anderen hingebogen werden: Zwar kann man sich bei seinen Selbstverständigungsbemühungen gegenseitig unterstützen, diese selbst sind aber, wie dargelegt, unausweichlich an je meinen Subjektstandpunkt gebunden, so daß andere, wenn sie mich »über meinen Kopf hinweg« verstehen und beurteilen wollen, mich tatsächlich aus dem intersubjektiven Verständigungsrahmen ausgrenzen, d.h. mir – indem sie mich zum »Objekt« ihrer (wie immer zu legitimierenden) Interessen machen – den Status der Mitmenschlichkeit verweigern.

Die Bestimmung von »Selbstverständigung« als eines Projektes, in welchem bisher nicht oder nur diffus Versprachlichtes gemeinsam »zur Sprache« zu bringen ist, verlangt eine Klärung des Problems, welche Voraussetzungen die *Wissenschaftssprache*, in deren Medium das Selbstverständigungsprojekt möglich sein soll, zu erfüllen hat. Wenn man einmal so fragt, wird einem auf Anhieb klar, daß jede Wissenschaftssprache, in welcher der Außenstandpunkt, von dem man Aussagen über andere (und sei es über deren »Subjektivität«) machen will, weil hier die für gemeinsame Selbstverständigungsaktivitäten vorausgesetzte *Reziprozität der Perspektiven* ausgeschlossen ist, dafür von vornherein ungeeignet sein muß – dies gilt insbesondere auch für die traditionell-psychologische Wissenschaftssprache der Vorhersagen von gesetzten Bedingungen auf »erwartete« Verhaltensweisen (»Vorhersagen« von Vpn bzw. KlientInnen über Verhaltensweisen des Experimentators bzw. Therapeuten fallen hier, wie früher ausgeführt, als »unsagbar« aus dem System). Die im Selbstverständigungsprojekt implizierte Reziprozität ist

vielmehr nur in einer Sprache faßbar, in welcher die *Perspektiven der Beteiligten in ihrer Bezogenheit aufeinander* tatsächlich abgebildet werden können, also der (dargestellte) »Subjektstandpunkt«, von welchem aus »je ich« aus meiner Perspektive mich auf den je anderen mit seiner Perspektive beziehen kann, zu verbalisieren und zu kommunizieren ist. Dies aber ist die *»Diskursebene subjektiver Handlungsgründe«*, wie wir sie als Explikation der »Sprache« des Subjektstandpunktes expliziert haben (vgl. etwa Holzkamp 1993, 21): »Gründe« sind als solche immer »erster Person«, also denknotwendig *je meine* Gründe, und wenn ich in diesem Kontext von den »Gründen« des anderen spreche, so erkenne ich damit an, daß diese *seine* Gründe sind, die nur *ihm* von *seinem* Standpunkt und aus *seiner* Perspektive zugänglich sind, die ich also nicht auf meinen Standpunkt und meine Perspektive reduzieren kann; keiner ist hier »Objekt« der Sichtweise des anderen, keiner hat das Privileg des Sprechenden, demgegenüber der andere zum Schweigen verurteilt ist, sondern beide sind gleichermaßen darauf verwiesen, im sprachlichen Kommunikationsprozeß den jeweils anderen mit seinen Gründen zur Geltung kommen zu lassen. Damit aber sind die benannten Voraussetzungen für eine Wissenschaftssprache als Medium gemeinsamer Selbstverständigung erfüllt.

Der so gefaßte »Begründungsdiskurs« als Sprache psychologischer Subjektwissenschaft (wie wir sie verstehen) ist von uns in Abhebung vom traditionell-psychologischen »Bedingtheitsdiskurs« umfassend theoretisch und methodologisch gerechtfertigt und konzeptualisiert worden. Dies soll aber – da wir mit den bisherigen Hinweisen die Besonderheit des Selbstverständigungsprojekts als Kernintention subjektwissenschaftlichen Erkenntnisinteresses gegen das soziologische Erkenntnisinteresse der Münchener Gruppe hinreichend qualifiziert zu haben glauben – im weiteren nicht mehr »abstrakt« und systematisch, sondern (soweit nötig) gleich im Kontext der Elaboration unseres Lebensführungskonzeptes dargestellt werden: Es geht uns im folgenden darum, die früher herausgehobenen Grundbestimmungen von »Lebensführung« der Müchener Forschungsgruppe *in Termini von »Selbstverständigung«* und der in diesem Kontext entwickelten Konzeptionen zu *reinterpretieren*, wobei sich herausstellen muß, wieweit bzw. in welchen Problemzusammenhängen wir dabei im Kontext unseres subjektwissenschaftlichen Erkenntnisinteresses zu *über den Münchener Ansatz hinausgehenden Konzeptualisierungen und Fragestellungen* gelangen müssen. In dem Maße, wie wir uns dabei dem Problem der *empirischen* Realisierbarkeit unserer subjektwissenschaftlichen Lebensführungskonzeption annähern, wird auch das dargestellte *methodische Vorgehen* des Münchener Projekts im Lichte von uns früher erarbeiteter subjektwissenschaftlicher Methodenvorstellungen neu zu sehen und zu reinterpretieren sein.

»Relative Autonomie« von Lebensführung im Begründungsdiskurs

Das Konzept der »alltäglichen Lebensführung« (im folgenden auch: Lf) ist bekanntermaßen im Zusammenhang unserer subjektwissenschaftlichen Theorienbildung bisher nicht behandelt, wird also im folgenden neu in diesen eingeführt (wobei auch mit Konsequenzen für unseren Gesamtansatz zu rechnen ist). Um dieses (für uns) Neue fassbar und entwickelbar zu machen, muß zunächst versucht werden, die dargestellten *tragenden Grundkonzepte* der Münchener Gruppe in den von uns bereits

entwickelten subjektwissenschaftichen Termini zu reformulieren (die damit gleichzeitig – soweit bisher nicht geschehen – problemzentriert von uns dargestellt werden müssen), weil sich erst so zeigen kann, wieweit dies jeweils bruchlos möglich ist bzw. wieweit wir dabei auf weitergehende Problemstellungen verwiesen sind.

Mit dem Münchener Lf-Konzept soll – wie dargestellt[3] – vor allem anderen die »Beziehung zwischen Individuum und Gesellschaft« gegenüber traditionellen soziologischen Vorstellungen neu gefaßt werden, indem Lf als »*vermittelnde Kategorie zwischen Subjekt und gesellschaftlichen Strukturen*« eingeführt ist: Lf sei als »*aktive Leistung*« des Individuums zu verstehen, dem damit bestimmte »*Freiheitsgrade*«, d.h. eine »*relative Autonomie*« den Verhältnissen gegenüber zukommen und das dergestalt sich Gesellschaft nicht nur »arbeitend aneignet und zurichtet« sondern »auch *verändert*, ja eigentlich (mit anderen zusammen) *erst schafft*«. – Wie ist das damit angezielte Vermittlungsverhältnis in subjektwissenschaftlicher Sprache zu reformulieren?

»Gesellschaftliche Verhältnisse« werden von uns nicht auf ihre üblichen soziologisch-gesellschaftstheoretischen Bestimmungen beschränkt, sondern in ihrem »den Subjekten zugekehrten Aspekt« als *Bedeutungen, Bedeutungskonstellationen, Bedeutungsanordnungen* etc. in einem sehr speziellen (um nicht zu sagen: eigenwilligen) Sinne aufgefaßt: nämlich als Inbegriff gesellschaftlich produzierter *verallgemeinerter Handlungsmöglichkeiten (und -beschränkungen)*, die das Subjekt im Interessenzusammenhang seiner eigenen Lebenspraxis in Handlungen umsetzen *kann*, aber keinesfalls *muß*: *Welche* der ihm in einer derartigen »*Möglichkeitsbeziehung*« als Handlungsalternativen gegebenen Bedeutungsaspekte das Subjekt tatsächlich in Handlungen umsetzt, dies hängt (wie gesagt) unserer Konzeption nach von den *Gründen* ab, die es – nach Maßgabe seiner (auf Weltverfügung/Lebensqualität gerichteten) Lebensinteressen – dafür hat. Genauer: Das Subjekt kann aus den Bedeutungsanordnungen, mit denen es jeweils konfrontiert ist, bestimmte Aspekte als seine *Handlungsprämissen extrahieren*, aus denen sich dann (implikativ bzw. »inferenziell«) gewisse (für das Subjekt) »vernünftige« (d.h. in seinem Lebensinteresse liegende) Handlungsvorsätze ergeben, die es, soweit dem keine Widerstände/Behinderungen aus der kontingenten Realität entgegenstehen (also »ceteris paribus«), als Handlungen realisiert (zum vorstehenden Abschnitt vgl. etwa Holzkamp 1983, Kap. 7.4 und 1993, 21ff).

Aus diesem Resümee ist evident, daß im Kontext subjektwissenschaftlicher Begrifflichkeit – d.h. im Medium des wissenschaftlichen »Begründungsdiskurses« – wie jede menschliche Lebenstätigkeit, so auch »alltägliche Lebensführung«, da diese nicht durch die gesellschaftlichen Verhältnisse »bedingt«, sondern lediglich in ihnen als Handlungs*möglichkeiten* »begründet« ist, (ganz im Sinne der Münchener Gruppe) als gegenüber diesen »relativ autonom« zu verstehen ist. Dabei ist der Grad der »relativen Autonomie« bzw. sind die »Freiheitsgrade« gegenüber den Verhältnissen unter zwei Aspekten näher zu bestimmen: Welche allgemeinen Aspekte einer vorliegenden Bedeutungsanordnung ich jeweils als meine Handlungsprämissen extrahieren kann, – welche Alternativen ich hier also überhaupt habe – dies hängt einmal von den historisch gewordenen verallgemeinerten Handlungsmöglichkeiten/-beschränkungen selbst ab, die in der jeweils konkreten Bedeutungsanordnung »vergegenständlicht« sind – Handlungsmöglichkeiten die

hier generell (noch) nicht bestehen, kann ich auch nicht zu Prämissen meiner Handlungen machen; zum anderen hängt dies von meinen Lebensinteressen ab, in denen für mich die Begründetheit/»Vernünftigkeit« meiner Handlungen fundiert ist: auch daraus ergibt sich, daß meine Optionen hier nicht unbegrenzt sind, und zwar in diesem Falle, weil mir solche Handlungsalternativen, die mit meinem Interesse an der Erhaltung oder Erweiterung meiner Weltverfügung/Lebensqualität unvereinbar sind, aus »psychologischen« Gründen von vornherein nicht zur Verfügung stehen: Ich kann mit meinen Handlungen »zwar im Widerspruch zu meinen *objektiven* Lebensinteressen stehen, nicht aber im Widerspruch zu meinen ... Lebensinteressen, wie ich sie *als meine Situation erfahre*. In dem Satz, daß der Mensch sich nicht bewußt schaden kann, liegt sozusagen das einzige materiale Apriori der« Subjektwissenschaft (Holzkamp 1983, 350, Hervorh. geändert). Durch diesen Bezug auf die Lebensinteressen ist aber – wenn auch die prinzipiell denkbaren Handlungsalternativen dadurch der Beliebigkeit entzogen sind – dennoch meine subjektive »Autonomie« keineswegs irgendwie »determiniert« oder eingeschränkt: Es sind ja *je meine* Interessen, die meiner jeweiligen Handlungsoption zugrundeliegen, und die bewußte Verletzung meiner Lebensinteressen ist niemals als Betätigung meiner »Freiheit«, sondern immer nur als mir (auf welche Weise auch immer) »von außen« aufgezwungen anzusehen.

Wie aber ist im Kontext unserer Konzeption die von den Münchenern als Qualifizierung der »relativen Autonomie« des Subjekts angesprochene Beziehung zwischen bloßer *Aneignung* und *Schaffung/Veränderung* der Verhältnisse im Zuge »alltäglicher Lebensführung« zu reformulieren? Wir haben dafür innerhalb unserer Grundbegrifflichkeit quasi bereits eine »Leerstelle« parat, indem wir die benannte »Möglichkeitsbeziehung« als »*doppelte Möglichkeit*« ausdifferenzierten, nämlich als Alternative des Handelns »*unter*« gesellschaftlichen Bedingungen und des Handelns »in *Erweiterung* der in den Bedingungen liegenden Verfügungsmöglichkeiten« (Holzkamp 1983, 368). Wenn man davon ausgeht, daß die Veränderung von Verhältnissen durch die darin liegende Erweiterung/Erhöhung meiner Verfügungsmöglichkeiten/Lebensqualität unmittelbar in meinem Lebensinteresse begründet erscheint, so stellt sich hier sogleich die Frage, welche Gründe es denn für mich geben könnte, in meiner Lf dennoch mich mit der »ersten Möglichkeit« des Handelns »unter« Bedingungen zu begnügen und damit auf die Erhöhung meiner Lebensqualität zu verzichten. Und mit dieser Frage wiederum haben wir Anschluß gefunden an frühere Überlegungen über die – mit der Selbstverständigung zu überwindende – Verhaftetheit im »Naheliegenden« und deren Überschreitung: So gesehen kann der Verzicht auf eine Veränderung der gegebenen Bedeutungsstrukturen/Handlungsmöglichkeiten in meiner Lebensführung nur unter der Voraussetzung als begründet/vernünftig verstanden werden, daß für mich mit dem Versuch einer Änderung der Verhältnisse in Überschreitung des »Naheliegenden« gleichzeitig eine *Bedrohung der gegenwärtig gegebenen Stabilität der Lf antizipiert* wird, so daß ich in der Gefahr bin, mit dem Versuch einer Bedingungsänderung Konflikte hervorzurufen, durch die ich den Status-Quo meiner Verfügungs-/Lebensmöglichkeiten auch einbüßen könnte. Damit kommen hier die schon früher angesprochenen *Machtverhältnisse* wiederum ins Spiel, wenn auch nicht als klare Trennung zwischen »Mächtigen« und »Ohnmächtigen«, sondern als *Verteilung*

von Machtbeziehungen innerhalb alltäglicher Durchsetzungs- und Abwehrstrategien, wie sie Foucault immer wieder hervorgehoben hat (und wie sie für unsere weiteren Überlegungen noch große Relevanz erlangen werden): Die Alternative der Veränderung oder des Hinnehmens gegebener (begrenzter) Bedingungen meiner alltäglichen Lebensführung steht mithin in dem Spannungsfeld zwischen Erhöhung von Lebensqualität und defensiver Bedrohungsabwehr, das wir früher gekennzeichnet haben, womit die benannten Selbstrechtfertigungs- und Abwehrfiguren, die Gefahr unbewußter Selbstschädigung etc. und so die Notwendigkeit des »Sich-auf-die-Schliche-Kommens« ihre Aktualität auch bei der Bestimmung der »doppelten Möglichkeit«, in der ich von der relativen Autonomie meiner Lebensführung Gebrauch machen kann, erwiesen haben (und vor allem noch erweisen werden). Damit fällt dann auch auf das benannte Verhältnis zwischen den mir in einer Bedeutungsanordnung prinzipiell gegebenen Handlungsmöglichkeiten und den davon tatsächlich extrahierten Handlungsprämissen ein neues Licht: Einmal nämlich werde ich (»begründungslogisch« gesehen) die bestehenden Handlungsmöglichkeiten (zur Erhöhung meiner Lebensqualität) mir nur in dem Maße bewußt machen können, wie ich mit ihrer Realisierung keine unmittelbare Bedrohung der erreichten Stabilität meiner Lf antizipieren muß; und zum anderen kann ich eine Veränderung/Erweiterung der jeweiligen Bedeutungskonstellation lediglich in dem Maße auch nur ins Auge fassen, wie ich die darin gegebenen Handlungsmöglichkeiten soweit in Prämissen für meine Handlungsvorsätze/Handlungen habe überführen können, daß ich dabei »an Grenzen« gestoßen bin, die nur in Veränderung der Bedingungen meiner Lebensführung (samt der darin involvierten Machtbeziehungen) überschreitbar sind. – Die damit angedeutete Dynamik alltäglicher Lebensführung wird erst später, wenn wir unser »Lebensführungs«-Konzept reinterpretativ um wesentliche Bestimmungen bereichert haben, in ihrer Tragweite vollends verständlich werden.

Aus den bisherigen Darlegungen geht – prinzipiell gesehen – hervor, daß wir trotz unseres subjektwissenschaftlichen Erkenntnisinteresses die Konzepte, die die Münchener Gruppe im Kontext ihres soziologischen Erkenntnisinteresses entwickelt hat, keineswegs vernachlässigen müssen oder dürfen: Die dort vorgelegten Analysen zur historischen Entstehung und Akzentuierung von »Lebensführung« im Zuge gesamtgesellschaftlicher Prozesse der »*Modernisierung*«, »*Rationalisierung*« *und* »*Individualisierung*« etc. haben vielmehr innerhalb unserer Grundbegrifflichkeit durchaus ihren Platz: Sie lesen sich hier als *diejenigen gesellschaftlichen Prozesse/Verhältnisse*, die in ihrem »dem Subjekt zugekehrten« Aspekt zu *Bedeutungsanordnungen* werden können, die mir als verallgemeinerte Handlungsmöglichkeiten gegeben sind. Allerdings muß von da aus die Frage, was an gesellschaftlichen Bestimmungen überhaupt in die *Vermittlung zwischen Individuum und Gesellschaft eingehen* kann, präziser gestellt werden: Grundsätzlich fallen hier nämlich all solche Begriffe zur Charakterisierung von Sozialstrukturen und deren Geschichte heraus, die *für sich genommen nicht als verallgemeinerte Handlungsmöglichkeiten für Subjekte reformulierbar* sind (wie »Produktionsweise«, »Feudalismus«, »Individualisierung«, etc.): Es stellt (subjektwissenschaftlich gesehen) sozusagen einen methodischen »Kunstfehler« dar, wenn man etwa umstandslos nach dem Einfluß der »bürgerlichen Klassenverhältnisse« oder der

wachsenden »Modernisierung/Rationalisierung« der Gesellschaft auf die individuellen Subjekte fragt, uneingedenk der Tatsache, daß es sich dabei zunächst einmal um von Soziologen bzw. Gesellschaftstheoretikern *erfundene Begriffe* handelt, die damit nicht auch schon automatisch zur Realität für die Individuen, die diese potentiell beeinflussen könnte, geworden sind. Vielmehr wäre hier in jedem Falle zu allererst eine theoretische Anstrengung zur Herausarbeitung der mannigfachen Vermittlungsebenen zwischen den angesetzen gesamtgesellschaftlichen Strukturen/Prozessen in die konkrete Alltagswelt der Individuen hinein erforderlich, ehe man auch nur zu sinnvollen *Hypothesen* über sich daraus ergebende Handlungsmöglichkeiten/-beschränkungen für die konkreten Subjekte gelangen könnte. Wenn man diese Vermittlungsebenen ausspart, so kann man natürlich trotzdem auf irgendwelche statistischen Regelmäßigkeiten der Beziehung zwischen den soziologischen Globalkategorien und individuellen Merkmalen, etwa von »Lebensführung«, stoßen, nur bleiben diese dann (im subjektwissenschaftlichen Bezugssystem) total uninterpretierbar, was auch durch nachträgliche Ad-hoc-Erklärungen, da mit diesen das benannte theoretische Defizit ja nicht behoben ist, kaum kompensiert werden kann.

Dies alles bedeutet prinzipiell gesehen, daß eine saubere Arbeitsteilung zwischen soziologischer und subjektwissenschaftlicher Lf-Forschung mindestens an dieser Stelle nicht durchzuhalten ist: Weder darf man (wie gesagt) im Kontext des subjektwissenschaftlichen Ansatzes – da man mit der Analyse von subjektiven Handlungsbegründungen sonst sozusagen »in der Luft hängen« würde – die unter soziologischen Vorzeichen erarbeiteten sozialstrukturellen Voraussetzungen für die Akzentuierung und Veränderung von »Lebensführung« hier einfach beiseite lassen, noch kann man diese Voraussetzungen, so wie sie sind, einfach übernehmen. Vielmehr gehört es hier zur *subjektwissenschaftlichen* Theorienbildung, die Vermittlungsebenen zwischen sozialstrukturellen Merkmalen und lebensweltlichen Bedeutungsanordnungen/Handlungsmöglichkeiten der Individuen jeweils problemzentriert soweit herauszuanalysieren, daß die Frage nach der möglichen Umsetzung in Handlungsprämissen-Handlungsvorsätze-Handlungen von da aus sinnvoll gestellt werden kann: Dies sind die *»Bedeutungs-Begründungs-Analysen«*, wie sie von uns programmatisch gefordert – und (mindestens) bei der Analyse der institutionellen Voraussetzungen schulischen Lernens (in Holzkamp 1993, Kap. 4) versuchsweise realisiert wurden – und wie sie auch für die subjektwissenschaftliche Lf-Forschung unverzichtbar sind.

Beim damit abschlossenen ersten Schritt unseres Reinterpretatonsversuchs, der subjektwissenschaftlichen Fassung der Münchener Konzeption von »Lebensführung« als Vermittlungsglied (Voß spricht ja gelegentlich auch von »missing link«) zwischen Individuum und Gesellschaft aufgrund der *»relativen Autonomie«* des sein Leben »führenden« Subjekts gegenüber den Verhältnissen hat sich zweierlei ergeben: Einerseits zeigte sich, daß eine derartige Reformulierung weitgehend bruchlos möglich ist, und zum anderen, daß uns dabei – mittels Einführung unserer »begründungsanalytischen« Begrifflichkeit – über die bloß negative Bestimmung der »Freiheitsgrade« des Subjekts mannigfache positive Bestimmungen über die Art der Realisierung gesellschaftlicher Handlungsmöglichkeiten in individuellem Handeln, die Vorausetzungen der aktiven Veränderung der gesellschaftlichen Vorgaben und

die dabei in Rechnung zu stellenden Widersprüche und Konflikte zuwuchsen. Allerdings ist einzuräumen, daß unsere einschlägigen Ausführungen hier noch vergleichsweise unspezifisch bleiben mußten, d.h. mehr oder weniger auf menschliche Lebenstätigkeit überhaupt, und nur beispielhaft auf »Lebensführung« beziehbar waren. Ehe wir die benannten positiven Bestimmungen der subjektiven Problematik »relativer Autonomie« für unser eigenes Lebensführungs-Konzept fruchtbar machen können, ist von uns in einem nächsten Reinterpretationsschritt die *Besonderheit* von »Lebensführung« im Münchener Verständnis in die Überlegungen einzubeziehen: »Lebensführung« als »*tagtägliche*« Aktivität der *Organisation, Integration, Konstruktion* des Alltags in der Weise, daß dadurch die dort auf das Individuum zukommenden unterschiedlichen und widersprüchlichen Anforderungen mit einander vereinbar gemacht, »auf die Reihe gebracht« werden können. – Wie nehmen sich diese Konzeptionen im subjektwissenschaftlichen Reinterpretationskontext aus?

Subjektive Begründetheit der elementaren Zyklizität alltäglicher Lebensführung

Die in gewissem Sinne elementarste Besonderheit von »alltäglicher Lebensführung« liegt in ihrem (früher dargestellten) Charakter als »selbstreproduktives System« der Organisation von »*Tagtäglichkeit*«, also (gegenüber dem »Lebenslauf«) eigenständiger Verlaufsgestalt. Diese läßt sich mit den gebräuchlichen linearen Modellen von »Reiz-Reaktions«-Ketten oder auch (im Sinne der Handlungsregulationstheorie) Ziel-Mittel-Hierarchien nicht hinreichend abbilden. Auch mit dem hier naheliegenden Konzept der »Automatisierung« von Handlungsabläufen ist »Lebensführung« in ihrer *Spezifik* nur unzureichend gekennzeichnet. Vielmehr muß man, um dieser gerecht zu werden, das »Aufgehobensein« von linearen in *zyklischen* Formen der Handlungsorganisation in Rechnung stellen: Zwar ist der Vollzug des Zu-Bett-Gehens (vom Waschen über das Ausziehen – zuerst die Schuhe – bis zum Unter-die-Bettdecke kriechen) in sich eine lineare Handlungsfolge (die dann noch mehr oder weniger »automatisiert« verlaufen kann): Er wird aber erst dadurch zu einem Element der alltäglichen Lebensführung, daß ich ihn allabendlich *wiederhole*, also die lineare Handlungsstruktur in eine *zyklische* Struktur einbinde, in welcher sie ihren Stellenwert innerhalb anderer, ebenfalls wiederholter Vollzüge – morgens (wieder) aufstehen, frühstücken, zur Arbeit gehen, etc. – gewinnt. Solche Zyklen sind zwar mit vielerlei extern vorgegebenen Zyklen (von der familialen Badbenutzungsordnung über Öffnungszeiten von Läden bis zur institutionellen Arbeitszeit-Regelung) vermittelt, wobei die verschiedenen Ebenen der Zyklizität hier, wenn auch nur mehr oder weniger locker, mit dem kosmischen Tag-Nacht-Zyklus, dem die gesellschaftlichen Repetitionssysteme sich anmessen, in Zusammenhang steht. Dennoch verläuft mein Lebensführungs-Zyklus nicht von selbst, sondern *ich* muß ihn (wie gesagt) durch meine eigene Lebensaktivität »zum Laufen bringen«: Ich muß mir den Wecker stellen (und kann dies auch – mehr oder weniger bewußt – »vergessen«), *ich* muß morgens in die Schule gehen (und kann dies auch, durch Vorschützen von Krankheit oder »Schwänzen« etc. verweigern), o.ä.m. Überhaupt kann ich mich (vorübergehend?) im Ganzen von der zyklischen Lebensorgansation befreien, »die Nacht zum Tage

machen«, »abhauen«, »aussteigen« etc.: Dann habe ich (wie später noch deutlicher werden wird) aber auch die Folgen davon zu tragen, die Verantwortung dafür zu übernehmen – und werde mich im übrigen notgedrungen bald wieder in eine (ob nun die alte oder eine neue) zyklische Lebensführungs-Organisation einbinden müssen.

Wenn ich mich nun danach frage, welche *Funktion* die zyklische Organisation meiner Lebensführung für mich hat, welche *Gründe* ich (in Ansehung meiner Lebensinteressen) dafür haben kann, mich permanent in derartige repetitive Strukturen einzulassen, so verdeutlicht sich (für mich) schon in globaler Sicht die *zentrale Entlastung* für meine Daseinsbewältigung, die mir daraus erwächst: Zwar bin ich der möglichen Überforderung durch die Aufgabe einer eigentätigen Regulation meiner körperlichen Funktionen (Atmung, Verdauung etc.) aufgrund meinem Bewußtsein entzogener biologisch-physiologischer Regelungssysteme enthoben; aber die Regelung der Selbstreproduktion meines Lebens auf der Handlungsebene muß ich (anders als subhumane Lebewesen, denen auch dies mehr oder weniger weitgehend durch biologische Zurüstungen abgenommen wird) schon selbst besorgen. So muß ich auch selbst dafür sorgen, daß ich dadurch nicht *systematisch überfordert* und vom »eigentlichen Leben« abgehalten werde (s.u.), und darin eben begründet sich die Funktionalität meines Sich-Einlassens auf die elementare zyklische Organisation meiner alltäglichen Lebensführung. Dadurch bin ich nämlich davon entlastet, zur Handlungsbegründung jedesmal neu aus den gegebenen Bedeutungsanordnungen Prämissen zu extrahieren und darauf bezogene Handlungsvorsätze zu fassen, und es erübrigt sich ebenso für mich, mir jedesmal neu darüber Klarheit zu verschaffen, wieweit solche Handlungsvorsätze/Handlungen tatsächlich in meinem Lebensinteresse sind. Vielmehr *liegt* es für mich, da ich ja die jeweilige Handlungsfolge aufgrund ihres zyklischen Charakters *»schon immer«* so vollzogen habe und damit meine Lebensgrundlagen reproduzieren konnte, *nahe*, mich auch weiterhin darauf zu verlassen: Sie sind für mich »selbstverständlich«, d.h. »verstehen« sich für mich quasi »aus sich selbst«, bzw. sind für mich »in sich selbst« – genauer: aus dem schieren Faktum des vormaligen Vollzugs der gleichen Handlungsfolge – begründet, stellen also in dem Sinne »Routinen« dar, daß sie von mir *»ohne neuerliche Reflexion des Gegebenseins ihrer Begründetheitsprämissen«* in die alltägliche Lebensführung einbezogen sind (Holzkamp 1993, 315) – wobei auch die linearen Handlungsfolgen – wenn bzw. sofern sie Elemente solcher Handlungszyklen sind – keiner Begründungspflicht unterliegen. Dies heißt nun aber keineswegs, daß die zyklischen Figuren alltäglicher Lebensführung in irgendeinem Sinne aus dem intersubjektiven Begründungsdiskurs herausfallen (also etwa als »bedingt« angesehen werden dürfen): Sie sind vielmehr quasi aus dem Negativen begründet, indem man hier eben *»keinen vernünftigen Grund«* sieht, *»die Prämissenlage jedesmal eigens zu überprüfen«* (a.a.O.).

Die Begründetheit der zyklischen Organisation meiner alltäglichen Lebensführung in meinen Lebensinteressen verdeutlicht sich noch, wenn man den Fall der (vorübergehenden) *Zerstörung* der Alltags-Zyklizität, etwa durch schwere Krankheit, Tod eines Angehörigen, Krieg etc. in die Betrachtung zieht: Man weiß in solchen Extremsituationen buchstäblich nicht, was man (zuerst) tun soll, verliert die Verfügung über seine Lebensbedingungen, sieht sich in seiner Existenz elementar gefährdet. Die Überwindung solcher Krisen (mindestens aber der erste

Schritt dazu) ist entsprechend die Wiedergewinnung des »Alltags«, d.h. der zyklischen Routinen alltäglicher Lebensführung: Nur, soweit dies gelungen ist, weiß man wieder, »wie es weitergehen soll«, bzw. daß es »schon irgendwie weitergehen wird«. Daraus versteht sich auch, in welchen zunächst aussichts- bzw. hoffnungslosen Situationen mir die Rekonstruktion der Alltagsroutinen weiterhilft: Wenn ich nach einer Operation mit der Aussicht, daß ich vielleicht bald sterben werde, nach Hause zurückgekehrt bin, so erscheint in dem Grade alles »nicht mehr so schlimm«, wie ich durch vertraute zyklische Verrichtungen meinen Alltag wiedergefunden habe; das Schreckliche und Unfaßbare wird dadurch quasi enteigentlicht. Wenn man nach einem Luftangriff unversehrt aus den Trümmern gekrochen ist und keine Ahnung hat, ob die Freunde und Angehörigen noch leben und überhaupt, wie alles weitergehen soll, werden – soweit irgend möglich – zunächst, als letzter oder erster Halt, Bruchstücke der Alltagszyklizität rekonstruiert: vielleicht sagt bald einer der anderen Überlebenden »ich versuche mal heißes Wasser und Pulver aufzutreiben und mache uns erstmal einen Kaffee« – danach wird man dann schon weitersehen. In Gefangenschaft, etwa im Gefängnis, gehört es neben dem Freiheitsentzug vielleicht zu den stärksten Belastungen, daß mir hier durch minutiöse fremdgesetzte Regelungen – Signale fürs Zu-Bett-Gehen, für den Hofgang, Essen durch die Luke, Abgeholt- und Begleitetwerden auf allen Wegen – mein eigener Alltagszyklus aus der Hand genommen ist und ich so den Verhältnissen weitgehend ausgeliefert bin. Dies spitzt sich noch zu, wenn mir durch Massenunterkünfte mit wechselnder Besetzung, Informationsentzug hinsichtlich der Gründe für die Gefangennahme und hinsichtlich Entlassungsterminen, häufige und willkürliche Umlegungen etc. selbst die Gewöhnung an die auferlegten Zyklen, damit der Schein eines letzten Restes von Autonomie, noch genommen ist: Damit wird mir (auch bei ausreichender Ernährung) die elementare Existenzgrundlage entzogen und bleibt so – wie gehäuft in der gegenwärtig regierungsseitig praktizierten Abschiebehaft für nichtdeutsche Flüchtlinge – oft tatsächlich nur die Selbsttötung als letzter Ausweg (vgl. dazu XX*)

In diesen letzten Darlegungen deutet sich schon als Kennzeichen der Lebensführung auf der Ebene zyklischer Alltagsroutinen deren eigentümliche Art der *Zeitstrukturierung* an: Indem hier lineare Veränderungen in den zyklischen Bewegungen aufgehoben sind, die quasi selbst in sich zurücklaufen, ist die Zeitlichkeit in gewissem Sinne stillgestellt, ja erscheinen die Zyklen quasi selbst der Zeitlichkeit enthoben: Morgen früh stehe ich wieder auf, und übermogen auch, und den darauf folgenden Tag auch, und *so geht es immer weiter*. Aus dieser zeitlichen Qualität von Tagtäglichkeit versteht sich vielleicht wesentlich das eigentümlich Tröstliche der Alltagsbanalität: Solange bzw. da es immer so weiter geht, kann mir eigentlich nicht viel passieren. Trennung, Verlust und Tod sind ausgesperrt (sicher werde ich irgendwann einmal sterben, aber jetzt noch nicht und eigentlich überhaupt nicht). Dies ist sicherlich einer der Gründe, warum ich bei Zerstörung der Alltagszyklizität diese so dringend rekonstruieren muß: Ich kann ohne die darin enthaltene illusionäre Ausblendung von Vergänglichkeit, richtiger: Nichtthematisierbarkeit von Vergänglichkeit eigentlich nicht weiterleben, weil mein je gegenwärtiges Dasein quasi »vom Ende her« relativiert, zersetzt, vernichtet wird. Der Umstand, daß die Verleugnung der Gefährdung und Brüchigkeit meines Vertrauens in die

»Ewigkeit« des zyklischen Alltagslebens nie vollständig gelingt, die verdrängte Vergänglichkeit im Hintergrund »murmelt« und gelegentlich blitzartig ins Bewußtsein dringt, mag die Folie für manche Niedergeschlagenheiten und Hoffnungslosigkeiten sein, deren erfahrene Schwere sich aus dem aktuellen Anlaß nicht hinreichend erklären läßt.

Aus dem Charakter der Alltagszyklizität als Vehikel elementarer Lebenssicherheit ergibt sich, daß alltägliche Lebensführung für mich *nicht schon das »ganze Leben«* sein kann. Sie ist zwar die Basis für alles weitere, durch sie ist meine Existenzangst zurückgedrängt, sie hält mir sozusagen den Rücken frei: Das »Eigentliche« – Produktivität, Rausch, Glück, Sinnerfüllung, gemeinsamer Kampf – steht aber, obwohl vielleicht irgendwie in deren Falten, dennoch quasi senkrecht zur Zyklizität der Lebensführung: Dadurch wird die alltägliche Mühsal des Immer-Gleichen erträglich, ja wird vielleicht durch die bewußtseinserfüllende Breite des »eigentlichen Lebens« ganz an den Rand gedrängt. Darin mag eine Dynamik in Richtung auf die reale Überschreitung des Alltags, eine Mißachtung seiner Regelungen, Ignorierung seiner tagtäglichen Erfordernisse liegen – mit dem Risiko, vielleicht nicht wieder »zurückzufinden« und so die elementare Basis, aus der das »Eigentliche« allein erwachsen kann, zu verlieren. Umgekehrt mag – in dem Maße, wie mir durch beengte Daseinsumstände, Krankheit, Alter, Isolation, die Perspektive auf ein »eigentliches Leben« versperrt ist, die Eintönigkeit des »täglichen Einerlei« selbst für mich bewußtseinserfüllende Breite gewinnen, und sich mir so die resignitative bis verzweifelte Frage aufdrängen, warum, für was, ich eigentlich jeden Morgen wieder aufstehen soll, da (wie es in einem berühmten Test-Item heißt) das Leben tatsächlich nur noch »eine Last für mich« ist.

Bei alledem ist zu berücksichtigen, daß die Grenze zwischen »alltäglicher Lebensführung« und »eigentlichem Leben« sicherlich nie klar zu ziehen ist, daß man hier keine objektiven Merkmale, was zum einen und was zum anderen gehört, angeben kann, sondern daß es vom jeweiligen Kontext abhängt, wie ich das Verhältnis zwischen Alltag und Leben erfahre bzw. »interpretiere«. So mag etwa, wenn ich nach langem Krankenhausaufenthalt nach Hause zurückkehre, die bescheidene Autonomie meines wiedergewonnenen Alltags selbst (vorübergehend?) ein wirkliches Glück für mich bedeuten; ebenso mag beim Alt-Werden zusammen mit einem geliebten Menschen der uns noch beschiedene gemeinsame Alltag selbst immer mehr die Qualität einer unwiederbringlichen Köstlichkeit annehmen. Umgekehrt können auch ansonsten garantierte Extasen wie die sexuelle Erfüllung sich bekanntlich, wenn zyklisch wiederholt (jeden Samstag abend), bald immer mehr zur Alltagsroutine zurückentwickeln und so den Charakter des gegenüber dem Alltag qualilfizierten »Eigentlichen« verlieren, etc. Dennoch scheint mir die begriffliche Unterscheidung zwischen alltäglicher Lebensführung und eigentlichem Leben unerläßlich, und zwar deswegen, weil man sonst die Besonderheit der Alltagszyklizität, nämlich ihre spezifische »Leere« und Ergänzungsbedürftigkeit nicht verstehen kann, und weil man sonst über kein Bezugssystem verfügt, die charakteristischen kognitiven Beschränktheiten der alltäglichen Lebensführung – Verhaftetheit im »Naheliegenden« etc. – eben *als* Beschränktheiten auf den Punkt zu bringen (ich komme ausführlich darauf zurück).

In den vorstehenden Ausführungen habe ich – um das Kennzeichen der

Alltagszyklizität erst einmal für sich zur Geltung kommen zu lassen – zunächst so getan, als ob »Lebensführung« lediglich eine Angelegenheit des jeweils einzelnen sei. Dies erforderte teilweise beträchtliche Abstraktionsleistungen (so mußte davon abgesehen werden, daß – wenn als Instanzen des Alltagszyklus z. B. das »In-die-Schule-Gehen« bzw. »Zur-Arbeit-Gehen« angeführt wurden, damit soziale Anforderungen an die individuelle Lebensführung immer schon involviert waren. Vor allem aber konnten wir durch solche Ausblendungen die im Münchener Verständnis zentralen Charakteristika, alltägliche Lebensführung als aktive Leistung der »*Integration*« bzw. »*Konstruktion*« der Alltagsorganisation angesichts vielfältiger Anforderungen, noch gar nicht in unsere Reinterpretationsbemühungen einbeziehen. Daran setzen wir nun – in Aufhebung der benannten Abstraktion – mit unserer weiteren Diskussion an. XXXX*

Was ist es eigentlich genau, das durch die alltägliche Lebensführung »integriert« werden muß?

Anmerkungen

* Platzhalter für Ergänzungen im Manuskript (Anm. d. Red.).

1 Da in der heutigen sozialwissenschaftlich/psychologischen Diskussion ja mannigfache Wortverbindungen mit »subjekt« – neben »Subjektwissenschaft» z.B. »subjektive Theorie«, »Kritische Theorie des Subjekts«, »Subjektorientierung« – gängig sind, soll im Interesse der Eindeutigkeit hervorgehoben werden, daß – wenn ich im folgenden von »Subjektwissenschaft«, »subjektwissenschaftlich« o.ä. rede – dabei stets der subjektwissenschaftliche Ansatz gemeint ist, wie er sich – seit den frühen siebziger Jahren mit der Kritischen Psychologie herausgebildet hat, für deren Entwicklung – neben meinem eigenen – Namen wie Ute Osterkamp, Volker Schurig, Ole Dreier, Wolfgang Maiers und Morus Markard stehen.

2 Anm. d. Red.: Dieser Absatz enthält den handschriftlichen Zusatz: »Muß anders wechselseitig«.

3 Ich zitiere im folgenden der Einfachheit halber aus schon angeführten Passagen in der Arbeiten der Münchener Gruppe ohne nochmalige Literaturverweise: Diese sind in meiner früheren, ja vergleichsweise kurzen zusammenfassenden Darstellung (wie ich meine) bei Bedarf relativ leicht aufzufinden. – Hervorhebungen von mir im gegenwärtigen Darstellungszusammenhang sind nicht eigens angemerkt.

Literaturverzeichnis

Dunkel, W., 1993: Kontrolle und Vertrauen: Die Herstellung von Stabilität in der alltäglichen Lebensführung. In Jurczyk, K. & Rerrich, M. S. (Hg.), Die Arbeit des Alltags. Beiträge zu einer Soziologie der alltäglichen Lebensführung (195-209). Freiburg

Freud, S., 19XX: Gesammelte Werke (FGW), Bd. I – XVIII. Frankfurt/M

Holzkamp, K., 1983: Grundlegung der Psychologie. Frankfurt/M

ders., 1990: »Worauf bezieht sich das Begriffspaar ›restriktive/verallgemeinerte Handlungsfähigkeit‹?« In: Forum Kritische Psychologie, 26, 35-45

ders., 1991: »Was heißt ›Psychologie vom Subjektstandpunkt‹?« In: Forum Kritische Psychologie 28, 5-19

ders., 1993: Lernen. Subjektwissenschaftliche Grundlegung. Frankfurt/M

Jurczyk, K., und M.S. Rerrich, 1993a (Hg.): Die Arbeit des Alltags. Beiträge zu einer Soziologie der alltäglichen Lebensführung. Freiburg

dies., 1993b: Einführung: Alltägliche Lebensführung: der Ort, wo »alles zusammenkommt«. In: dies. (Hg.), Die Arbeit des Alltags. Beiträge zu einer Soziologie der alltäglichen Lebensführung (11-45). Freiburg

dies., 1993c: Lebensführung, soziale Einbindung und die Strukturkategorie »Geschlecht«. In: dies. (Hg.), Die Arbeit des Alltags. Beiträge zu einer Soziologie der alltäglichen Lebensführung (262 – 278). Freiburg

Kudera, W., und G.-G. Voß, 1990: Lebensführung zwischen Routinisierung und Aushandlung. Die Arbeitsteilung der Person unter Veränderungsdruck. In: Hoff, E.-H. (Hg.), Die doppelte Sozialisation Erwachsener. Zum Verhältnis von beruflichem und privatem Lebensstrang (155-176). München

Lorenzer, A., 1974: Die Wahrheit der psychoanalytischen Erkenntnis. Ein historisch-materialistischer Entwurf. Frankfurt/M

Markard, M., 1984: Einstellung – Kritik eines sozialpsychologischen Grundkonzeptes. Frankfurt/M

Mehan, H., 1979: Learning lessons. Social organization in the classroom. Cambridge/Mass.

Mörth, I., und G. Fröhlich, G. (Hg.), 1994: Das symbolische Kapital der Lebensstile. Zur Kultursoziologie der Moderne nach Pierre Bourdieu. Frankfurt/M

Vetter, H.-R. (Hg.), 1991: Muster moderner Lebensführung. Ansätze und Perspektiven. München

Voß, G.-G., 1991: Lebensführung als Arbeit. Über die Autonomie der Person im Alltag der Gesellschaft. Stuttgart

Ute Osterkamp

Mitten im Umbau

Impulse aus Klaus Holzkamps letztem Lebensabschnitt

I.

Ich bin aufgefordert worden, über das, was Klaus Holzkamp in letzter Zeit bewegt hat, zu schreiben, damit es nicht verlorengeht. Ich habe gewisse Hemmungen, dies zu tun, weil die Gefahr besteht, daß ich, ausgestattet mit der scheinbaren Autorität der Witwe, ein Bild von ihm und seinen Plänen zeichne, gegen das er sich nicht mehr zur Wehr setzen kann. Dies um so mehr, als wir zwar ständig über bestimmte Probleme unserer jeweiligen Arbeit gesprochen haben, aber in die Diskussion über ein Manuskript erst eingetreten sind, wenn es in einer ersten vorläufigen Gesamtfassung vorlag. Dieses Stadium war jedoch noch in weiter Ferne, und es hätte, allen guten Vorsätzen zum Trotz, bis zum Abschluß des von ihm geplanten Buches, wie bei allen zuvor geschriebenen Werken, sicherlich wieder zehn Jahre gedauert, weil er sich erfahrungsgemäß auch hier erst zufriedengegeben hätte, wenn er anläßlich des Problems der Lebensführung zugleich eine subjekttheoretisch fundierte Grundlegung der Persönlichkeitspsychologie vorgelegt hätte. Es liegen zwar viele Notizen und Bücher mit Anstreichungen in seinem Arbeitszimmer herum, aus denen man entnehmen kann, was ihn in welcher Form beschäftigt hat, aber die Endfassung seiner Arbeiten hatte in der Regel nicht viel mit ihren Anfangsstadien zu tun. Andererseits erwartete Klaus Holzkamp, wie er noch kurz vor seinem Tode betonte, von mir bzw. uns allen, daß wir nicht nur abstrakt in seinem Sinne weiterarbeiten, sondern auch die von ihm begonnene Arbeit fortführen. Voraussetzung dafür ist, daß wir uns – da kaum einer oder eine allein die Kraft und den Raum hat, es zu tun –, über das, was ihn in letzter Zeit beschäftigt hat, verständigen, um es in unseren jeweiligen Arbeitszusammenhang aufnehmen und dort weiterentwickeln zu können. Und damit bin ich schon dabei, *über* Klaus Holzkamp, statt, wie gewohnt, *mit* ihm zu sprechen.

II.

Klaus Holzkamp war, wie Morus Markard in der Rede zu seiner Beerdigung feststellte, ein »Gelehrter alten Stils«, der sich seinem Erkenntnisgegenstand bedingungslos unterwarf. Dies war ihm nur möglich, weil er sich die dafür erforderlichen Voraussetzungen schuf. Dazu gehörte eine sehr disziplinierte und »unakademische« Lebensführung: Er stand morgens um einhalb fünf auf, um, bevor der Uni-Betrieb anfing, einige Stunden ungestört arbeiten zu können. Wir verlegten unsere Freizeit auf einen Mittwoch (der sich im Laufe der Zeit auf einen Dienstagnachmittag, der aber nach wie vor »Mittwoch« hieß, verschob), um auf diese Weise das Wochenende für ein ungestörtes Arbeiten nutzen zu können; abends um acht Uhr war der Tag beendet; das schloß ein, daß wir auf gesellschaftlichen Verkehr, aber auch auf den Besuch von Konzerten etc. weitgehend verzichteten. Musik blieb dennoch ein wesentlicher Bestandteil seines Lebens. Er wollte ursprünglich Pianist werden und nahm sein eigenes Spiel – Klavier, Orgel oder

Keyboard (von Klassik über Jazz bis hin zu eigenen Kompositionen) – ebenso ernst wie seine Wissenschaft.

Die konsequente Lebensführung entwickelte sich im Zusammenhang mit einem Prozeß zunehmender »Selbstbestimmung«, d.h. der Problematisierung scheinbarer Selbstverständlichkeiten und der Klärung der realen Interesseneingebundenheit des eigenen Handelns, die durch die Studentenbewegung angestoßen wurde. Diese traf ihn an einem Punkt, an dem, wie er meinte, familial wie beruflich alles »in Ordnung«, im großen und ganzen gelaufen, nichts Weltbewegendes mehr zu erwarten war, so daß er sich überwiegend als ein mehr oder weniger gut funktionierendes Rad im – von anderen gelenkten – Getriebe fühlte. Er hatte zwei Bücher geschrieben (»Theorie und Experiment« und »Wissenschaft als Handlung«), die ihn innerhalb der scientific community als bedeutenden Wissenschaftler auswiesen, wobei diese aber zugleich die von ihm geübte Kritik an ihrer Praxis der Erkenntnisgewinnung ignorierte. So war er beim Schreiben von Sammelreferaten angelangt, weil er, wie er im Interview, das Rainer Bösel anläßlich seines 60. Geburtstages mit ihm machte, feststellte, nichts Besseres zu tun hatte. Von der Studentenbewegung sah er seine Kritik am herkömmlichen Wissenschaftsbetrieb und seinen Produkten nicht nur radikalisiert, sondern zugleich Wege aus der Sackgasse gewiesen, in die er bzw. das Fach Psychologie insgesamt geraten war. Auf Grund dieser Voraussetzungen war es ihm kein Problem, die übliche professorale Pose intellektueller Überlegenheit aufzugeben und sich als Lernender in studentischen Arbeitskreisen die Marxsche Theorie anzueignen, die sein bis dahin eher privates Unbehagen an der Psychologie in einen größeren gesellschaftlichen Zusammenhang zu stellen erlaubte. Von großer Bedeutung für die wissenschaftliche Umorientierung war dabei der Schülerladen »Rote Freiheit«, und zwar gerade in seinem Scheitern: Weil es zum einen die Problematik eines zwar bemühten, aber weitgehend theorielosen sozialpolitischen Engagements verdeutlichte. Und weil zum anderen die Pressekampagne, die auf die heimlich entwendeten und dem (West-)Berliner Senat zugespielten protokollierten Bemühungen folgte, die Kinder in ihrer Sprache über ihre Probleme sprechen zu lassen, speziell Klaus Holzkamp, der die formale Verantwortung für dieses Projekt trug, als personifizierten Kinderschänder vorführte, was den Weg zurück in die Reihen der Etablierten weitgehend verstellte und damit eine Neuorientierung erheblich erleichterte.

Die rigorose Form der Lebensführung, die den Rückzug aus fast allen sozialen Beziehungen mit sich brachte, die nicht über die Arbeit - seine eigene oder die der anderen – vermittelt waren, folgte einer Phase der Erprobung aller möglichen Lebensformen in Nachfolge der 68er Jahre und erwies sich als um so zwingender, je klarer die eigene Position und die anstehenden Aufgaben wurden.[1] Sie war keineswegs, wie es manchen Außenstehenden erschien, ein Zwangskorsett, sondern, da sie den eigenen Erkenntnisinteressen untergeordnet statt ihnen übergestülpt war, die Voraussetzung für das, was ihm am Herzen lag: Das ungestörte Arbeiten an einem Problem – einschließlich der Analyse seiner wissenschaftlichen und politischen Behandlung –, das stets auch ein Prozeß der Selbstverständigung, der Befreiung aus einer problematischen »Normalität« war. Die Konzentration auf die Arbeit bedeutete keineswegs soziale Isolierung, sondern schuf vielmehr eine neue Form zwischenmenschlicher Beziehungen, die nicht eigens gepflegt werden mußten,

weil sie über eine »dritte Sache«, die Erweiterung der Handlungs- und Erlebnismöglichkeiten der Menschen und die Entwicklung einer Psychologie, die diesem Ziel diente und somit verantwortbar war, vermittelt waren.

Klaus Holzkamp wurde von vielen Menschen, die sich »abstrakt« durch seine Arbeit beeinflußt sahen oder konkret Hilfe von ihm erfuhren, nicht nur geschätzt, sondern auch geliebt. Nicht wenige sahen in ihm, wie es in Briefen vor und nach seinem Tode heißt, nach den nächsten Angehörigen die wichtigste Person ihres Lebens, einen Vater bzw. das Ideal eines Vaters, der Entwicklungsanstöße gibt und zugleich die Freiheit läßt, den eigenen Weg zu finden. Seinen wirklichen Söhnen war er eher ein Freund als ein Vater im üblichen Sinne. Die Faszination, die von ihm ausging, bestand offensichtlich darin, daß er das Recht auf einen eigenen Weg, einschließlich des Rechts auf Irrtum, das er für sich selbst in Anspruch nahm, einschränkungslos anderen zugestand, sowie in der damit einhergehenden Offenheit und Unbedingtheit, mit er sich auf Menschen, Probleme oder Erkenntnisse, die ihm begegneten oder mit denen er konfrontiert wurde, einließ. »Arbeite oder faulenze, aber mache nicht beides gleichzeitig«, war die Maxime eines seiner Lehrer auf der Internatsschule in Bad Sachsa, die ihn sehr beeindruckt hat. Er hat, wie Michael Butler anläßlich seines Todes schreibt, mit der Vielfalt seiner Interessen und der Intensität, mit der er sie gelebt hat, mehrere Leben gelebt: und er starb in der Überzeugung, daß das, was er geschaffen hat, weiter wirken wird.

Das Thema »Lebensführung« stellte sich ihm aber auch, wie er in dem hier veröffentlichten Manuskriptteil selbst noch ausgeführt hat, infolge eines Eindrucks, der sich ihm in der Zusammenarbeit mit KollegInnen und Studierenden immer wieder aufdrängte: Daß die bloße Organisation des Alltags häufig keine Zeit läßt, das, was für einen selbst richtig und wichtig ist, zu tun oder es überhaupt für sich herauszufinden, d.h. den Rahmen, innerhalb dessen man funktioniert, in Frage zu stellen, sofern dies den Rückhalt, auf den man existenziell angewiesen ist, zu gefährden droht. Dieses Gefangensein in geronnenen Lebensformen, das keinen Raum für die Besinnung auf die eigenen Interessen läßt, trifft keineswegs nur für das »ordentliche« Familienleben, sondern auch auf die scheinbar autonome Single-Existenz zu, die zu einer Organisation eines Netzes gegenseitiger Verpflichtungen nötigt, das einen notfalls an Stelle der Familie auffängt. Dieses Problem wurde unter anderem auch auf einer Arbeitstagung des Projekts Rassismus/Diskriminierung im Oktober letzten Jahres in Bukow, das Klaus Holzkamp begleitet hat, diskutiert, und zwar am Beispiel des unterschiedlichen Engagements der Mitglieder für die alle brennend interessierende gemeinsame Arbeit. Aufgrund dieser Diskussionen faßte Klaus Holzkamp den Entschluß, auf einer nächsten Arbeitstagung des Projekts seine Vorstellungen zum Problem »Lebensführung« zur Diskussion zu stellen. Dies unter anderem in der Hoffnung, daß das über die langjährige Zusammenarbeit in der Gruppe entstandene Vertrauensverhältnis es zulassen würde, offen über die Probleme zu sprechen, d.h. die verbreitete Gepflogenheit zu durchbrechen, von der jeweils eigenen Person ein möglichst positives Bild zu entwerfen und alle eher peinlichen und scheinbar kompromittierenden Verhaltensweisen und Beweggründe zu verschweigen.

Ein weiterer Grund für die zunehmend konsequente Organisation seines Lebens und das wissenschaftliche Interesse am Thema »Lebensführung« war sicherlich

auch das Wissen um die Begrenztheit des Lebens, mit dem Klaus Holzkamp ständig konfrontiert war. Schon bei seiner Geburt munterte man, wie er bei gegebenen Anlässen erzählte, seine Mutter mit den Worten auf: »Den kriegst du nie groß«. Deren Antwort war: »Das wollen wir mal sehen!« Als Neunzehnjähriger erkrankte er infolge der Kriegsgefangenschaft an Tbc, die ihm kaum Überlebenschancen ließ; später prophezeite man ihm, daß er wegen seines Herzens mit 40 Jahren keine Treppe mehr hochkommen würde, und letztlich war es – neben allen möglichen mehr oder weniger schwerwiegenden Krankheiten, die sich nicht selten als Irrtum herausstellten oder einfach wieder verschwanden – eine Leberzirrhose in Folge einer Hepatitis B, die er, aufgrund der vielen überlebten Schreckensbotschaften, eher verdrängte oder, vielleicht richtiger gesagt, in dem Sinne ernstnahm, daß er noch weniger bereit war, Zeit zu vergeuden und sich für fremde Zwecke einspannen zu lassen. Das 68ste Lebensjahr war für ihn besonders bedrohlich, weil seine Eltern mit 67 Jahren gestorben sind und er sich schon einige Jahre zuvor – zwar nicht ernsthaft, aber dennoch – die Frage stellte, ob er selbst wohl dieses Jahr überleben würde.

Das Thema Lebensführung wurde aber sicherlich auch infolge seiner Emeritierung, der Freisetzung aus den gewohnten Arbeitszusammenhängen und der Erfahrung vordergründig, nicht mehr als selbstverständlich dazugehörig, sondern – zumindest im Fall eines Dissenses – als jemand angesehen zu werden, der sich in Sachen einmischt, die ihn, auch wenn er sie initiiert hat, nichts mehr angehen, da sie über seine (berufliche) Existenz hinausweisen.

III.

»Lebensführung« ist, wie Klaus Holzkamp in seinen Notizen über den methodischen Zugang zu diesem Thema immer wieder betont, keine individuelle Angelegenheit, sondern gesellschaftlich vermittelt: Dadurch, daß sie in einem sozialen Kontext steht, man aus der Sicht der anderen Teil der Verhältnisse ist und mit seinem Verhalten wiederum Reaktionen hervorruft, die auf die eigene Situation zurückwirken; aber auch insofern, als die mehr oder weniger bewußte Organisation des Lebens, die sich unter den jeweiligen Bedingungen herausbildet, den Welt- und damit Ichbezug, d.h. den Grad der Offenheit oder Abschirmung gegenüber anderen und sich selbst, beeinflußt. »Lebensführung« stellt die Basis, oder besser, den Rahmen oder Rückhalt dar, von dem aus man sich zu den konkreten Anforderungen, Zumutungen etc. in der einen oder anderen Weise verhält. Sie wird in dem Maße zum Problem und nötigt zur Umorientierung, wie sie ein Handeln verhindert, das man für notwendig hält. Die den eigenen Interessen und Anliegen gemäße Lebensform zu finden, ist unter den gegebenen Bedingungen keineswegs einfach. Dies nicht nur, weil, wie Klaus Holzkamp in seinem in diesem Heft veröffentlichten Manuskriptteil deutlich macht, die Sozialwissenschaften und insbesondere die Psychologie die Menschen mit diesem Problem weitgehend allein lassen, sondern auch deswegen, weil viele sich offensichtlich genötigt sehen, von den eigenen Gepflogenheiten abweichende Formen der Lebensführung abzuqualifizieren. Selbst uns, die sich mit Problemen der Abwertung und Ausgrenzung berufsmäßig beschäftigen, die wir von der Richtigkeit und »Menschlichkeit« dessen, was wir leb(t)en und vertreten, überzeugt und zugleich materiell wie sozial genügend

abgesichert waren, um dazu stehen zu können, kostete es eine gewisse Anstrengung, um Unterstellungen, emotional verkümmert, genußunfähig und damit menschlich defekt, bloße Roboter oder Arbeitstiere zu sein, die die Vergnügungen, zu denen sie selbst unfähig sind, anderen mißgönnen und diese »auf Linie« bringen wollen, an sich abgleiten zu lassen.

Wenn man der gesellschaftlichen Eingebundenheit individueller Lebensführung nicht Rechnung trägt, verbleibt man – wie es in den Notizen von Klaus Holzkamp, in denen er andere subjektorientierte Versuche zum Problem der Lebensführung kritisch reflektiert, heißt – auf einer bloß deskriptiven Ebene, bei der sich die Gesamtszene nach dem einfachen intersubjektiven Beziehungsmodus strukturiert, d.h. die anderen zu einem bloßen Lebenstatbestand des eigenen Lebens herabgesetzt, als dessen Bereicherung oder Belastung, nicht aber in ihrer Subjektivität begriffen werden. Eine solche Sichtweise lasse sich keineswegs dadurch korrigieren, daß man anschließend – quasi in einem Akt ausgleichender Gerechtigkeit – die jeweils anderen zu Worte kommen läßt; dies würde die Problematik nur verkehren: Statt andere zum Objekt zu machen, geschieht dies nunmehr einem selbst.

In Abgrenzung von einem bloß intersubjektiven Beziehungsmodus greift Klaus Holzkamp in seinen Notizen wieder den in seiner »Grundlegung der Psychologie« unter methodologischen Gesichtspunkten eingeführten Begriff der Meta-Subjektivität auf. Dieser impliziert, wie er in Modifikation des Piagetschen Begriffs ausführt, eine soziale Dezentrierung, die Erkenntnis der Umkehrbarkeit der Sichtweisen, d.h. die Einsicht, daß man aus der Sicht der anderen selbst der oder die Andere ist. Im Begriff der »Metasubjektivität« ist die Ebene bloßer Intersubjektivität aufgehoben bzw. zum Gegenstand der Analyse gemacht: Indem man die Bedingungen reflektiert, die ein Sich-Einlassen auf die Subjektivität der jeweils anderen und damit die intersubjektive Verständigung als Voraussetzung individueller Handlungs- und Erlebnismöglichkeiten erleichtern oder blockieren. Die zentrale Aufgabe subjektwissenschaftlicher Forschung wäre es, wie Klaus Holzkamp im Rückgriff auf den Marxschen Begriff der Selbstverständigung betont (den er zum Begriff der »*sozialen* Selbstverständigung« erweitert, um die prinzipielle Abhängigkeit der Selbstverständigung von der Verständigung mit anderen hervorzuheben), einen metasubjektiven Verständigungsrahmen schaffen zu helfen, der es ermöglicht, sich auf die Handlungsgründe anderer einzulassen und – indem man auf diesem Wege auch die Kontextgebundenheit des eigenen Denkens und Handelns begreift - zu einem fundierteren Selbstverständnis zu gelangen. Klaus Holzkamp faßte diesen Prozeß als »Prämissenklärung« und »Prämissenspezifizierung«. Er schließt die Einsicht in die Begrenztheit des eigenen Wissens über die Handlungsgründe der anderen und damit die Notwendigkeit ein, diese am Prozeß der »sozialen Selbstverständigung« zu beteiligen; nur so könne verhindert werden, daß sie, wie es in seinen Notizen heißt, »als Subjekt zum Objekt« gemacht werden bzw. daß man »Subjektivität in sie hineinstopft«, d.h. die eigenen - immer interessengebundenen - Vorstellungen über sie ihnen als Eigenschaften unterstellt.

Nicht die Dummheit, Uneinsichtigkeit, Denkfaulheit, Verantwortungslosigkeit, Angepaßtheit etc. der jeweils anderen, sondern die Tendenz, diese solcherart abzuqualifizieren, ist aus subjektwissenschaftlicher Sicht das Problem. Dies bedeutet keineswegs, das eigene Denken und Fühlen einer Selbstzensur zu unterziehen und

personalisierende Deutungen – politically correct – zu unterdrücken, sondern sie in ihrer subjektiven wie objektiven Funktion bzw. als vielfältig nahegelegten Ausdruck des Arrangements mit den herrschenden Interessen zu verstehen, das immer die Ausgrenzung anderer aus dem eigenen Verantwortungsbereich einschließt, die man gewöhnlich durch ihnen unterstellte Eigenschaften zu rechtfertigen sucht. Ein gesellschaftskritisches Engagement, das nicht auch aus der erkannten Problematik des eigenen Verhaltens resultiert, entzieht sich selbst die Berechtigung: Wenn es unter den gegebenen Machtverhältnissen möglich wäre, gemäß den eigenen Erkenntnissen und Interessen zu leben, wäre jeder Versuch, sie zu ändern, in der Tat verwerflich.

Im Gegensatz zur herkömmlichen Psychologie, die die spontane Tendenz, die eigene Sichtweise zu verabsolutieren und andere gemäß den von ihnen zu erwartenden Vor- und Nachteilen zu bewerten, professionell absichert, gründet sich ein subjektwissenschaftliches Herangehen in der Einsicht, daß jede Kategorisierung anderer, wie »normal« und »berechtigt« sie auch zu sein scheint, den Abbruch der intersubjektiven Verständigung und damit einen Beitrag zur Entmenschlichung der Verhältnisse, d.h. der Verfestigung der allgemeinen (und also auch der eigenen) Fremdbestimmtheit bedeutet (vgl. Holzkamp 1985). Statt die Menschen nach irgendwelchen normativen Kriterien einzuordnen, bemüht es sich vielmehr, diesen ein Instrumentarium an die Hand zu geben, mit dessen Hilfe sie ihr jeweils eigenes Handeln auf seine Implikationen, Widersprüche, Dilemmata etc. hin aufzuschlüsseln und ihr »tacit knowledge« über ihre Probleme und deren Ursachen zur Sprache zu bringen vermögen, das sich selbst wiederum in diesem Prozeß der Veröffentlichung und der »sozialen Selbstverständigung« präzisieren wird (vgl. Klaus Holzkamp in diesem Heft). So dient z.B. das in der Kritischen Psychologie entwickelte Begriffspaar der restriktiven/verallgemeinerten Handlungsfähigkeit nicht zur Aufteilung der Menschen in solche, die sich anpassen, und solche, die um die Erweiterung ihrer Handlungsfähigkeit kämpfen. Es stellt vielmehr eine Frage, die alle, die sich durch diese angesprochen fühlen (bei jedem sich stellenden Konflikt erneut), selbst beantworten müssen: Handele ich, weil ich von der Richtigkeit und Verantwortbarkeit dessen, was ich tue, überzeugt bin, oder mache ich um der unmittelbaren Absicherung, Anerkennung, Einbindung willen Abstriche an meinen Erkenntnissen und Bedürfnissen und festige damit eigenhändig die Situation, die mir diese Selbstpreisgabe aufnötigt, die immer auch die Preisgabe anderer, die von mir abhängig sind, impliziert, was wiederum Rückwirkungen auf meine Situation hat. Je »subjektiver« die Beantwortung dieser Frage ausfallen wird, d.h. je schonungsloser ich versuche, die sich dabei stellenden Ängste, Konflikte, Zweifel auf den Punkt zu bringen, um so »objektiver« bzw. verallgemeinerbarer werden die dabei gewonnenen Erkenntnisse sein, um so mehr werden sie die metasubjektive Verständigung erleichtern.

Die Versprachlichung des »tacit knowledge« weist Ähnlichkeiten mit dem psychoanalytischen Anspruch auf, Unbewußtes ins Bewußtsein zu heben. Im Unterschied dazu geht es jedoch bei einer subjektwissenschaftlichen Herangehensweise im kritisch-psychologischen Sinne nicht um die Aufdeckung innerpsychischer Konflikte bzw. verdrängter Lebensansprüche, um sie der bewußten statt einer unbewußten Bewertung zu unterwerfen, sondern um die Problematisierung der

verbreiteten Auffassung von der Notwendigkeit der Zensur menschlicher Bedürfnisse überhaupt, der immer die Vorstellung von der Asozialität der Masse und der Notwendigkeit einer geistigen Elite zu ihrer Anleitung, Kontrolle und Disziplinierung zugrundeliegt. Statt von der natürlichen »Asozialität« der (anderen) Menschen auszugehen und die unter den gegebenen Bedingungen »normale« Tendenz zu naturalisieren, die Mitmenschen vor allem unter dem Aspekt ihrer Verwertbarkeit, als Bereicherung oder Belastung, zu sehen – und damit zugleich die Verhältnisse der Kritik zu entziehen, die dieses Verhalten nahelegen –, wäre es Aufgabe einer Subjektwissenschaft, die Bedingungen, unter denen dieses Verhalten als natürlich erscheint, zu hinterfragen, und dem Leiden, das die Reduzierung der Menschen auf einen Objektstatus birgt, eine Sprache zu geben, es in seinen gesellschaftlichen Zusammenhängen zu begreifen und damit handhabbar zur machen.

Die Notwendigkeit, die Interessengebundenheit des eigenen Denkens und Handelns zu klären, gilt nicht nur für die je einzelnen Individuen, sondern auch für gesellschaftliche Denksysteme, in die sie eingebunden sind. So ist z.B. der für das Fach Psychologie bestehende Mythos von der »reinen« Wissenschaft oder Praxis, die im Gegensatz zur politischen Parteinahme steht, auf seine Funktionalität zur Absicherung der eigenen Position und damit der herrschenden Machtverhältnisse zu analysieren – zusammen mit den vielfältigen Sanktionen, die jene treffen, die sich diesem Mythos zu entziehen suchen (vgl. Osterkamp, i.Dr.). Die Erfahrung der eigenen Ängste, Konflikte, Anpassungstendenzen, die sich ergeben, wenn man seinen Ehrgeiz nicht darauf beschränkt, den jeweiligen Anforderungen und Gepflogenheiten zu entsprechen, sondern diese auf ihre Interesseneingebundenheit und Berechtigung hin überprüft, gewähren die besten Voraussetzungen zum Verständnis der Probleme der jeweils anderen und damit der »metasubjektiven« Verständigung mit ihnen.

Subjektivität im kritisch-psychologischen Sinne definiert sich, so ließen sich diese Ausführungen auf den Punkt bringen, über die wahrgenommene Verantwortung für die Situation und das Verhalten der jeweils anderen. Diese Definition ähnelt der von Bauman (1992) bzw. Levinas, auf den sich dieser bezieht – allerdings mit dem Unterschied, daß sich »Verantwortung« nicht, in der Manier christlicher Nächstenliebe, auf die Sorge um andere beschränkt, sondern die Bedingungen zu benennen und zu schaffen sucht, die es auch diesen ermöglichen, sich »subjektwissenschaftlich« zu verhalten, d.h. ihrerseits Verantwortung für die Erweiterung der Handlungsmöglichkeiten anderer – als Voraussetzung der eigenen – zu tragen.

IV.

Die Bedeutung der Sprachlosigkeit und den dadurch bedingten Welt- und Ich-Verlust hat Klaus Holzkamp in seinen letzten Lebensmonaten am eigenen Leibe erfahren müssen. Versuche, der Mitwelt einen Eindruck von seiner Situation, die durch seine Schmerzen bestimmt war, zu vermitteln, sind weitgehend an deren Unverständnis gescheitert. Hilfe war ihm allein Elaine Scarrys Buch »Der Körper im Schmerz«, das, wie aus seinen Bemerkungen hervorging und seinen Unterstreichungen zu entnehmen ist, ihm offensichtlich aus der Seele gesprochen hat.

Der körperliche Schmerz unterscheidet sich, wie Scarry hervorhebt, von allen anderen psychischen Phänomenen durch seine »radikale Subjektivität«, d.h.

Objektlosigkeit, den Verlust des Weltbezugs: »Wenn wir hören oder fühlen, so hören oder fühlen wir etwas, das außerhalb des Körpers liegt; ein Wunsch ist ein Wunsch nach x, Angst ist Angst vor y, Hunger ist Hunger nach z; doch Schmerz ist nicht Schmerz von oder nach etwas; Schmerz ist nur er selbst. Diese Objektlosigkeit, das Fehlen jeglichen referentiellen Gehalts, macht es nahezu unmöglich, ihn in Worte zu fassen« (242f). Der mit dem Schmerz einhergehende Weltverlust gibt ihm zugleich seine Macht über das Ich, die in dessen Auflösung gipfelt: »Am Anfang ist der Schmerz ›nicht man selbst‹, und am Ende hat er alles eliminiert, was nicht ›er selbst‹ ist. Anfangs ist er lediglich ein erschreckendes, wiewohl begrenztes inneres Faktum, am Ende hat er den ganzen Körper mit Beschlag belegt und greift sogar noch darüber hinaus, zieht alles, innen und außen, in seinen Bann, macht beides auf obszöne Weise ununterscheidbar und zerstört, was ihm fremd ist oder seine Ansprüche bedrohen könnte, die Sprache geradeso wie alles andere, das es uns ermöglicht, uns in die Welt auszudehnen. Erschreckend wegen seiner Enge, erschöpft und verdrängt er dennoch alles andere, bis er die einzige umfassende und allgegenwärtige Tatsache der Existenz zu sein scheint« (83).

Intensiver Schmerz ist nach Scarry die Inkarnation des Selbsthasses, der Selbstentfremdung, des Verrats an sich selbst bzw. des Hasses auf all das, der Selbstentfremdung von, des Verrats an »all dem, was das Ich ausmacht – Freunde, Familie, Ideen, Gesinnungen« (72). Seine »schreiende Widerwärtigkeit« bestehe nicht zuletzt in der unüberwindbaren Mauer zwischen der eigenen Gewißheit seiner Existenz und der »verblüffende(n) Freiheit« der anderen, diese zu leugnen: »Jemand, der von Schmerzen heimgesucht wird, nimmt den Schmerz ›mühelos‹ wahr, ja, er kann es gar nicht vermeiden, ihn wahrzunehmen; für die anderen dagegen ist ›mühelos‹ gerade, ihn nicht wahrzunehmen« (12). Damit der Schmerz sich aus einem »passiven, hilflosen Geschehen in eines, das sich selbst verändert und, im besten Falle, selbst eliminiert«, verwandelt, muß er, so Scarry, »in eine Beziehung zur objektivierenden Kraft der Vorstellung gebracht werden« (246), diese »allerprivateste Erfahrung in den öffentlichen Diskurs Eingang« (15) finden.

Diesem Bemühen steht die fehlende Bereitschaft der »Gesunden« entgegen, sich auf den Schmerz der anderen einzulassen. Grund hierfür ist weniger deren Mangel an Mitgefühl als vielmehr ihre Hilflosigkeit gegenüber der Hilflosigkeit, die sich allerdings in letzter Konsequenz als Verweigerung von Mitleid und Anteilnahme äußert und dazu führt, daß man die Leidenden für ihre Situation selbst verantwortlich, ihnen den Weltverlust, ihr Kreisen um den Schmerz und den eigenen Körper, zum Vorwurf macht, ohne zu erkennen, daß darin gerade ihre Qual liegt, die man auf diese Weise zusätzlich erhöht. »Er sah, daß niemand mit ihm Mitleid habe, weil niemand seine Lage begreifen wollte«, läßt Tolstoi, einer der wenigen Autoren, die sich zum körperlichen Schmerz äußern, seinen Helden im »Der Tod des Iwan Iljitsch« sagen. »Etwas Schreckliches, Neues, Bedeutsames, das mit nichts anderem in seinem Leben zu vergleichen war, ging in ihm vor. Und er allein wußte darum; die in seiner Umgebung hatten es nicht begriffen oder wollten es nicht begreifen oder waren der Ansicht, daß alles in der Welt jetzt genau so sei wie früher. Das schmerzte Iwan Iljitsch mehr als alles andere.« Sie »begriffen nichts von allem und ärgerten sich nur, daß er ewig schlecht aufgelegt und anspruchsvoll sei, als trüge er Schuld an allem«.

Weil man dem Schmerz der Patienten oder Angehörigen nichts entgegensetzen, zugleich aber diese Situation nicht ertragen kann, läßt man deren Klagen über ihren Zustand an sich abgleiten, reagiert ungeduldig bzw. mit einer Flut mehr oder weniger sinnvoller therapeutischer oder fürsorgerischer Maßnahmen sowie hoffnungsspendender Aufmunterungen, die immer auch darauf angelegt sind, ihnen die Berechtigung zur Klage abzusprechen und damit die Sprache zu nehmen. Die übliche Ausrichtung des Handelns auf die »Problembewältigung« verkennt die Dramatik der Situation der Leidenden, die gerade darin besteht, daß ihnen so nicht zu helfen ist, und versagt ihnen zugleich den Trost und die Hilfe, die möglich wären: Nämlich die Unerträglichkeit ihrer Situation anzuerkennen und ihr Klagen über ihren Schmerz als Versuch zu begreifen, ihn, wie es bei Scarry heißt, »aus dem Körper heraus in die Welt« zu holen (82), zu objektivieren, und auf diese Weise dafür zu sorgen, daß ihre Leidenserfahrungen nicht in ihnen eingeschlossen bleiben, sondern Eingang in die »metasubjektive Verständigung« finden, das heißt, zu einem menschlicheren Umgang mit den Leidenden führen werden.

Zum Thema »Lebensführung« im subjektwissenschaftlichen Sinn gehört somit neben der Planung und Organisation des Lebens zur Wahrung und Erweiterung der Handlungsfähigkeit immer auch die Fähigkeit, Hilflosigkeit und Ohnmacht, wo sie wirklich gegeben sind, zu ertragen, statt in dem Bemühen, den Boden unter den Füßen zu behalten, diesen anderen wegzuziehen, d.h. sich über deren Situation hinwegzusetzen, sie zum Objekt der eigenen Pseudoaktivitäten zu machen, die Verständigung mit ihnen abzubrechen. In diesem Sinne verstehe ich die Aussage Klaus Holzkamps, daß er aufgrund des Buches von Elaine Scarry sein bisheriges Konzept zum Thema Lebensführung, sobald er wieder dazu in der Lage wäre, noch einmal überdenken müsse: daß eine Subjekttheorie nicht am Problem des Schmerzes und dem damit einhergehenden Welt- und Ich-Verlust vorbeikomme.

Anmerkung

1 Auch für mich bedeutete die Studentenbewegung eine Befreiung aus einer – frauenspezifischen – Sackgasse (vgl. mein Interview in der *Piranha* 1993, Nr. 11), so daß die gewählte Form der Lebensführung eine gemeinsame und nur somit durchführbar war.

Literaturverzeichnis

Bauman, Z., 1992: Dialektik der Ordnung. Die Moderne und der Holocaust. Hamburg

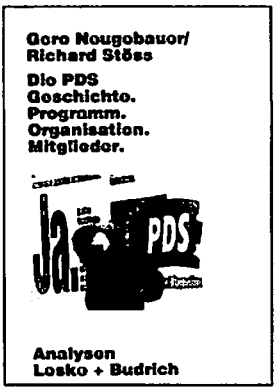
Holzkamp, K., 1985: »Persönlichkeit«. Zur Funktionskritik eines Begriffs. In: Herrmann, Th. und E.-D. Lantermann (Hg.), Persönlichkeitspsychologie. Ein Handbuch in Schlüsselbegriffen. München, 92-101

Osterkamp. U., 1996: Institutioneller Rassismus. Problematik und Perspektiven. In: Mecheril, P. und Th. Teo (Hg.), Psychologie und Rassismus. Reinbek (i.Dr.).

Scarry, E. 1992. Der Körper im Schmerz. Die Chiffren der Verletzlichkeit und die Erfindung der Kultur. Frankfurt/M

Neu im Winter '95/96
bei Leske+Budrich

Mechthild Cordes
Frauenpolitik: Gleichstellung oder Gesellschaftsveränderung?
Analysen 53. 224 Seiten.
Kt. 19,80 DM/SFr/147 ÖS



Gero Neugebauer/
Richard Stöss
Die PDS
Analysen 54.
329 Seiten. Kt.
24,80 DM/SFr/184 ÖS

Helge-Lothar Batt
Die Grundgesetzreform nach der Einheit Deutschlands
Analysen 56. 184 Seiten.
Kt. 19,80 DM/SFr/147 ÖS

Benno Hafeneger
Jugendbilder
Zwischen Hoffnung und Angst, Erziehung und Dialog. 144 Seiten. Kart.
24,80 DM/SFr/184 ÖS

Konrad Hilpert (Hrsg.)
Die ganz alltägliche Gewalt
Eine interdisziplinäre Annäherung. Ca. 200 Seiten. Kt.
Ca. 28,– DM/SFr/207 ÖS

Franklin A. Oberlaender
„Wir aber sind ‚nicht Fisch und nicht Fleisch'"
Biographie & Gesellschaft
24. 367 Seiten. Kart.
48,– DM/45,60 SFr/355 ÖS

Information: Postfach 30 05 51 · 51334 Leverkusen

Frigga Haug

Arbeitsfreundschaft

Erinnerungen an Klaus Holzkamp

Seit langem befürchtet, hinterläßt Klaus Holzkamps Tod unvermindert Schreck und Trauer. Er war für mich vor allem Herausforderung und Widerspruch, Freund und dabei heftig in theoretischer Gegnerschaft. Die Erinnerungen gehen keinen ordentlichen Weg, zumal es schwer ist, ihn als nicht mehr daseiend zu denken. Deutlich schieben sich in den Vordergrund die Redaktionssitzungen der Zeitschrift *Forum Kritische Psychologie*. Manchmal gab es eine Tagesordnung, aber sie hatte kaum etwas mit dem wirklichen Geschehen zu tun. Klaus übernahm einen großen Teil der Diskussion allein und redete ungestüm, andere sprachen gleichzeitig. Immer wurde gestritten und immer löste sich irgendwann der ganz und gar unstrukturierte Aufruhr auf in ein wohl geordnetes Inhaltsverzeichnis, Texte, Aufgaben – kurz, die Produktion eines neuen Heftes war geleistet.

Warum vom produktiven Chaos berichten, wenn es darum geht, sich des Menschen zu vergewissern, ihn bleibend zu erinnern?

Zum ersten Mal traf ich ihn im Garten, umringt von aufgeregten Studenten. Das war 1969 zur Zeit des Schülerladens Rote Freiheit. Schon erfolgreicher Professor mit phänomenologischer und vor allem Wundtscher Orientierung, hatte er sich Hals über Kopf in die Bewegung gestürzt, in endlose Diskussionen, Pläne, Umbau. Die Studenten forderten ihn auch persönlich heraus, indem sie ihn so verstanden, daß er sein großes Haus mit ihnen zu teilen habe, gleicher Wohnraum für alle. Er verlangte unaufhörliche Arbeit von ihnen.

1971 wurde ich Asisstentin am Psychologischen Institut, das damals in universitärer Öffentlichkeit schon das Holzkamp-Institut hieß. Klaus hatte sich die Aufgabe gestellt, Psychologie umzuschreiben. *Sinnliche Erkenntnis. Historischer Ursprung und gesellschaftliche Funktion der Wahrnehmung* (1973), noch die Früchte phänomenologischer Forschung erntend, war der Beginn des Aufbaus einer eigenen Kritischen Psychologie. Klaus wollte nicht weniger als das Ganze vom Kopf auf die Füße stellen. Die *Grundlegung der Psychologie*, erst zehn Jahre später fertig geschrieben, schließt diesen Prozeß gewissermaßen für alle sichtbar ab. Die Fragen scheinen beantwortet. Mehr als zehn Jahre Aufräum- und Umbauarbeit haben so etwas wie eine Schule entstehen lassen. Ausgehend von der sechsten Feuerbach-These von Marx, daß das menschliche Wesen »in seiner Wirklichkeit« kein dem einzelnen innewohnendes Abstraktum sei, sondern das Ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse, schreibt Klaus Holzkamp eine Psychologie, die alle Innenschau nach außen kehrt. Menschliche Entwicklung kann nur begriffen werden, wenn der Mensch gesellschaftlich gedacht ist. Individualisierung ist selbst gesellschaftlicher Prozeß. In der Folge wird nicht nur herkömmliche Psychologie ihrer Verkürzungen, Lücken und ideologischen Annahmen überführt. Es geht vor allem darum, in solcher Auseinandersetzung und über sie hinaus eine neue Psychologie auszuarbeiten – die Erforschung der Entwicklung vom Einzeller zum Menschen als

Grundlage für eine Psychologie, die wirklich von den Möglichkeiten von Menschen in schwieriger Gesellschaftlichkeit handelt: eine subjektwissenschaftliche Psychologie.

Es ist notwendig, sich des spezifischen Eingriffs der Kritischen Psychologie zu vergewissern, um Klaus Holzkamp zu erinnern. Die Gedanken, die wissenschaftlichen Arbeiten sind das, was von ihm bleibt, so wir es aufnehmen, es benutzen, es weitergeben. Für mich aber kommt es an dieser Stelle zusätzlich darauf an, mich seiner widersprüchlichen Person zu erinnern, jetzt, da vieles Unausgesprochene nicht mehr gesagt werden kann. Für mich ist es an der Zeit, die wissenschaftliche, die politische, die persönliche Spannung, die über zweieinhalb Jahrzehnten Freundschaft, Fremdheit und Zusammenarbeit lag, durchzuarbeiten und ihn so zu erinnern, daß er für mich bleiben kann und mit ihm eine Kritische Psychologie, die ich verstehe.

Die Trauer um seinen Tod vermischt sich mit einer früheren. Sie kommt aus den Texten, sie kommt zugleich als Hoffnung, als Aufruhr. Die Entgegensetzung solcher Gefühle findet ihre Entsprechung in der Person von Klaus Holzkamp, wenigstens für mich. Ich lese vom Anfang, von der Zeit, als das Psychologische Institut an der Freien Universität Berlin von oben gespalten wurde in ein der Obrigkeit gefälliges Institut für Psychologie und das andere unruhige, bewegte, massenhaft besuchte Psychologische Institut. Das war 1970, und ebenso selbstbewußt wie basisdemokratisch schrieb im ersten kritisch-psychologischen Buch von Klaus Holzkamp der Sektionsrat des Instituts als Einleitung: »Die progressiven Institutsmitglieder sehen sich nach der Teilung, die von ihren Vollstreckern als Maßnahme politischer Disziplinierung gedacht war, vor neuen komplexen Aufgaben. Die bisherige Perspektive einer kritischen Analyse der bestehenden Psychologie erwies sich angesichts der nun zu bewältigenden Probleme als zu eng. Ein Ausbildungsprogramm im Sinne der Diplom-Prüfungsordnung für Psychologen ist in einem Institut mit 70 wissenschaftlichen Mitarbeitern und 700 Studenten selbstverantwortlich kooperativ zu planen und zu realisieren.« (1973, 9). Das betraf zunächst das Curriculum, war aber zugleich selbstverständlich als kollektive wissenschaftliche Forschungsarbeit gedacht. Kritische Psychologie als Bewegung. In diesem Geist schrieb Klaus Holzkamp in seiner Einleitung zum gleichen Buch: »Solange die Wahrnehmung nicht richtig verstanden wird, ist der Versuch einer Erarbeitung und Realisierung eines kritisch-psychologischen Forschungskonzepts schon im Ansatz verfehlt: eine adäquate Erfassung der Wahrnehmung ist hier die Voraussetzung für eine wissenschaftlich richtige Behandlung aller anderen Probleme. Dies schließt gemäß der kritisch-psychologischen Gesamtkonzeption ein, daß die angemessene wissenschaftliche Analyse der Wahrnehmung nicht nur von fachimmanentem Interesse ist, sondern eine Voraussetzung für das Begreifen der Eigenart kritischer Praxis des Menschen in der bürgerlichen Gesellschaft, damit in gewisser Weise ein Moment der erkenntnisgeleiteten kritischen Praxis selbst.« (1973, 19) Unter den vielen tausend Seiten Kritische Psychologie, die danach von Klaus selbst und von anderen verfaßt wurden, ist der soeben zitierte kein besonderer Satz. Aber mich, wenn ich ihn heute, 22 Jahre später lese, trifft er in gleicher Weise und reißt mich in verschiedene Richtungen wie schon damals. Dies ist, wie ich Klaus erinnere.

Begeisternd und unerhört basisdemokratisch bis zur Illusion. Da finde ich mich wieder. Wer wollte nicht in einem großen Kollektiv Forschung betreiben, Wissenschaft auf die Füße stellen, sie ganz und gar revolutionieren, vom Staub der Jahrhunderte befreien, umkehren, nützlich machen für viele. Sie praxisorientiert betreiben?

Zugleich selbstgerecht bis zum Unerträglichen. Da gibt es »richtig« und »falsch« ohne Zweifel. Die Sache, die es erst zu erarbeiten gilt, ist von Anfang an da, wird Maßstab und Urteil. Die basisdemokratische Versicherung gibt im akademisch gebräuchlichen »Wir« den nötigen Rückhalt für die kommenden Arbeiten. Wenn »wir« »kritisch-psychologisch« schreiben, arbeiten wir für die »Werktätigen«. Tragisch für die, die da fehlgehen. Wer sind die Richter?

Hinzu kommt die unerhörte Größe des Projekts. Wie Marx nicht weniger als das Gesamt der bürgerlichen Gesellschaft zu durchdringen sich vornahm, wollte Klaus Holzkamp nicht weniger als die gesamte Breite der psychischen Entwicklung der Menschen in unserer Gesellschaft durchdringen. Und wie Marx und von ihm lernend sah er sich dazu gezwungen, historisch vorzugehen. Von der Entwicklung der Sache selbst, von ihrer Genese über die Funktionalität zur menschlichen Selbstentwicklung zu schreiten. Folgerichtig kam nach dem Projekt *Wahrnehmung* das der *Gesamtgrundlegung* der Entwicklung des Psychischen. Wieder zehn Jahre später *Lernen*, ebenso als Grundlegung gefaßt und danach *Persönlichkeitstheorie*, das Projekt, das mit den Vorstudien zur *Lebensführung* begann und nicht abgeschlossen werden konnte.

In den Gründungstext sind die Widersprüche und Problematiken eingeschrieben. Im Grunde stehen sie in jedem Satz. Wie kann man, wenn man als einzelner versucht, eine ganze Wissenschaft umzuschreiben, sein Leben führen? Und erst recht, wie kann man dies, wenn diese Wissenschaft dem Anspruch nach Philosophie der Praxis ist, politisch, weil sie orientierend in das Leben vieler eingreift? Und drittens, wie kann dies gehen, wenn solches Vorhaben in einer Gesellschaft geschieht, die diesem Treiben höchst feindlich gegenübersteht und wenn zudem die eigene wissenschaftliche Positionierung wiederum eine realpolitische Repräsentanz in vorhandenen gesellschaftlichen Großprojekten – den ehemals staatssozialistischen Ländern – und kleineren Parteien, den kommunistischen Parteien in westlichen Ländern, findet?

Wissenschaftsentwicklung wird hier unweigerlich zu einem heftigen Kampffeld, Kritik als Dauerzustand, Angriff und Verteidigung als Lebensweise, lauter Bedingungen und dazugehörge Haltungen, die der Entwicklung von Wissenschaft förderlich sind, die aber der intensiven wissenschaftlichen Arbeit, die der Muße, der Ruhe bedarf, entgegenstehen.

Auch dies wird eine Frage der Lebensführung. Klaus verband sich mit Ute Osterkamp, die einen wichtigen Teil der Wissenschaftsentwicklung übernahm und vor allem in den vielen aktuell politischen Auseinandersetzungen um die Kritische Psychologie das Wort ergriff. So wurde ein Raum geschaffen, in dem er in einer unerhört asketisch-rigiden Arbeitsmoral von früh um fünf Uhr an am Schreibtisch sitzen konnte. Vielen erschien es so, als ob diese asketische Haltung ein Grundzug von Klaus sei. In Wirklichkeit war es mühsam erkämpftes Produkt aus früher Krankheit, die es ihm verbat, so ausschweifend zu essen und zu trinken, wie er

gern gewollt hätte, und entsprang der unbedingten Verpflichtung auf das zu erstellende Werk Kritische Psychologie. Der disziplinierte, an Fabrikarbeit gemahnende Zeitplan hielt ihm die sonst üblichen ständigen Besucher und studentischen Telefonate fern. Und zugleich bildete er eine Haltung heraus, in der andere Projekte, Entwicklungen, Gedanken, die selbst sich innerhalb der Kritischen Psychologie wähnten, in ihrer Begründetheit aber eigens hätten durchdacht und diskutiert werden müssen, im wesentlichen als Arbeitsstörung, als Zeitschlucker wahrgenommen und entsprechend abgewehrt wurden. In Lebenszeitnot und Arbeitsüberhäufung erwies es sich als günstig, sich nicht beirren, beunruhigen, ablenken zu lassen. Das Gesamtziel vor Augen galt es auch, die Mitstreiter zu diszplinieren. Vielleicht kann man es so sagen: Kritische Psychologie wurde nicht nur Bewegung, sondern zugleich Partei – »wenn man Organisation und Partei im weiten Sinn und nicht formell versteht« (Gramsci, *Gefängnishefte*, H.6, § 136). In diesem Sinn lassen sich die Sätze, die Klaus auf der ersten Volksuniversität Berlin 1980 zur Frage der Intellektuellen in der Partei sprach, im Grunde nur angemessen verstehen, wenn einem bewußt ist, daß hier auch das eigene Problem artikuliert wurde, ein allzu großes Projekt in feindlicher Umgebung voranzutreiben, sich unter Umständen zu irren und doch von den Mitstreitern genügend Kredit zu bekommen, daß es gemeinsam geschehen könnte:

»Es gibt keine vorstellbare Situation, in welcher der einzelne gegenüber oder innerhalb einer fortschrittlichen Organisation seine individuelle Urteils- und Kritikfähigkeit auch nur im mindesten einschränken müßte und dürfte. Die Forderung nach einer solchen Einschränkung kann keinesfalls mit dem durch die Organisation vertretenen Allgemeininteresse begründet werden, da – wie gesagt – nie und nirgends endgültig feststeht, was das Allgemeininteresse sei und ob die Organisation es optimal vertrete: Dies muß vielmehr durch das individuelle Denken und die Urteilsfähigkeit aller Mitglieder der Organisation hindurch immer wieder neu gesichert werden. (...) Die damit auch vom Individuum innerhalb und gegenüber seiner Organisation zu fordernde ›kritische Haltung‹ steht keineswegs im Gegensatz zu Disziplin und Verbindlichkeit der Arbeit im Kollektiv, im Gegenteil, Disziplin und Verbindlichkeit darf von mir nur übernommen und praktiziert werden, wenn ich die Notwendigkeit dazu einsehen kann.« (1980, 219)

Die Ausführungen setzen auf individuelle Einsicht, Denken und Kritik, um diese dann in geradezu listiger Weise doch der Organisation zu unterwerfen. Schließlich muß jedes vernünftige Wesen einsehen, daß eine Organisation handlungsunfähig wird, wenn sie jede Maßnahme mit jedem Mitglied vordiskutiert. Einsichtiges Denken unterwirft sich das zuvor Widerständige schon im Individuum selbst.

»Wenn der *Zeitpunkt der Handlungsnotwendigkeit verpaßt* ist, hebt sich die *Entscheidung quasi selbst aus den Angeln, wird überflüssig und unvernünftig*, einerlei, wie sie inhaltlich beschaffen ist.« (Ebd., 221)

Die Nähe dieser Bestimmungen zum gesunden Menschenverstand wird verstärkt durch das herangezogene Beispiel, es nütze eine konsensuell erstellte Wettervorhersage nichts, wenn sie erst als Rückblick fertig werde. Allerdings leitet Klaus Holzkamp aus alledem eine hierarchische Struktur, die Notwendigkeit von Funktionären und ihr Entscheidungsprimat aus Erfahrung ab. Er schreibt dies in einer aufgeheizten Atmosphäre der Austritte und Ausschließungen von Mitgliedern der kleinen kommunistischen Partei Westberlins, u.a. weil sie sich dem Projekt Ideologietheorie (vgl. dazu weiter unten) angeschlossen hatten, das eine ketzerische

und widerständige Auffassung von marxistischem Denken vertrat. Die Verblüffung, daß ausgerechnet er, dessen Kritische Psychologie ebenso unvereinbar war mit tradiertem ML-Denken, hier Verständnis formulierte, wird weniger groß, wenn man die Ausführungen auf die »Organisation« der Kritischen Psychologie selbst bezieht.

Aber solche Problematiken waren nicht die einzigen, welche die Kritische Psychologie erschütterten und die Arbeit immer schwieriger machten. Klaus versuchte auch, die Schule gegen den allgemeinen Zerfall linken Aufbruchsdenkens und -handelns zusammen- und festzuhalten.

Erinnern wir uns, daß Kritische Psychologie tatsächlich als Bewegung begann und lebte und Klaus der kreative Brennpunkt dieser Bewegung war, als solcher in der Lage, das Projekt praktisch fast zweieinhalb Jahrzehnte fortzuführen. Wie kann man heute vermitteln, daß Kritische Psychologie in ihren Anfängen für unzählige Studierende ein Befreiungserlebnis war, das nicht nur ihr Denken, sondern ihr gesamtes Leben veränderte? Der einfache, wenn auch auf andere Weise schwierige Gedanke, daß Menschen nicht nur gesellschaftliche Wesen sind, sondern daß sie sich selbst und Geschichte machen, beides also auch von ihnen veränderbar ist, gab Wissenschaft einen lebendigen Sinn und dem Leben praktische Orientierung. An vielen Orten entstanden Arbeitsgruppen zur Kritischen Psychologie. Ein Netz von Werkstätten wurde geknüpft, in denen Texte von Klaus Holzkamp, aber auch die Motivationsbücher von Ute Holzkamp-Osterkamp (1975, 1976) mit heißen Köpfen gelesen, angeeignet, diskutiert wurden. Auch dies hatte mit Lebensführung zu tun. Ich erinnere, Studierende in Lese- und Diskussionsgruppen getroffen zu haben, die schon morgens um 8 Uhr begannen und darum von all denen, die gewohnt waren, lange zu schlafen, einen Umsturz ihrer alltäglichen Verhältnisse verlangten. Sie taten es.

Internationale Kongresse mit mehr als 4000 Teilnehmenden wurden organisiert; dazwischen sogenannte Ferienkongresse, und immer reisten junge Menschen in großer Anzahl an, bereit, unter widrigen Umständen diese neue Lehre zu studieren und ihren Platz darin zu finden. Kritische Psychologie wurde etwas wie ein Zeichen für die Lebendigkeit marxistischen Denkens und das Feuer, das wissenschaftliches Denken entfachen kann. Es war ein Glück, dazuzugehören. Das war auch für mich unbestritten, solange mein Forschungsschwerpunkt Arbeit war – was wäre eine Kritische Psychologie ohne eine solche Orientierung? Aber dann kamen um 1980 Feminismus, Ideologietheorie, Kulturtheorie hinzu, späte Reflexionen und Arbeiten zur Theorisierung der neuen sozialen Bewegungen. Die Erinnerung an Klaus wird überlagert durch den Wunsch, sich die damaligen theoretischen Entwicklungen wieder vor Augen zu führen; dies scheint berechtigt, da sich vor allem Unverständnis vor Freundschaft und damit auch vor alle Arbeitsbeziehungen schob.

Klaus Holzkamp begründete eine Psychologie, die ganz auf das Subjekt und die ihm eigenen Handlungsbegründungen setzt. Nichts kann über die einzelnen ausgesagt werden, das sie nicht selbst über sich sagen könnten. Das sagt den herkömmlichen Psychologien auf mehrfache Weise den Kampf an. Für unwissenschaftlich und irreführend wird erklärt, Menschen als *Objekte* wissenschaftlicher Forschung aufzufassen, ihr Handeln unter Ausnahmebedingungen in Experimenten zur Grundlage von Allgemeinaussagen zu machen, überhaupt Aussagen zu treffen,

in die die Forschenden nicht selbst kritisch als Subjekte einbezogen sind, damit auch, die ökonomischen Verhältnisse nicht stellvertretend zu analysieren und das Individuum nurmehr als Schnittpunkt von allerlei determinierenden Variablen zu sehen. Diese Wendung zu den ›Subjekten‹ und nicht bloß zu den Verhältnissen, in denen sie leben, war es, die Kritische Psychologie zu einem Hoffnungsträger in den vielfältigen neuen Bewegungen machte, und die zugleich mit einem ökonomistischen Marxismus, wie er ›offiziell‹ Geltung hatte, in Widerspruch geraten mußte.

Ausgehend von solchen Überlegungen wurden im Projekt Ideologietheorie und in der Folge in den feministischen Projekten ›Frauenformen‹ weitere Vorstellungen, wie Wissenschaft für ein Befreiungsprojekt vorgehen müsse, formuliert.[1] Hier war die leitende Frage nicht die nach der Entwicklung der Individuen, wohl aber die nach der Herausbildung von Subjektivität. Auf der Suche nach den vielfältigen Weisen, in denen sich Herrschaft reproduziert, wurde nicht nur die determinierende Allmacht des Ökonomischen in Frage gestellt, sondern den Bereichen des Kulturellen und des Ideologischen eigene Wirkmächtigkeit zuerkannt. Sie wurden selbst Analysegegenstände. Althusser wurde erstmals von uns zur Kenntnis genommen und die seine Schriften gleichfalls eigenständig rezipierende kulturtheoretische Schule von Birmingham. Subjektivität wurde selbst ein Begriff, in dem die Unterwerfung der einzelnen als subjektive Tat entziffert werden mußte. Wiewohl der Begriff der Handlungsfähigkeit in solchen Entwürfen zentral ist und die unterschiedlichen VertreterInnen mithin als Ausfächerung der Kritischen Psychologie verstanden werden könnten, war das Gegenteil der Fall. Eine Auffassung, die Herrschaft, Subjektbildung, Ideologie auch als Tat ideologischer Mächte und die Handlungen der einzelnen damit als selbstbewußte Eingliederung in Unterwerfungsverhältnisse begriff, wurde von den VertreterInnen der Kritischen Psychologie, die im Studienzusammenhang des Psychologischen Instituts geblieben waren, als von Grund auf verkehrt aufgefaßt. Schließlich ging es in der neuen Wendung der Psychologie darum, grundsätzlich von den einzelnen Subjekten her zu denken, zu formulieren, ihre Begründungen ernst zu nehmen, sie als vernünftig zu akzeptieren und so die Verhältnisse, unter denen ›vernünftige‹ Entscheidungen getroffen werden, die sich später, ›langfristig‹, als ›unvernünftig‹ erweisen, erst in einem zweiten Schritt zu analysieren und sie nicht selbst als Teil von Subjektivität zu begreifen.

Von heute aus betrachtet, scheint es lächerlich, daß es uns nicht gelungen ist, diese ›Ausfächerungen‹ produktiv zu diskutieren. Der Riß ging statt dessen tief. Mißtrauen trat an die Stelle von bewegendem Gedankenstreit. Wir hätten das zusammenarbeiten müssen, bevor es zu spät war.

Dennoch ist dies nicht der Ort für diese noch immer ungeschriebene Geschichte. Ich versuche, ein Bild von Klaus für mich, für uns festzuhalten und springe so von den langen immerhin zehn Jahren Eiszeit, der Zeit wechselseitigen Schweigens oder der Anklage zu einem Kreuzungspunkt, der mir wiederum bezeichnend für die widersprüchliche und schwierige, die trotz solcher Problematik immer noch geliebte Gestalt von Klaus Holzkamp war.

Im Jahre 1990 wurde ich (und auch Wolf Haug mit seinen Arbeiten zur sowjetischen Perestrojka) erstmals wieder zu einer Ferienuniversität Kritische Psychologie geladen. Der Vorgang war unerhörter, als er heute klingt. Ging dem doch immerhin

eine zehnjährige Mitarbeit in der Redaktion der Zeitschrift *Forum Kritische Psychologie* voraus, die tatsächlich keine war, und ein Übergehen meiner Person und meiner zahlreichen Arbeiten in all dieser Zeit. Auf dieser ersten Ferienuniversität nach 1989 konnte ich meine Untersuchungen zur Angst von Frauen (vgl. Haug/Hauser 1991) vortragen. Ein feministisches Thema, welches wie schon der erste Text zehn Jahre früher (F. Haug 1980) es als notwendig für die Kritische Psychologie behauptete, nicht vom abstrakten Menschen, sondern von Individuen in Geschlechterverhältnissen im Rahmen der Produktionsverhältnisse auszugehen.

Wenn es gelang, Zeit und Raum zu gewinnen, war Klaus ein wunderbarer Zuhörer. Ja, er war dann auch bereit, alles noch einmal von vorn zu durchdenken, wiewohl dies bei der Weiterarbeit störte. Dieser Tag endete damit, daß Klaus sich durchzweifelte bis zur Frage, ob die Problematik der Geschlechterverhältnisse nicht tatsächlich einen Umbau der Kritischen Psychologie auch auf der kategorialen Ebene bedeute – eine Arbeit, die er mir (im Plural gedacht) schnell übergeben wollte –, und mit einem langen Spaziergang, auf dem wir versprachen, wirklich miteinander zu reden im Sinne des Zuhörens, des Weiterdenkens, des Ernstnehmens, des Aufgebens von Antizipationen und Unterstellungen. Die Verhältnisse normalisierten sich, aber es kam nicht mehr zu solchen weitreichenden Diskussionen. Krankheiten, zuviel Arbeit, Reisen und Anforderungsstrukturen, die alle auffraßen. Roll back in der Geschichte. »Wenn Du wieder gesund bist, sprechen wir über alles«, sagte Klaus.

Lebensführung – wie kann man ein Leben gut führen, das von Tod begrenzt ist und das dieses Wissen hat? Wir hätten auch darüber diskutieren müssen, jetzt ist es zu spät. Aber ich kann nicht darüber schreiben wie über Ansichten eines Wissenschaftlers, weil fast alles noch Frage geblieben ist. So schreibe ich diesen *Brief an Klaus*, als könnte er antworten, und an die Gebliebenen, daß sie die Fragen aufnehmen mögen.

Brief an Klaus Holzkamp

»Was ist es eigentlich genau, das durch die alltägliche Lebensführung ›integriert‹ werden muß?« fragst Du am Ende Deiner ersten Ausführungen zu dieser neuen Fragestellung, die sich Dir aufdrängte, die auf der Straße lag, die Unruhe brachte. Menschen, die einem begegnen, mit denen man arbeitet, haben allerlei nicht zum Kontext, beispielsweise der Lernsituation, gehörende Begründungen, warum Lernen kein Prozeß ist, dem nur die bereits gedachten Behinderungen entgegenstehen, sondern auch solche Fragen, die sich grob dem Thema Lebensführung zuordnen lassen. Lebensführung taucht so selbst als eine Problematik auf, eine Produktion, eine Kunst, die gelernt werden will.

Wie es Deiner Arbeitsweise entspricht, legst Du Dir das Handwerkszeug bereit: Begriffe und theoretisch durchdachte Annahmen, die hier einzusetzen sind. »Niemand handelt bewußt gegen seine Interessen«, dieser rationale sokratische Grundzug, den Du an verschiedenen Stellen entwickelt hast (u.a. in dem großen Buch *Lernen* von 1993), brachte den wichtigen Zusatz, daß es eine »subjektive Begründung« für die eigenen Handlungen gibt, die zu vernachlässigen mit Problemblindheit schlägt. Die Überlegung wird eingespannt in eines der nützlichen

gegensätzlichen Begriffspaare: »Unmittelbarkeitsverhaftetheit« versus »Unmittelbarkeitsüberschreitung«. Die Frage, die im Ganzen zu verfolgen ist, ist von so schmerzhafter Dringlichkeit, auch jetzt noch, daß ich nicht erneut zu streiten beginne, ob es notwendig oder überhaupt statthaft ist, so schreckliche Begriffe zu bilden, die schon bald außerhalb der eigenen Reihen unverständlich werden bzw. sich zu Stigmaworten umdeuten lassen. Ich rekapituliere, was gemeint ist, in einfachen Worten: Menschen haben für das, was sie tun, subjektive Begründungen, die ihre Taten als für sie richtig und sinnvoll erscheinen lassen. In gesellschaftlichen Verhältnissen, die antagonistisch strukturiert sind, können sie das längerfristig Schädliche, weil es kurzfristig nützlich ist, vorziehen, ohne daß wir daraus schließen können, sie hätten damit bewußt gegen ihre Interessen verstoßen. Sie haben bestenfalls ihre Interessen nicht durchdrungen. Wir haben ein relativ kohärentes Individuum vor uns. Der Bruch, den wir objektiv in seinen Handlungen feststellen mögen, ist einer der unzulänglichen Erkenntnis und antagonistischer Interessenlagen. Zusätzliche psychische Aktivitäten mögen in Verdrängung, Verleugnung, Eliminierung, Abwehr bestehen, womit zugleich eine Ortszuweisung solcher Begriffe aus der Psychoanalyse geleistet wäre.

Aus eigener Erfahrung, allerdings ohne dies schon wirklich theoretisch verdichtet zu haben, halte ich das für einen Irrtum. Das prospektierte Individuum ist zu vernünftig. Selbst in seinen unvernünftigen Seiten handelt es noch als Kopf, nicht als Bauch. Es lebt keinen Widerspruch, der nicht im Denken lösbar wäre; es ist selbst nicht widersprüchlich.

Erinnere eine beliebige Situation. Du hast vor großem Saal eine bewegende und eingreifende Rede gehalten. Die Menschen sind begeistert, ergriffen. Sie wollen etwas tun. Du hast richtig gehandelt, obwohl es Dir kurzfristig schien, es sei Dir zuviel Arbeit. Du warst müde. Jetzt bist Du hellwach und plötzlich öffnet sich vor Dir ein schwarzes Loch. Alte Gefühle von Ungeborgenheit, Angst, Alleinsein ergreifen Dich, und Du fühlst Dich selbst in einer Menge nicht aufgehoben, mit der Du Gemeinsamkeiten weißt. Eine große Traurigkeit läßt Dich den Abend vergeuden, die Nacht nicht zur Ruhe nutzen. Du weinst unvernünftig. Welches waren die unmittelbaren und die überschreitenden Zusammenhänge? Die Sache scheint einfach zu sein. Wo geredet und gearbeitet wurde, war das Fernziel gewahrt; wo Körper und Seele sich gnadenlos einmischen, ist Unmittelbares im Spiel. Allerdings wäre das schon eine unzulässige Verschiebung des ursprünglichen Begriffspaares. Da ging es nicht um den Gegensatz von Denken und unbegrifflichen Gefühlsmomenten, sondern um einen Gegensatz in der vernünftigen Begründung selbst. Der Körper war wie häufig aus der Argumentation herausgefallen und die Seele dadurch nur gefordert als Apparat, der vernünftige Gegensätze bearbeitet.

Aber Menschen sind körperliche Wesen. Das weißt Du natürlich auch, mußt es aber nicht in Deine Theorien einbauen, solange dieser Körper sich disziplinieren läßt und die Seele sich der Vernunft unterwirft. Dann schreit er auf, und es gibt schon wieder einen kritisch-psychologischen Begriff. Er erhält »bewußtseinserfüllende Breite«. Das ist ein sehr bildliches Wort. Wir können uns das vorstellen. Das Bewußtsein als eine Art Gefäß, das üblicherweise mit vernünftigen und gegenstreitenden Gedanken gefüllt ist und nun ganz kolonisiert wird vom Körper

und seinen Empfindungen. Das Denken wird schwierig. Vor allem ändern die Dinge ihren Stellenwert. Alltag bzw. die alltäglichen Rituale und Strukturen, die ehedem einfache Grundlage waren, das eigentliche Leben wirklich zu führen, gewissermaßen die Dienstleistungsgruppe, die das höhere Werk ermöglichte, dieser Alltag bzw. seine Wiedergewinnung wird selbst zum ersehnten eigentlichen Leben, wenn ich z.B. durch Krankenhausaufenthalt aus ihm herausgeworfen war. Was ich jetzt unter Lebensführung begreife, wie ich mein Leben in die Hand nehme, was mir Glück, was überhaupt Leben ist, wird kontextabhängig, wird je historisch anders, ja, ändert sich fortwährend in meinem Lebenszusammenhang.

Wie wäre es, wenn wir die Frage der Persönlichkeiten noch einmal von vorn durchdächten? Wenn wir wie Gramsci Persönlichkeiten als ganz und gar widersprüchliche, als fragmentierte, mit sich zerfallene Individuen dächten, deren Überlebensaufgabe u.a. auch darin bestünde, sich kohärent zu arbeiten, etwas, das ihnen nur im Verbund in einem gesellschaftlichen Projekt möglich wäre? Also aus ihren einander widersprechenden Bestandteilen eine Person zu erarbeiten, der sie selbst Zustimmung geben könnten?

Du schreibst von dem Drama, wenn durch Krankheit Alltags-Zyklizität zerstört wird und damit dem eigentlichen, vielleicht können wir auch sagen, dem ausschreitenden Leben die selbstverständliche Grundlage entzogen ist. Können wir nicht davon ausgehen, daß diese als selbstverständlich geglaubte Grundlage in jeder Weise und ständig bedroht ist? Du kommst nach Hause und findest, was Du selbstverständlich für Dein Zuhause hieltest, von anderen besetzt. Jetzt solltest Du ausschreiten, aber eben der Verlust dieses selbstverständlichen Heimatgefühls macht, daß Du statt dessen zurückgehen mußt, immer kleiner wirst, nur noch Zuflucht suchst. Du entdeckst, daß Menschen auch historische Wesen sind im Wortsinn. In ihnen sind Schichten aus verschiedenen Zeiten, individuellen wie anthropologischen, die einander ins Gehege kommen können, die rückbinden und blockieren. Jetzt gibt es keine binären Möglichkeiten mehr, sich zu entscheiden zwischen »Unmittelbarkeitsverhaftetheit« versus »Unmittelbarkeitsüberschreitung«. Du kannst Wünsche haben, die Du nicht haben möchtest, und andere, die Du hast, nicht wirklich wollen. Es wird schwierig, glücklich zu sein.

Vielleicht ist es diese Aufgabe, die durch Lebensführung geleistet werden will, die unterschiedlichen, zum Teil entgegengesetzten, die ungleichzeitigen Schichten in sich so zu koordinieren, daß Handlungsfähigkeit, die auf Zukunft gerichtet ist, dabei herauskommt. Das schließt die Beachtung des Körpers und des Schmerzes ebenso ein wie die Einsicht, daß wir nicht ausschließlich vernünftige Wesen sind. Und immer noch läßt sich die Teilhabe an einem kollektiv verantwortbaren sinnvollen gesellschaftlichen und daher menschlichen Leben als Perspektive formulieren, solange wir leben.

Anmerkung

1 Vgl. als eine Art Gründungstext: W.F. Haug 1979; neuerlich zusammenfassend: ders. 1993; und als feministischer Gründungstext: Frigga Haug 1980 und die Bände *Frauenformen*.

Literaturverzeichnis

Gramsci, A., 1994: Gefängnishefte, Kritische Gesamtausgabe, insbes. Band 6, Philosophie der Praxis, H.11. Hamburg, Berlin
Haug, F., 1980: »Frauen – Opfer oder Täter. Über das Verhalten von Frauen«. In: Das Argument 123, 1980
dies. u.a. (Hg.), 1980ff: Frauenformen. West-Berlin
dies. u. K. Hauser (Hg.), 1991: Die andere Angst. Hamburg
Haug, W.F., 1979: »Kritische Psychologie und Theorie des Ideologischen«. In: Ideologie/Warenästhetik/Massenkultur. Argument Studienhefte, SH 33
ders., 1993: Elemente einer Theorie des Ideologischen. Hamburg, Berlin
Holzkamp, K., 1973: Sinnliche Erkenntnis. Frankfurt/M
ders., 1980: »Individuum und Organisation«. In: Forum Kritische Psychologie 7, 208-25
ders., 1983: Grundlegung der Psychologie. Frankfurt/M, New York
ders., 1993: Lernen. Eine Grundlegung. Frankfurt, New York
Holzkamp-Osterkamp, U., 1975/76: Grundlagen der psychologischen Motivationsforschung. 2 Bde. Frankfurt/M

Charles W. Tolman

Die Bedeutung der Kritischen Psychologie für die Psychologie

> Felix qui potuit rerum cognoscere causas
> Atque metus omnes, et inexorabile fatum
> Subjecit pedibus, strepitumque Acherontis avari.[1]

Die Antwort auf die Frage nach der Bedeutung der Kritischen Psychologie für die Psychologie ist im Grunde genommen sehr einfach. Die Psychologie in ihrer traditionellen Gestalt hat wohl verdientermaßen den Ruf, bei dem Versuch, ihren Gegenstand zu erklären, ständig zu scheitern. Wir wissen oft, wie, aber selten, warum.

Tatsächlich könnte man behaupten, daß die Psychologie, trotz ihrer über hundertjährigen Geschichte, trotz allen Messens, Korrelierens, Experimentierens, immer noch keine Wissenschaft ist. Die Aufgabe einer wirklichen Wissenschaft ist genau dies: Erklärungen zu liefern. Wer nicht erklärt, betreibt keine echte Wissenschaft. Die Kritische Psychologie zeigt der Psychologie den Weg zur Wissenschaft, d.h., wie ihr Gegenstand erklärt wird.

Was bedeutet »erklären«? Der altgriechische Philosoph Heraklit hat gelehrt, daß man vieles wissen kann, ohne es zu verstehen. Dieser Unterschied – oder Gegensatz – zwischen Wissen und Verstehen bildete auch den Mittelpunkt der Erziehungsphilosophie John Henry Newmans, des Ideologen der britischen und kanadischen Universitäten des 19. Jahrhunderts:

»There are men who embrace in their minds a vast multitude of ideas, but with little sensibility about their real relations toward one another... [T]here is nothing in such attainments to guarantee the absence of narrowness of mind. If they are nothing more than well-read men, or men of information, they have not what specifically deserves the name of culture of mind.« (Newman, 1852, Discourse 6)

Für die heutige Philosophie ist Erklärung immer noch die Aufgabe der Wissenschaft (vgl. Bakker & Clark 1988), die im Ergebnis Verständnis herstellt:

»What is a scientific explanation? It is a topically unified communication, the content of which imparts understanding of some scientific phenomenon. And the better it is, the more efficiently and reliably it does this, i.e., with less redundancy and a higher over-all probability. What is understanding? Understanding is, roughly, organized knowledge, i.e., knowledge of the relations between various facts and/or laws. These relations are of many kinds - deductive, inductive, analogical, etc. (Understanding is deeper, more thorough, the greater the span of this relational knowledge.)« (Scriven 1962)

Eine Erklärung ist also gerade das, was etwas verständlich macht. Sie besteht mindestens aus drei Elementen: (1) einem Ereignis, das zu erklären ist (und das zum Gegenstand der Einzelwissenschaft gehört); (2) einem Kontext von Verhältnissen, in dem die Erklärung zu finden ist; und (3) einer Spezifikation der Art der Verhältnisse (z.B. kausal, deduktiv, deskriptiv, funktional o.ä.), die das Ereignis und den Kontext verbinden.

Natürlich ist jedes dieser Elemente wichtig für eine richtige, i.e.S. wissenschaftliche Erklärung. Wenn das Ereignis oder der Gegenstand falsch oder unzureichend beschrieben oder verstanden sind, ist die Erklärung – und dadurch auch das resultierende Verständnis - unzulänglich. Außerdem ist das Verhältnis zwischen Ereignis und Kontext sehr problematisch, es spiegelt notwendigerweise die Verhältnisse innerhalb des Kontexts wider. Der Streit um »causes« versus »reasons« mag als Hinweis auf die vielfältigen Probleme gelten, die sich in diesem Bereich ergeben (vgl. Taylor 1964). Ich möchte aber behaupten, daß es vor allem der *Kontext* ist, der von der traditionellen Psychologie in diesem Jahrhundert vernachlässigt worden ist, und daß diese Unterlassung eine Art Krise des Verstehens verursacht hat. Die gegenwärtige Lage der Psychologie hat den Charakter einer Krise, auch wenn diese von den meisten traditionellen Psychologen nicht erkannt wird, gerade weil es der Kontext ist, der den Gegenstand und die Art der Verhältnisse in letzter Instanz bestimmt. Die Probleme des Gegenstandes und die der genannten Verhältnisse sind also nur durch ein richtiges Verständnis des Kontexts zu lösen. Und es ist gerade eine solche Lösung, die die Kritische Psychologie der Psychologie verspricht.

Zunächst muß das Verständnis-Problem der traditionellen Psychologie näher ausgeführt werden.

Für John B. Watson, den Begründer des Behaviorismus, war der Gegenstand der Psychologie »das, was man sehen kann«, d.h. das Verhalten.[2] Das Verhalten bestand aus Reaktionen. Die Aufgabe der Psychologie sollte die Vorhersage und Regelung des Verhaltens sein. Diese Aufgabe galt als erfüllt und damit eine Erklärung als gegeben, wenn für jede Reaktion der entsprechende Reiz spezifiziert werden konnte. Das Verhältnis zwischen Reiz und Reaktion war kausal gefaßt. Der Kontext spielte hier eine absolut minimale Rolle. Er bestand aus einer Sammlung kausaler Reiz-Reaktion-Verbindungen. Die Abstraktheit und zugleich die Erklärungsschwäche dieses Schemas zeigte sich nirgends mit größerer Klarheit als an Watsons Behauptung, daß – von Komplexitätsgraden abgesehen – keine wesentlichen Unterschiede zwischen dem menschlichen Verhalten und dem der niederen Tierarten existiere.

Die sogenannten amerikanischen Funktionalisten und späteren Behavioristen erkannten die theoretische Armut des Reiz-Reaktion-Schemas, suchten es aber nur durch den Ausbau des Zusammenhangs zwischen Reiz und Reaktion anzureichern: Die inneren Zustände des Organismus wurden zum Brennpunkt dieser Psychologie. Das problematische *kausale* Verhältnis wurde durch das *funktionale* ersetzt. Indem die inneren Zustände rein hypothetisch blieben und durch Operationalisierung als äußere Variablen objektiviert wurden, reduzierte sich das neue Schema auf die einfache Formel: Verhalten = f (äußerer Variablen). Unter den letzteren befanden sich der Reiz und eine potentiell unendliche Liste weiterer Variablen, die zum größten Teil der Annahme nach mit inneren Zuständen korrelierten. Der Erklärungskontext war nun eine Ansammlung von Variablen mit ihren funktionalen Verhältnissen. Vom praktischen Standpunkt aus betrachtet, durfte dieser Schritt als eine deutliche Verbesserung angesehen werden. Theoretisch aber war dieses Ergebnis kaum weniger abstrakt als das frühere. Dies zeigt sich z.B. daran, daß die

Funktion schließlich nicht als konkreter Prozeß, sondern als rein mathematische Funktion verstanden wurde.[3] Es blieb unmöglich, die Tierarten theoretisch zu differenzieren. Darüber hinaus führte diese Psychologie zu einer Sozialpsychologie, die soziale Reize mit a-sozialen gleichsetzte. Der einzige (und unwesentliche) Unterschied zwischen der Sozialpsychologie und der allgemeinen Psychologie war, daß das Verhalten eines anderen Menschen oder Organismus als Reiz verstanden werden durfte.

Der unvermeidliche Schluß ist, daß – eines verarmten Erklärungskontexts wegen – die Verhaltenspsychologie in diesem Jahrhundert nie zu einem wissenschaftlich adäquaten Verständnis des menschlichen Verhaltens, d.h. der menschlichen Handlung, gelangt ist.

Die zweite große Bewegung der traditionellen Psychologie in diesem Jahrhundert war die kognitive Psychologie. Diese Bewegung brachte große Änderungen mit sich. Der Gegenstand wurde umdefiniert und damit auch zum Teil die entsprechenden Verhältnisse, aber in bezug auf das Erklärungsproblem änderte sich sehr wenig.

Daniel Dennett hat die Erklärungsstrategien der kognitiven Psychologie, anscheinend restlos und erschöpfend, in drei Einstellungen analysiert: physical stance, design stance, und intentional stance (Dennett 1981)[4].

Der physischen Einstellung nach ist der Kontext der Zustand des physischen Objekts. Bei einer Maschine hängt die Erklärung von ihrem Aufbau ab. Bei einem Menschen ist es die Verfassung – Struktur und Funktion – des Gehirns, die zählt. Wir denken, glauben, handeln usw., gerade weil die Leitungen so oder so verlegt worden sind. Diese Einstellung ist in den letzten Jahren besonders populär geworden, zweifellos auf Anregung der sogenannten Neurophilosophie. Trotzdem ist sie, schlicht gesagt, falsch. Wir denken, glauben und handeln nicht in unseren Köpfen, sondern in der Welt. Wenn ich mein Denken verstehen will, hilft mir keine Erklärung der neuronalen Verbindungen in meinem Gehirn. Diese Einstellung verwechselt offensichtlich das Notwendige und das Hinreichende. Um zu denken, muß ich ein Gehirn haben (Sauerstoff ist auch notwendig), aber dies reicht nicht für eine Erklärung aus. Man könnte höchstens behaupten, daß die Strukturen und die Funktionen des Gehirns eher durch das Denken und das Handeln erklärt werden müßten als umgekehrt.

Die »design«-Einstellung verläßt sich auf die Logik der Maschine oder des kognitiven Systems – d.h. auf die »software«, statt auf die »hardware« der physischen Einstellung. Was hier betont wird, sind die zielgerichteten Funktionen der Bestandteile des ganzen Systems. Aber was funktioniert, kann, wie Dennett zeigt, auch fehlfunktionieren. Die Logik des Systems hat nur Erklärungswert, solange seine Teile richtig funktionieren. Was hier fehlt, ist ein Kontext, der auch das Versagen erklären kann.[5] Außerdem bliebe, wenn wir die entsprechende umfassendere Logik hätten, diese Logik, wie das Gehirn, selbst unerklärt. Wenn das System eine Maschine ist, ist es offenbar, wo die Logik herkommt: aus der menschlichen Produktion. Wenn es sich aber um Menschen handelt, ist die Sache nicht so leicht erkennbar. Und jedenfalls sollten wir dem einzelnen menschlichen System nicht einfach eine Logik als Postulat zuschreiben. Das würde bedeuten, daß das System sich selbst erklärt. Nein, nicht die Logik, sondern der *Kontext* muß erweitert werden.

Die intentionale Einstellung scheint mehr zu versprechen, weil uns ihre Erklärungsbegriffe bekannter und konkreter vorkommen. Aber der Schein trügt. Dieser Einstellung nach ist der Mensch in einer gegenständlichen Welt situiert; er besitzt Information über diese Welt, und er benutzt diese Information, um Handlungsziele zu erreichen. Ganz offen greift nun die Erklärung zurück auf das Glauben, Wünschen, Erwarten, Hoffen, Vorstellen usw. »Der Mensch handelt so und so, weil er dies oder das glaubt.« Es besteht hier die große Gefahr der Verdinglichung. Immerhin: Ist es nicht gerade das Glauben, Wünschen, Erwarten usw., das die kognitive Psychologie zu erklären hat? Gibt es hier eine Verwechslung von Gegenstand und Kontext? Der Kontext hat sich nicht erweitert; nur die Etiketten haben sich geändert. Überdies liegt der Kontext genau noch da, wo er immer war: zwischen Reiz und Reaktion, in einem Raum, der sich schon als zu eng für unsere Zwecke erwiesen hat. Es ist gerade die Lokalisierung des Erklärungskontexts in diesem Raum, die zu einer fraglosen Tradition für die Psychologie in diesem Jahrhundert geworden ist. Dies gehört zu dem, was Klaus Holzkamp – in Anlehnung an Herbert Blumer – das »bedingungsanalytische Variablen-Schema« genannt hat. Es ist zum Kennzeichen der traditionellen Psychologie, vom frühesten Behaviorismus bis zum neuesten Kognitivismus, geworden. Plus ça change, plus c'est la même chose.

Die Geschichte der von der Intellektualität Klaus Holzkamps wesentlich bestimmten Kritischen Psychologie ist eine Geschichte des Herausarbeitens eines erweiterten, hinreichenderen Erklärungskontexts für psychologische Ereignisse. Die Arbeit eines Jahrzehnts faßte Holzkamp in seiner »Grundlegung der Psychologie« (1983) zusammen. Der darin beschriebene Kontext besteht aus drei Ebenen: der phylogenetischen, der gesellschaftlich-historischen und der individualgeschichtlichen. Es geht darum, das handelnde Individuum, d.h. das Subjekt, zu verstehen. Das handelnde Subjekt ist nur zu verstehen (entweder für uns oder für sich selbst) durch eine Spezifikation seiner subjektiven Handlungsfähigkeit und Befindlichkeit, seiner Lebensbedingungen und Handlungsgründe, seiner Handlungsmöglichkeiten und der bestimmten Handlungen, die für das Subjekt zu irgendeiner Zeit und an irgendeinem Ort subjektiv funktional sind. Und diese Aspekte des unmittelbaren Kontexts des Subjekts sind selbst nur dadurch zu verstehen, daß und wie das Subjekt in einer bestimmten gesellschaftlichen Formation situiert ist. Daß das Subjekt überhaupt in einer Gesellschaft situiert ist, muß erklärt werden, und dies wiederum bedingt eine phylogenetische Herausarbeitung der menschlich spezifischen Dimensionen des psychischen und sozialen Lebens.

Was sich aus einer solchen Kontextanalyse ergibt, sind völlig neue Konzepte der spezifisch menschlichen Motivation, Emotion, Psycho-Ontogenese, des Lernens usw. – überhaupt eine Konkretisierung der gesamtgesellschaftlichen Vermitteltheit individueller menschlicher Existenz. Indes ist das Ergebnis keine Soziologisierung des Individuums: Das individuelle Subjekt verschwindet nicht, sondern es wird als handelnder Agent hervorgehoben. Die Kritische Psychologie ist eine Psychologie vom Standpunkt des Subjekts. Hier nur ein kurzes Beispiel (aus Holzkamp 1991 u. 1994): Für die traditionelle Psychologie ist der Zusammenhang zwischen Subjekt und Umgebung immer als Bedingtheitszusammenhang gedacht. Der entsprechende Diskurs ist demnach immer einer der »dritten Person« und drückt eine

Wenn-Dann-Determinierung aus. Aber wenn die Handlung für das Subjekt wirklich als *Möglichkeit* besteht, muß dies anders formuliert werden. Holzkamp schlägt vor, daß wir »vernünftigerweise« in die Wenn-Dann-Beziehung einschieben. Wenn dieser Einschub sinnvoll wirkt, dann ist (vernünftigerweise![6]) der Zusammenhang nicht einer der Bedingtheit, sondern der Begründetheit. Warum wirkt die Verstärkung beim Lernen? Wie Holzkamp zeigt, nur, weil das (menschliche) Subjekt es für »vernünftig« hält, die Aktivität unter den gegebenen Umständen zu wiederholen. Holzkamp schreibt: »Mit dem Einschub ›vernünftigerweise‹ hat man die Verstärkungshypothese hier sinnvoll expliziert.« Ja, genau! Nicht nur das Verhalten des Subjekts wird verständlich gemacht, sondern auch die Hypothese selbst. Endlich – die Möglichkeit einer echten Erklärung wie auch einer echten Wissenschaftlichkeit! Und das ist für die Psychologie nicht ohne Bedeutung.[7]

Anmerkungen

1 Vergilius, Georgica, ii. 490-492: »Glücklich der Mensch, der die Gründe der Dinge versteht / Und alle Ängste und das erbarmungslose Schicksal / Von sich wirft, wie auch das Getöse des gierigen Acheron.«
2 Die Beschränkung des Gegenstandes auf das Verhalten hatte Watson schon 1913 vollzogen. Die Formulierung »was man sehen kann« kam erst später auf (Watson 1930, 6).
3 Z.B. Carr (1930) in Antwort auf eine frühere Behauptung von C.A. Ruckmick, daß selbst die Funktionalisten sich nicht über die Bedeutung des Wortes »Funktion« einig seien.
4 Das Wort »stance« wird hier als »Einstellung« übersetzt.
5 Eine ähnliche Stellungnahme über die Unzulänglichkeit der traditionellen Logik für die Erklärung des Denkens findet man schon bei Hegel (1812).
6 »Vernünftigerweise« ist hier nicht im Sinne einer subjektexternen Rationalität oder Norm zu verstehen, sondern im Sinne subjektiver Begründetheit bzw. Funktionalität.
7 Die Kritische Psychologie ist nicht die einzige Lösung dieser Art (vgl. Tolman 1994). Sie ist aber m.E. die ausführlichste und meistversprechende solcher Lösungen.

Literaturverzeichnis

Bakker, G., u. L. Clark, 1988: Explanation: An Introduction to the Philosophy of Science. Mountain View
Carr, H. A., 1930: »Functionalism«. In: C. Murchison (Hg.), Psychologies of 1930. Worcester
Dennett, D., 1981: Brainstorm. Cambridge
Hegel, G.W.F., 1812: Wissenschaft der Logik. Bd. 1, Nürnberg
Holzkamp, K., 1983: Grundlegung der Psychologie. Frankfurt/M
ders., 1991: »Was heißt ›Psychologie vom Subjektstandpunkt‹? Überlegungen zu subjektwissenschaftlicher Theorienbildung«. In: Forum Kritische Psychologie 28, 5-19
ders., 1994: »Verborgene Begründungsmuster in traditionellen Lerntheorien?« In: Forum Kritische Psychologie 34, 13-17
Newman, J. H., 1852: The Idea of a University. London
Scriven, M., 1962: »Explanations, predictions, and laws«. In: H. Feigl u. G. Maxwell (Hg.), Minnesota Studies in the Philosophy of Science: Vol. III, Scientific Explanation, Space, and Time. Minneapolis
Taylor, C., 1964: The Explanation of Behaviour. London
Tolman, C.W., 1994: »Die Beharrlichkeit des Kartesianismus im psychologischen Hauptstrom und Anzeichen seiner Überwindung«. In: Forum Kritische Psychologie 34, 95-111
Watson, J. B., 1930: Behaviorism. New York

Psychosozial-Verlag

Horst-E. Richter
Die Gruppe
Hoffnung auf einen neuen Weg, sich selbst und andere zu befreien
Mit einem Nachwort des Autors und einem Vorwort von Hans-Jürgen Wirth
380 Seiten, 36.-DM
Der Klassiker der psychologischen Gruppenbewegung

Karin Bell & Kurt Höhfeld (Hg.):

Psychoanalyse im Wandel

Originalausgabe `95
296 Seiten, 38.-DM

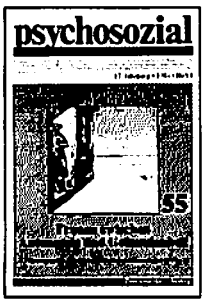
Versuch einer Standortbestimmung der psychoanalytischrn Theorie und Praxis in der heutigen Zeit

Annette Simon:
Versuch, mir und anderendie ostdeutsche Moral zu erklären

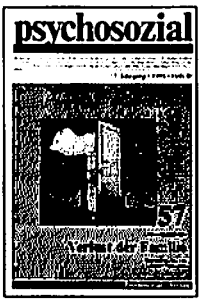
Originalausgabe `95
120 Seiten, 19,80 DM

Eine psychologisch subtile Analyse des Vereinigungsprozesses und seiner psychosozialen Folgen

Heft 54: Sexueller Mißbrauch: *Hirsch:* Latenter Inzest. *Bruder:* Der mißbrauchende Vater in der Therapie *Bange:* Motive der Täter *Brosig:* Bilder eines Inzestes *Richter-Appelt, Ladendorf:* Eltern-Kind-Beziehung



Heft 55: Frauen zwischen Autonomie und Gebundenheit: *Appel:* Liebe zwischen deutschen Frauen und Ausländern *Gast:* Die Einsamkeit der Magersüchtigen *Schachtner:* Das autonome Subjekt *Löchel:* Frauen und Technik



Heft 57: Verlust der Familie *Beckmann:* Die Familie: Eine Bestandsaufnahme über 1000 Jahre *Reiter:* Depression und Familie *Brosig, Beckmann:* Gewalt in der Ehe *Sydow:* Scheidung oder Ausharren in »zerfallenen« Ehen

BESTELL-COUPON
Hiermit bestelle ich (jew.+Porto)
❑ 1 Ex H.E. Richter: Die Gruppe **36.-**
❑ 1Ex Psychoanalyse im Wandel **38.-**
❑ 1Ex Simon: Versuch... **19,80**
❑ ein Abo für **98,-**
❑ ein Studentenabo für **49,-**
Einzelheft ❑ 54 ❑ 55 ❑ 57 (je **32,-**)
❑ alle drei Hefte zum Kennenlernen **(59,-)** jew.+Porto

Name:_____

Vorname:_____

Straße:_____

Ort:_____

Unterschrift:_____

Psychosozial-Verlag • Dr. H.-J. Wirth • Friedrichstr. 35
35392 Gießen • Tel.: 0641/77819 • Fax: 0641/390716

Erich Wulff

Klaus Holzkamps Wirkung auf meine psychiatrische Theoriearbeit

Was hat mich mit Klaus Holzkamp verbunden? Wir waren keine ganz engen Freunde – dazu haben wir uns viel zu wenig gesehen. Im persönlichen Bereich war es, von meiner Seite her, vom ersten Kennenlernen an eine spontan aufkommende Sympathie, die, wenn ich Gründe für sie suche, wohl aus der Faszination durch den gleichzeitigen Eindruck übersensibler Zerbrechlichkeit und solider, handfester Zuverlässigkeit erwuchs, der von seiner Persönlichkeit ausging. So hatte ich die ganzen Jahre über den Wunsch, mehr von ihm zu haben als seine Aufsätze und Bücher, ein Wunsch, der sich nur ganz selten erfüllt hat, das letzte Mal vor ein paar Jahren, als er und Ute Osterkamp, vor einem Vortrag an der Psychiatrie der Medizinischen Hochschule Hannover, einen ganzen Tag bei mir zu Hause verbrachten. Anders als die meisten anderen sehr bekannten Leute sprach Klaus dabei nur wenig von seiner eigenen Arbeit: Vielmehr war er neugierig darauf, was ich machte. – Wir verabredeten bei dieser Gelegenheit, daß ein Aufsatz von mir über »schizophrene Unverständlichkeit« im *Forum Kritische Psychologie* erscheinen sollte. Das hat mir Mut gemacht, einen seit Jahrzehnten unvollendet liegengebliebenen Text zum gleichen Thema wieder aufzugreifen, ihm einige neugeschriebene Kapitel hinzuzufügen und daraus ein neues Buch, *Wahnsinnslogik*, zusammenzustellen. Aber der Kern unserer Beziehung lag wohl darin, daß wir beide Genossen waren, der gleichen, von Marx ausgehenden Weltsicht verpflichtet, die durch Anstrengungen der Vernunft, Solidarität mit den Entrechteten und geduldige Arbeit eine bessere Welt anstrebt.

Klaus Holzkamp hat – mit einigen anderen von uns, zu denen Wolf und Frigga Haug, aber auch Wolfgang Jantzen gehörten – schon früh erkannt, daß vulgärmaterialistische und ökonomistische Interpretationen des Marxschen Denkens – spätestens seit dem Stalinismus – einen Rauchvorhang über den Begriff des Subjekts der Geschichte gelegt hatten, unter welchem die Fähigkeiten und Erfahrungen der konkreten Individuen nicht nur nicht mehr erkennbar, sondern darüber hinaus auch als »Subjektivismen« geächtet waren. Er begriff aber auch, daß die herrschende Psychologie des Westens – »Variablen-Psychologie« hat er sie genannt – die Erfahrungen und Fähigkeiten der konkreten Individuen genauso eingenebelt hatte. Sein Lebenswerk war es, diesen Rauchvorhang, diese Vernebelung aufzulösen und das konkrete Individuum und seine Erfahrungen überhaupt erst wieder sichtbar zu machen – allerdings eben nicht isoliert auf seine Innenperspektive, nicht subjektivistisch, sondern gerade als Erfahrungen eines gesellschaftlichen Wesens, das die Verhältnisse, in denen es leben muß, aber auch sich selbst, zunächst als gegeben, als Ergebnis eines natur- und gesellschaftshistorischen Prozesses, vorfindet.

Während die *Sinnliche Erkenntnis* (1973) noch fast ausschließlich die Genese der »Subjekte« aus Natur- und Gesellschaftsgeschichte zu rekonstruieren sucht,

nach dem dort zitierten Marxschen Motto, wonach »die Bildung der fünf Sinne eine Arbeit der ganzen bisherigen Weltgeschichte« (MEW 40, 541) ist, Subjekthaftigkeit also vor allem noch als deren Resultante erscheint und dieser Begriff im Stichwortverzeichnis des Buches nur als »Subjekt-Objekt-Beziehung«, »Subjektivismus«, »subjektivistische Psychologie« und lediglich einmal als »Subjektivität, empirische des Menschen« vorkommt, ist er in der »Grundlegung der Psychologie« (1983), schon ganz präzise als *Handlungsfähigkeit* gefaßt, zu einem Zentralbegriff seines gesamten Werkes geworden. Dementsprechend wird die Geschichtlichkeit des menschlichen Wesens, der konkreten menschlichen Individuen, zunächst in der »Sinnlichen Erkenntnis« vor allem als historische *Gewordenheit* rekonstruiert, dann später aber, in der »Grundlegung«, schon als dieser *Werdensprozeß* selber, insofern nämlich die Individuen an ihm aktiv, d.h. handelnd, selbst- und weltverändernd beteiligt sind. Damit wird den konkreten Individuen, die eine Klasse bilden, die Würde eines Subjekts der Geschichte zurückgegeben. Dementsprechend rückt der subjektwissenschaftliche Ansatz bei Klaus Holzkamp immer mehr in den Mittelpunkt seiner Arbeit, als die andere Seite des historisch rekonstruierenden, mit dem er gleichwohl in einer dialektischen Beziehung unauflösbar verbunden bleibt. Und es ist sicher auch kein Zufall, daß Klaus Holzkamp sich in den achtziger Jahren zunehmend danach gefragt hat, in welchem Zusammenhang ein historisch-materialistisch geprägter subjektwissenschaftlicher Ansatz mit anderen subjektwissenschaftlichen Anstrengungen, so den psychoanalytischen (Holzkamp 1984a) und phänomenologischen (1984b) steht. Da ich selber den Weg von einer phänomenologischen existenzphilosophischen Sichtweise zum historischen Materialismus gegangen war, lieferten Klaus Holzkamps Überlegungen darüber auch für mich ein Deutungsmuster, mit Hilfe dessen ich meine eigene wissenschaftliche Biographie besser verstehen lernte (1995c).

Ich selber war – mit viel unzulänglicheren begrifflichen Mitteln – in meinen ersten ethnopsychiatrischen Arbeiten ja auch den Weg gesellschaftshistorischer Rekonstruktion von Persönlichkeitsstrukturen gegangen. Das Hineinkatapultiertwerden in eine fremde Kultur, in Residuen einer andersartigen, entwicklungsgeschichtlich früheren Produktionsweise, der asiatischen, ließ die Geschichtlichkeit der menschlichen Person auch für mich ganz unvermittelt, nahezu nackt hervortreten. Was zunächst als allgemeinmenschliche Fähigkeit, als allgemeinmenschliche Erfahrung erschien, das Individual-Ich, der lineare Zeitablauf, die Ursache-Wirkungs-Beziehung, stellte sich für mich, in Vietnam, plötzlich ganz anders dar, oder es war so überhaupt nicht mehr auszumachen. Dies verlangte nach Begriffen, die diese Verschiedenheiten historisch zu rekonstruieren erlaubten, wollte ich nicht, wie einige andere Kollegen in Vietnam, zu rassistischen Erklärungsmustern greifen. So machte ich zunächst einen im Kern zwar historisch-materialistischen, was die kindlichen Sozialisationsprozesse angeht, aber immer noch freudo-marxistisch angehauchten Deutungsversuch, der dann erst sehr viel später, durch Lucien Sèves Unterscheidung von kindlich-infantiler und entwickelter Persönlichkeit (1972, 1977) eine immer noch brüchige Rechtfertigung durch einen marxistischen Theoretiker fand (1972, 1978).

Wenn ich diese Arbeiten heute lese, überläuft es mich kalt, welche Theorielücken ich damals hinterlassen habe. Ich hatte versucht, die vietnamesische

Persönlichkeit, in einer Kurzfassung aber auch die Persönlichkeit des entwickelten Kapitalismus, ziemlich kurzschlüssig aus den entsprechenden Produktionsweisen und ihren konkreten Handlungsanforderungen herzuleiten, und dabei die dazugehörigen Sozialisationspraktiken mehr oder weniger finalistisch, als Zurichtung für diese Handlungsanforderungen, erklärt. Die Formgenese der menschlichen Fähigkeiten und Handlungskonzepte selber war für mich dabei aber völlig im Dunklen geblieben. Erst Klaus Holzkamp hat dann, im Ansatz schon in der *Sinnlichen Erkenntnis*, systematischer in seiner *Grundlegung*, diese Lücken insofern gefüllt, als er die Entwicklungslogik solcher Fähigkeiten und Handlungskonzepte sowohl in ihrer natur- und gesellschaftsgeschichtlichen als auch in ihrer individualbiographischen Dimension herausgearbeitet hat. Erst dann wird nämlich verständlich, daß bei verschiedenartigen konkreten Handlungsanforderungen auch bei den gleichen Individuen einmal die entwicklungsgeschichtlich früheren, ein anderes Mal aber auch die entwicklungsgeschichtlich späteren Fähigkeiten und Handlungsstrategien herangezogen werden können, obwohl in einer Kultur – und der ihr zugehörigen Produktionsweise – die einen von ihnen dominant geworden sind. So habe ich später meine eigenen ethnopsychiatrischen Arbeiten immer auch aus der Perspektive der *Grundlegung der Psychologie* gelesen und dabei Begriffe wie »Zweck-Mittel-Verkehrung«, »Unmittelbarkeitsüberschreitung«, »unmittelbar interaktive« vs. »gesamtgesellschaftlich vermittelte« Kooperationsbeziehungen, wie »Sozial- und Sachintentionalität«, wie »Funktionswandel« und »Dominanzwechsel« an diese alten Texte anzulegen versucht (1990).

Entscheidend geworden ist für mich dann aber vor allem Holzkamps neuer Begriff der Handlungsfähigkeit. Seine Universalität erlaubt es nämlich einerseits, den Ich-Begriff ohne großes Bedauern, ohne die Angst, dabei in ein schwarzes Loch zu fallen, zu historisieren. Andererseits ist es jetzt eben die Handlungsfähigkeit, und nicht das »Ich«, was die konkreten Individuen sich – koste es was es wolle – zu erhalten suchen, wenn es nicht anders geht, auch unter Preisgabe später erworbener Fähigkeiten und Handlungsstrategien. Was bedeutet aus einer solchen Sicht dann eine regressive Rückentwicklung, beispielsweise von der Ebene gesamtgesellschaftlich vermittelter Kooperation auf die Ebene der unmittelbar interaktiven? Ließe sich so nicht höchst präzise ein Beziehungswahn beschreiben? Dann nämlich, wenn objektiv gesamtgesellschaftlich vermittelte Verhältnisse vom Subjekt in unmittelbar kooperative umgedeutet werden, bzw. von ihm nur noch so erfahren werden können? Aus solchen schrittweisen Rücknahmen der Handlungsfähigkeit in früher dominant gewesene Bedeutungsverhältnisse läßt sich vielleicht eine Psychopathologie der Erwachsenenpersönlichkeit systematisieren, die besonders dann ein brauchbares Deutungsmuster abgibt, wenn z.B. gesamtgesellschaftlich vermittelte Kooperation für die Handlungsfähigkeit der Individuen unzugänglich und damit sinnleer geworden ist. Ich habe das später als »Sinntransport nach innen, unten und vorher« bezeichnet (1995a). Aber dies Deutungsmuster kann auch dann noch von Bedeutung sein, wenn jemand aus inneren Gründen den Schritt von unmittelbar interaktiver Kooperation zur gesamtgesellschaftlichen vermittelten nicht gehen kann. Man könnte die Regression in den Bedeutungsstrukturen sicherlich auch noch weiterführen: Von »unmittelbar kooperativen Bedeutungen« zu bloß »bedürfnisgesteuerten Orientierungsbedeutungen« und vielleicht noch

weiter, zur Gradientenorientierung. Spätestens hier wird eine gewisse Nähe dieser Begriffe zu Lucien Sèves »kindlicher« und »Erwachsenenpersönlichkeit« sichtbar, wobei Klaus Holzkamps Begriffe aber psychologisch deshalb brauchbarer sind, weil sie dynamische und historisch wirklich abgelaufene Prozesse wiedergeben können und sich Verdinglichungen so auch besser widersetzen.

In meiner eigenen Arbeit bin ich diesen Weg, den einer auf kritische psychologische Begriffe basierenden Psychopathologie und Psychotherapie, dann aber zunächst nicht mehr weitergegangen. Und während Klaus Holzkamps Forschungsinteresse sich zunehmend subjektwissenschaftlich profiliert hat, d.h. das Subjekt nicht nur als historisch rekonstruiertes, sondern immer mehr auch als durch seine eigenen Handlungen sich selbstkonstituierendes, also als welt- und selbstveränderndes Subjekt in den Blick zu bekommen suchte, lag mein eigenes Interesse darin, den Vergesellschaftungsakt der Individuen gleichsam in statu nascendi in den Blick zu bekommen – dies aber nicht historisch rekonstruierend, sondern aktual, in jedem einzelnen Moment ihrer Selbst- und Welterfahrung. Ich hatte nämlich bei meinen am tiefsten verstörten Patienten wahrzunehmen gemeint, daß sie ihre Gesellschaftlichkeit und Geschichtlichkeit – bis hin zu ihrer Teilhabe an einer intersubjektiven Vernunft – preisgegeben hatten, damit aber auch ihre eigene Subjekthaftigkeit durchkreuzten (1993). Über Jahrzehnte war es mir aber nicht gelungen, diesen Vorgang begrifflich zu fassen. Daran änderte sich erst etwas, als mir – durch Klaus Holzkamp – das Werk Leontjews (1973, 1987) zugänglich geworden war. Die von Leontjew vollzogene Unterscheidbarkeit von »verallgemeinerbarer Bedeutung« und »persönlichem subjektiven Sinn«, aber auch die Beziehung zwischen den beiden – als Vergesellschaftung von Sinn und als Sinnbesetzung von Gesellschaftlichkeit –, versuchte ich ernstzunehmen und aus diesen beiden Elementen und noch einem dritten, dem subjektiven Anerkennungsakt ihrer Aufeinanderbezogenheit, Wahnsinn ebenso wie sein Gegenteil, eine sinnbezogene Vernunft zu rekonstruieren. Dies alles läßt sich in meinem Buch *Wahnsinnslogik* nachlesen. Hier nur soviel, daß die psychische Erscheinungsform von Geschichtlichkeit und sinnbezogener Gesellschaftlichkeit eine in jedem psychischen Akt mitlaufende Anerkennungsleistung der Teilhaftigkeitsbeziehung zwischen Sinn und Bedeutung voraussetzt. Diese Anerkennungsleistung legt erst den Grund für jede mögliche Handlungsfähigkeit, wie sie zugleich aber auch deren erste Ausdrucksform ist. Setzt diese Anerkennung irgendwo aus, dann kommt es dort zu einer Aberkennung dieser Teilhaftigkeitsbeziehung, was dazu führt, daß Sinn und Bedeutung sich gegenseitig durchkreuzen und damit dort auch jegliche Handlungsfähigkeit als Subjekt zunichte wird. Als eine solche Aberkennung der Teilhaftigkeitsbeziehung zwischen Sinn und Bedeutung, abgekürzt, als Aberkennung von Gesellschaftlichkeit und Geschichte, in bestimmten Erfahrungsbereichen und auf bestimmten Erfahrungsebenen, habe ich den schizophrenen Wahnsinn als Erscheinungsform der Erfahrung – nicht seine jeweiligen, biographiebezogenen Inhalte, sondern die Art und Weise, in welcher diese Inhalte sich darbieten – zu rekonstruieren versucht (1995a). Um diese Rekonstruktion kreiste auch das Gespräch, das ich mit Klaus und Ute Holzkamp hatte, und beide haben mich darin ermutigt, diesen Ansatz weiterzuverfolgen.

Nicht in allen Fragen sind wir uns so einig gewesen. Einige Male – zuerst wohl

auf dem zweiten Marburger Kongreß für Kritische Psychologie – hatte ich gegen die von mir so gesehene Einseitigkeit der marxistischen Arbeits-, Verantwortungs- und Veränderungsethik, ebenso aber auch gegen eine radikale Bewußtmachungsforderung von allem und jedem polemisiert, die ich zumal in den Arbeiten Ute Osterkamps, aber andeutungsweise auch in denen von Klaus Holzkamp wahrzunehmen meinte. Dem hatte ich als dessen andere und dialektisch unlösbar mit ihr verbundene Seite das »befriedigte«, die Möglichkeit von Passivität erst stiftende, Sein und Loslassen gegenübergestellt, das aus meiner Sicht jedem Handeln, aber auch jedem Erkennen erst seinen Grund gibt und – als Vertrauen, in jeder Form der Kooperation – ohnehin unabdingbar ist (1994). Aus dem Umstand, daß im Sachverzeichnis der *Grundlegung* die Stichworte »Befriedigung«, aber auch »Vertrauen« gar nicht vorkommen, meinte ich schließen zu können, daß die Kritische Psychologie hier eine höchst bedenkliche Lücke gelassen hat, und ich hatte mich, als Ute und Klaus bei mir waren, dann auch auf eine heftige, kontroverse Debatte darüber gefaßt gemacht. Aber zu meiner Verwunderung und Freude akzeptierten beide meine skizzenhaften Darstellungen zu den Themen Sein-Lassen, Los-Lassen, Zusprechen von Selbigkeit und Befriedigung als »Genug-getan-Haben«; sie wollten es nur – völlig zu Recht – ausführlicher und eingehender dargestellt haben, was inzwischen auch geschehen ist (1995b).

Ich hatte mir eigentlich gewünscht, daß dieser zwischen uns und unseren Arbeitsgebieten endlich in Gang gekommene Dialog fortgesetzt werden kann. Es folgten dann aber meine letzten eineinhalb Jahre als Klinikleiter, die – schließlich erfolgreichen – Mühen, Nachfolger für die beiden Hannoveraner Psychiatrieprofessuren zu finden, die der Arbeit hier neue Ideen einhauchen, aber auch bereit sind, das ihnen hinterlassene Erbe zu übernehmen und fortzuführen, so daß für einen Gegenbesuch in Berlin keine Zeit blieb. Als ich endlich im Ruhestand landete, kam die Nachricht von Klaus' Krankheit. Eine geplante gemeinsame Veranstaltung zum Thema »Historischer Materialismus und phänomenologische Psychologie« bei der Berliner Volksuniversität 1995 mußte ich deshalb schon ohne ihn bestreiten. Später traute ich mich auch nicht mehr, in die Stille seines Krankenzimmers, das wohl bis zuletzt auch noch sein Arbeitszimmer war, einzubrechen, zumal ich wußte, daß er wieder an einem neuen Buch, diesmal über Lebensführung, arbeitete. Vielleicht war diese – aus meiner Schüchternheit und meinem Respekt vor ihm und seiner Arbeit herrührende – Zurückhaltung unangebracht, und es hätte ihm doch Freude gemacht, zu erfahren, was ich inzwischen alles von ihm gelernt hatte.

Literaturverzeichnis

Haug, W.F., 1985: Pluraler Marxismus. West-Berlin

ders., 1987: Die Faschisierung des bürgerlichen Subjekts. West-Berlin

Holzkamp, K., 1973: Sinnliche Erkenntnis. Historischer Ursprung und gesellschaftliche Funktion der Wahrnehmung. Frankfurt/M

ders., 1983: Grundlegung der Pschologie. Frankfurt/M

ders., 1984a: »Die Bedeutung der Freudschen Psychoanalyse für die marxistisch fundierte *Psychologie«. In: Forum* Kritische Psychologie 13, 15-40

ders., 1984b: »Kritische Psychologie und phänomenologische Psychologie«. In: Forum Kritische Psychologie 14, 5-55

unterschiedlichen Ansätze, die es in bestimmten Punkten gibt, zum Beispiel was den in meinen Augen zentralen Begriff der *geschichtlichen Individualitätsformen* betrifft, der, wie mir eine Anmerkung in der *Grundlegung der Psychologie* zu zeigen scheint, ein schwerwiegendes Mißverständnis zwischen uns veranlaßt hat. Ich glaube noch immer, daß diese Idee, nach der alle grundlegenden gesellschaftlichen Verhältnisse – z.B. die durch die Lage des Lohnarbeiters bedingten Geldbeziehungen – ebensoviele objektiv geschichtliche Logiken sind, in denen sich die Tätigkeiten, die Verwendungen der Zeit, die Biographien der Individuen verfangen, mit den Grundannahmen der Kritischen Psychologie nicht nur alles andere als unvereinbar ist, sondern eine für sie notwendige Dimension bildet. Dieser Dialog, der nicht stattfand, läßt mich das Fehlen von Klaus Holzkamp um so lebhafter verspüren.

Doch leuchten die Sterne für uns noch lange, nachdem sie zu existieren aufgehört haben. Ich empfange etwas von diesem Licht, wenn ich nun die letzten Schriften von Klaus Holzkamp zur Kenntnis nehme, beispielsweise jene fesselnde Studie mit dem Titel *Kolonisierung der Kindheit.* Gegen Ende dieses Textes schreibt Klaus Holzkamp:

»Es wird nun sichtbar, daß – wie die Auffassung von ›Persönlichkeit‹ als in sich abgeschlossener Monade – auch die rück- bzw. selbstbezügliche Rede davon, daß ich mich entwickle, der dargestellten kausalistischen Blickverkürzung geschuldet ist. Niemand kann sich entwickeln, wenn er nicht seine Lebens- und Handlungsmöglichkeiten, damit auch seine Beziehungen zu anderen Menschen verändert: nicht ›ich entwickle *mich*‹ (keiner weiß, wie so etwas zu bewerkstelligen sein könnte), sondern bestenfalls: *Ich entwickle meine Weltbeziehungen.*«

Möge die Arbeit von Klaus Holzkamp über ihn hinaus fortfahren, in einer Welt, die ein solch großes Bedürfnis nach kritischer Psychologie hat, ihre »Weltbeziehungen« zu entwickeln.

Aus dem Französischen von Thomas Laugstien

Lucien Sève

Frankreich muß Holzkamp erst noch entdecken

Alle, die irgendwo an der Entwicklung einer wirklich materialistisch-kritischen Psychologie arbeiten, werden den zu frühen Tod von Klaus Holzkamp als sehr schmerzlich empfinden. Ich gehöre zu den leider nur wenigen in Frankreich, die sich bewußt sind, daß sie von der Kritischen Psychologie viel gelernt haben und die ihre Ansichten nach wie vor an denen messen, die sein großes Buch *Grundlegung der Psychologie* (1983) im Zusammenhang dargestellt hat. Zahlreich sind die Neuanstöße, die von dieser immensen Arbeit ausgehen, von der bahnbrechenden Untersuchung der phylogenetischen Bildung des Psychischen bis zu den anregenden Positionen zur Phänomenal- und Realbiographie, wobei zum Großteil die Schlüsselkategorien einer psychologischen Wissenschaft ausgearbeitet werden, insbesondere die der Motivation, bereichert und erhellt durch die Beiträge von Ute Holzkamp-Osterkamp. In der noch immer so fruchtbaren Linie des Denkens von Alexej N. Leontjew, in der sie den Marxschen Begriff der Tätigkeit zur Geltung bringen, werden die Arbeiten von Klaus Holzkamp dauerhaft einen der Hauptbezugspunkte für diejenigen Forscher bilden, die der wissenschaftlichen Strenge und der menschlichen Emanzipation gleichermaßen verpflichtet sind.

Daß dieses markante Werk in Frankreich bis heute nicht übersetzt und wenig bekannt ist, darf leider nicht erstaunen. Es zeugt nicht von der fehlenden internationalen Bedeutung des Werkes von Klaus Holzkamp, sondern von einer französischen Tradition, die *alle* mehr oder minder durch die von Marx ausgehende Kultur inspirierten psychologischen Arbeiten verdammt. Man muß wissen, daß die Werke von Lev S. Wygotski, angefangen mit *Denken und Sprechen,* fünfzig Jahre lang in Frankreich fast völlig unbekannt blieben, bis 1985 eine Übersetzung dieses Meisterwerks vom kommunistischen Verlag Éditions Sociales veröffentlich wurde, der schon 1976 das erste Buch von Leontjew auf Französisch herausgebracht hatte. Man muß wissen, daß sogar das Werk des größten marxistischen Psychologen in Frankreich, Henri Wallon, editorisch schwer mißhandelt worden ist, überschattet durch den Ruhm Piagets, dessen gravierende Grenzen Wygotski und Wallon sichtbar werden ließen – was unter anderem die für meine Begriffe bedauerliche Konsequenz gehabt hat, daß Klaus Holzkamp den wissenschaftlichen Nutzen, den er aus den Arbeiten von Wallon für sein eigenes theoretisches Werk hätte ziehen können, nicht im vollen Umfang wahrgenommen hat. Und dies gilt auch für andere, ähnlich ausgerichtete Arbeiten neueren oder auch heutigen Datums. Daß Klaus Holzkamp und darüber hinaus die ganze Richtung der Kritischen Psychologie in Frankreich heutzutage so kläglich verkannt sind, bestätigt auf diese Weise nur, in welchem Maße sie einem Großteil der herrschenden Ideen *unbequem* sind.

Ich habe es meinerseits immer bedauert, daß sich die Gelegenheit, mit Klaus Holzkamp in einen freundschaftlichen Dialog einzutreten, nicht fand, in einen Dialog sowohl über unsere zahlreichen gemeinsamen Ansichten wie über die

unterschiedlichen Ansätze, die es in bestimmten Punkten gibt, zum Beispiel was den in meinen Augen zentralen Begriff der *geschichtlichen Individualitätsformen* betrifft, der, wie mir eine Anmerkung in der *Grundlegung der Psychologie* zu zeigen scheint, ein schwerwiegendes Mißverständnis zwischen uns veranlaßt hat. Ich glaube noch immer, daß diese Idee, nach der alle grundlegenden gesellschaftlichen Verhältnisse – z.B. die durch die Lage des Lohnarbeiters bedingten Geldbeziehungen – ebensoviele objektiv geschichtliche Logiken sind, in denen sich die Tätigkeiten, die Verwendungen der Zeit, die Biographien der Individuen verfangen, mit den Grundannahmen der Kritischen Psychologie nicht nur alles andere als unvereinbar ist, sondern eine für sie notwendige Dimension bildet. Dieser Dialog, der nicht stattfand, läßt mich das Fehlen von Klaus Holzkamp um so lebhafter verspüren.

Doch leuchten die Sterne für uns noch lange, nachdem sie zu existieren aufgehört haben. Ich empfange etwas von diesem Licht, wenn ich nun die letzten Schriften von Klaus Holzkamp zur Kenntnis nehme, beispielsweise jene fesselnde Studie mit dem Titel *Kolonisierung der Kindheit.* Gegen Ende dieses Textes schreibt Klaus Holzkamp:

»Es wird nun sichtbar, daß – wie die Auffassung von ›Persönlichkeit‹ als in sich abgeschlossener Monade – auch die rück- bzw. selbstbezügliche Rede davon, daß ich mich entwickle, der dargestellten kausalistischen Blickverkürzung geschuldet ist. Niemand kann sich entwickeln, wenn er nicht seine Lebens- und Handlungsmöglichkeiten, damit auch seine Beziehungen zu anderen Menschen verändert: nicht ›ich entwickle *mich*‹ (keiner weiß, wie so etwas zu bewerkstelligen sein könnte), sondern bestenfalls: *Ich entwickle meine Weltbeziehungen.*«

Möge die Arbeit von Klaus Holzkamp über ihn hinaus fortfahren, in einer Welt, die ein solch großes Bedürfnis nach kritischer Psychologie hat, ihre »Weltbeziehungen« zu entwickeln.

Aus dem Französischen von Thomas Laugstien

Wolfgang Maiers

Der Beitrag Klaus Holzkamps zur Einheit der Psychologie

> »Die Einheit einer Wissenschaft wird durch die Einheit des Standpunkts im Hinblick auf den Gegenstand bestimmt. Wie kann man denn eine Wissenschaft von *zwei* Standpunkten aus aufbauen? Dem Widerspruch in den Termini entspricht auch hier der Widerspruch in den Prinzipien.« (L. Wygotski, 1985, 160)

Das von mir gewählte Thema mag Verwunderung auslösen. Zum einen im Hinblick auf Klaus Holzkamps so vielschichtiges Werk: Auf den unterschiedlichsten Feldern gesellschaftlicher Praxis sah er sich wiederholt herausgefordert, wissenschaftlich Stellung zu nehmen. Und auch in seiner grundwissenschaftlich orientierten Arbeit ging es ihm nach seinem magnum opus von 1983, der *Grundlegung der Psychologie*, primär um die Ausfüllung theoretischer Leerstellen seiner eigenen Konzeption subjektwissenschaftlicher Psychologie: größerer Lücken, wie der (1993 mit seiner letzten Monographie gelieferten) Neufassung menschlichen Lernens als Erweiterung subjektiver Erfahrungs- und Lebensmöglichkeiten oder der Reformulierung des im alltäglichen Vorverständnis wie in der traditionellen Psychologie durch personalisierende Merkmalszuschreibungen verstellten psychologischen Themas »Persönlichkeit«, an das er sich – auch vor dem Hintergrund seiner jüngsten Beschäftigung mit dem Problem und (soziologischen) Konzept der »Lebensführung« – später einmal gemeinsam mit Ute Osterkamp machen wollte; oder aber in systematischer Hinsicht kleiner scheinender Lücken, wie der Beschäftigung mit dem Thema »Schmerz«, in das er zuletzt unfreiwillig hineingezogen wurde. Ich bin nicht sicher, ob Klaus eine Bewertung seiner Themen als mehr oder weniger gravierende Desiderate subjektwissenschaftlicher Theoriebildung überhaupt für angemessen gehalten hätte (und das – im genannten Beispielfalle – nicht nur, weil physische Schmerzen von ihm Besitz ergriffen). Was ich sagen will: Klaus hatte noch viele unerledigte Themen auf seiner Forschungsagenda, und sein Interesse an ihnen war wohl nicht so sehr von der Sorge um die fehlende Einheit »der Psychologie« diktiert.

Das Thema mag aber auch in anderer Hinsicht irritieren: »Einheit der Psychologie« – das klingt nach dogmatischer Reglementierung wissenschaftlichen Erkenntnisstrebens, weckt es doch sofort Erinnerungen an das (gescheiterte) logisch-positivistische Programm einer (physikalistischen) »Einheitswissenschaft« und seine unselige Hegemonie im (verhaltens-)psychologischen Mainstream.

Und schließlich: Bedeutet »Einheit der Psychologie« nicht eine spätestens durch die postmoderne Dekonstruktion der »großen Erzählungen«, ihrer »Obsession« der rationalen Erkenntnis von Totalität, ihrer universalistischen Projekte der Verwirklichung von Wahrheit, Freiheit, Fortschritt usw. gänzlich undenkbar gewordene Leitidee wissenschaftlicher Kritik? Ich kann hier auf diesen Streitpunkt nicht näher eingehen, mir scheint aber, daß manche Artikulationen des postmodernen Zeitgeists die Episteme der »Moderne« allzu leichthin auf ihren (spät-)bürgerlichen Ausdruck einer positivistisch degradierten und enthistorisiert-affirmativen

übergreifenden gesellschaftlichen Praxiskontext, in dem Alltags- wie wissenschaftliches Handeln gemeinsam bestimmt werden und in den, soll Psychologie lebenspraktische Relevanz gewinnen, ihre Erforschung individueller Handlungs(hinter)gründe zurückvermittelbar sein muß. Dies impliziert, daß – entgegen dem wissenschaftstheoretischen Zweifel, »die aktiv-reflexive Subjektivität des Menschen zum Hintergrund seines psychologischen Handelns machen« (Herrmann 1990, 30) zu müssen – in der Struktur wissenschaftlicher Forschung die intersubjektive Verständigungsebene lebensweltlich-sozialer Praxis aufgehoben wird.

Vorausgegangen waren erkenntnis- und wissenschaftstheoretische Arbeiten in den Umbruchjahren 1967-71, in denen Holzkamp (vgl. 1972) Klarheit über die Interdependenz zwischen Interessenbezogenheit, Erkenntnisgehalt und gesellschaftlicher Relevanz wissenschaftlicher Forschung gewann. Dies schloß die in materialistischer Ideologiekritik begründete Einsicht ein, daß der begrenzten Rationalität »bürgerlicher« Psychologie als einer in den herrschenden Gedankenformen der Privatheit individueller Existenz in einer naturhaften Umwelt befangenen Wissenschaft nur durch kritische Revision der vorfindlichen psychologischen Begriffe mittels eines »begreifenden Denkens« (Marx) über die Pseudonatürlichkeit dieser historischen Form entfremdet-gesellschaftlicher Praxis hinaus (vgl. Haug 1977) zu entkommen sei: Was können »Wahrnehmung«, »Denken«, »Fühlen«, »Motivation« etc. bedeuten, wenn man sie als Funktionsmomente geschichtlich produzierter Subjektivität in ihrer je formationsspezifischen Widersprüchlichkeit der (leidvollen) Unterworfenheit der Individuen unter gesellschaftliche Bedingungen und ihrer prinzipiellen Möglichkeit, hierauf aktiven Einfluß zu nehmen, auffaßt? Solche »Wendung von der Kritik der bürgerlichen Psychologie zur kritischen Psychologie« (Holzkamp 1972, 288) konnte allerdings ohne eine Methodisierung der Begriffsbildung selber nicht auskommen. Das Paradigma hierfür bot das im Marxschen *Kapital* durchgeführte – und für den eigenen historisch-empirischen Bereich methodisch zu konkretisierende – logisch-historische Verfahren.

In den seit 1973 vorgelegten kritisch-psychologischen Kategorialbestimmungen wurde versucht, dadurch einen inhaltlich differenzierten Begriff menschlicher Subjektivität zu gewinnen, daß man – unter Einschluß der Naturgeschichte des Psychischen und speziell des gattungsgeschichtlichen Menschwerdungsprozesses – den Zusammenhang zwischen individueller Lebenstätigkeit und gesamtgesellschaftlicher Lebenserhaltung historisch rekonstruierte. Dabei ergab sich als zentrale Vermittlungsebene die Instanz der »subjektiven Handlungsgründe«: Menschliches Handeln ist nicht durch die Lebensumstände bedingt – gesellschaftliche Bedeutungsstrukturen repräsentieren Handlungsmöglichkeiten –, sondern vom Standpunkt des Individuums nach Maßgabe seiner Lebensinteressen in den Verhältnissen als objektiven Handlungsprämissen begründet. Daraus, daß menschliche Lebenstätigkeit in ihrer Spezifik im Medium von Handlungsbegründungen vollzogen wird, die »erster Person« sind und sich also nur von »je meinem« Standpunkt aus verhandeln lassen, folgt, diesen Subjektstandpunkt als wissenschaftlichen Erkenntnisstandpunkt zur Geltung zu bringen. D.h.: (Human-)Psychologie muß den entsprechenden »Gründe-Diskurs« sowohl theoriesprachlich als auch praktisch, in ihrer (aktual-)empirischen Forschung, durchhalten. Deren Gegenstand ist die subjektive Erfahrungsweise von Handlungsnotwendigkeiten, –möglichkeiten

Lucien Sève

Frankreich muß Holzkamp erst noch entdecken

Alle, die irgendwo an der Entwicklung einer wirklich materialistisch-kritischen Psychologie arbeiten, werden den zu frühen Tod von Klaus Holzkamp als sehr schmerzlich empfinden. Ich gehöre zu den leider nur wenigen in Frankreich, die sich bewußt sind, daß sie von der Kritischen Psychologie viel gelernt haben und die ihre Ansichten nach wie vor an denen messen, die sein großes Buch *Grundlegung der Psychologie* (1983) im Zusammenhang dargestellt hat. Zahlreich sind die Neuanstöße, die von dieser immensen Arbeit ausgehen, von der bahnbrechenden Untersuchung der phylogenetischen Bildung des Psychischen bis zu den anregenden Positionen zur Phänomenal- und Realbiographie, wobei zum Großteil die Schlüsselkategorien einer psychologischen Wissenschaft ausgearbeitet werden, insbesondere die der Motivation, bereichert und erhellt durch die Beiträge von Ute Holzkamp-Osterkamp. In der noch immer so fruchtbaren Linie des Denkens von Alexej N. Leontjew, in der sie den Marxschen Begriff der Tätigkeit zur Geltung bringen, werden die Arbeiten von Klaus Holzkamp dauerhaft einen der Hauptbezugspunkte für diejenigen Forscher bilden, die der wissenschaftlichen Strenge und der menschlichen Emanzipation gleichermaßen verpflichtet sind.

Daß dieses markante Werk in Frankreich bis heute nicht übersetzt und wenig bekannt ist, darf leider nicht erstaunen. Es zeugt nicht von der fehlenden internationalen Bedeutung des Werkes von Klaus Holzkamp, sondern von einer französischen Tradition, die *alle* mehr oder minder durch die von Marx ausgehende Kultur inspirierten psychologischen Arbeiten verdammt. Man muß wissen, daß die Werke von Lev S. Wygotski, angefangen mit *Denken und Sprechen,* fünfzig Jahre lang in Frankreich fast völlig unbekannt blieben, bis 1985 eine Übersetzung dieses Meisterwerks vom kommunistischen Verlag Éditions Sociales veröffentlich wurde, der schon 1976 das erste Buch von Leontjew auf Französisch herausgebracht hatte. Man muß wissen, daß sogar das Werk des größten marxistischen Psychologen in Frankreich, Henri Wallon, editorisch schwer mißhandelt worden ist, überschattet durch den Ruhm Piagets, dessen gravierende Grenzen Wygotski und Wallon sichtbar werden ließen – was unter anderem die für meine Begriffe bedauerliche Konsequenz gehabt hat, daß Klaus Holzkamp den wissenschaftlichen Nutzen, den er aus den Arbeiten von Wallon für sein eigenes theoretisches Werk hätte ziehen können, nicht im vollen Umfang wahrgenommen hat. Und dies gilt auch für andere, ähnlich ausgerichtete Arbeiten neueren oder auch heutigen Datums. Daß Klaus Holzkamp und darüber hinaus die ganze Richtung der Kritischen Psychologie in Frankreich heutzutage so kläglich verkannt sind, bestätigt auf diese Weise nur, in welchem Maße sie einem Großteil der herrschenden Ideen *unbequem* sind.

Ich habe es meinerseits immer bedauert, daß sich die Gelegenheit, mit Klaus Holzkamp in einen freundschaftlichen Dialog einzutreten, nicht fand, in einen Dialog sowohl über unsere zahlreichen gemeinsamen Ansichten wie über die

unterschiedlichen Ansätze, die es in bestimmten Punkten gibt, zum Beispiel was den in meinen Augen zentralen Begriff der *geschichtlichen Individualitätsformen* betrifft, der, wie mir eine Anmerkung in der *Grundlegung der Psychologie* zu zeigen scheint, ein schwerwiegendes Mißverständnis zwischen uns veranlaßt hat. Ich glaube noch immer, daß diese Idee, nach der alle grundlegenden gesellschaftlichen Verhältnisse – z.B. die durch die Lage des Lohnarbeiters bedingten Geldbeziehungen – ebensoviele objektiv geschichtliche Logiken sind, in denen sich die Tätigkeiten, die Verwendungen der Zeit, die Biographien der Individuen verfangen, mit den Grundannahmen der Kritischen Psychologie nicht nur alles andere als unvereinbar ist, sondern eine für sie notwendige Dimension bildet. Dieser Dialog, der nicht stattfand, läßt mich das Fehlen von Klaus Holzkamp um so lebhafter verspüren.

Doch leuchten die Sterne für uns noch lange, nachdem sie zu existieren aufgehört haben. Ich empfange etwas von diesem Licht, wenn ich nun die letzten Schriften von Klaus Holzkamp zur Kenntnis nehme, beispielsweise jene fesselnde Studie mit dem Titel *Kolonisierung der Kindheit.* Gegen Ende dieses Textes schreibt Klaus Holzkamp:

»Es wird nun sichtbar, daß – wie die Auffassung von ›Persönlichkeit‹ als in sich abgeschlossener Monade – auch die rück- bzw. selbstbezügliche Rede davon, daß ich mich entwickle, der dargestellten kausalistischen Blickverkürzung geschuldet ist. Niemand kann sich entwickeln, wenn er nicht seine Lebens- und Handlungsmöglichkeiten, damit auch seine Beziehungen zu anderen Menschen verändert: nicht ›ich entwickle *mich*‹ (keiner weiß, wie so etwas zu bewerkstelligen sein könnte), sondern bestenfalls: *Ich entwickle meine Weltbeziehungen.*«

Möge die Arbeit von Klaus Holzkamp über ihn hinaus fortfahren, in einer Welt, die ein solch großes Bedürfnis nach kritischer Psychologie hat, ihre »Weltbeziehungen« zu entwickeln.

Aus dem Französischen von Thomas Laugstien

Wolfgang Maiers

Der Beitrag Klaus Holzkamps zur Einheit der Psychologie

> »Die Einheit einer Wissenschaft wird durch die Einheit des Standpunkts im Hinblick auf den Gegenstand bestimmt. Wie kann man denn eine Wissenschaft von *zwei* Standpunkten aus aufbauen? Dem Widerspruch in den Termini entspricht auch hier der Widerspruch in den Prinzipien.« (L. Wygotski, 1985, 160)

Das von mir gewählte Thema mag Verwunderung auslösen. Zum einen im Hinblick auf Klaus Holzkamps so vielschichtiges Werk: Auf den unterschiedlichsten Feldern gesellschaftlicher Praxis sah er sich wiederholt herausgefordert, wissenschaftlich Stellung zu nehmen. Und auch in seiner grundwissenschaftlich orientierten Arbeit ging es ihm nach seinem magnum opus von 1983, der *Grundlegung der Psychologie*, primär um die Ausfüllung theoretischer Leerstellen seiner eigenen Konzeption subjektwissenschaftlicher Psychologie: größerer Lücken, wie der (1993 mit seiner letzten Monographie gelieferten) Neufassung menschlichen Lernens als Erweiterung subjektiver Erfahrungs- und Lebensmöglichkeiten oder der Reformulierung des im alltäglichen Vorverständnis wie in der traditionellen Psychologie durch personalisierende Merkmalszuschreibungen verstellten psychologischen Themas »Persönlichkeit«, an das er sich – auch vor dem Hintergrund seiner jüngsten Beschäftigung mit dem Problem und (soziologischen) Konzept der »Lebensführung« – später einmal gemeinsam mit Ute Osterkamp machen wollte; oder aber in systematischer Hinsicht kleiner scheinender Lücken, wie der Beschäftigung mit dem Thema »Schmerz«, in das er zuletzt unfreiwillig hineingezogen wurde. Ich bin nicht sicher, ob Klaus eine Bewertung seiner Themen als mehr oder weniger gravierende Desiderate subjektwissenschaftlicher Theoriebildung überhaupt für angemessen gehalten hätte (und das – im genannten Beispielfalle – nicht nur, weil physische Schmerzen von ihm Besitz ergriffen). Was ich sagen will: Klaus hatte noch viele unerledigte Themen auf seiner Forschungsagenda, und sein Interesse an ihnen war wohl nicht so sehr von der Sorge um die fehlende Einheit »der Psychologie« diktiert.

Das Thema mag aber auch in anderer Hinsicht irritieren: »Einheit der Psychologie« – das klingt nach dogmatischer Reglementierung wissenschaftlichen Erkenntnisstrebens, weckt es doch sofort Erinnerungen an das (gescheiterte) logisch-positivistische Programm einer (physikalistischen) »Einheitswissenschaft« und seine unselige Hegemonie im (verhaltens-)psychologischen Mainstream.

Und schließlich: Bedeutet »Einheit der Psychologie« nicht eine spätestens durch die postmoderne Dekonstruktion der »großen Erzählungen«, ihrer »Obsession« der rationalen Erkenntnis von Totalität, ihrer universalistischen Projekte der Verwirklichung von Wahrheit, Freiheit, Fortschritt usw. gänzlich undenkbar gewordene Leitidee wissenschaftlicher Kritik? Ich kann hier auf diesen Streitpunkt nicht näher eingehen, mir scheint aber, daß manche Artikulationen des postmodernen Zeitgeists die Episteme der »Moderne« allzu leichthin auf ihren (spät-)bürgerlichen Ausdruck einer positivistisch degradierten und enthistorisiert-affirmativen

übergreifenden gesellschaftlichen Praxiskontext, in dem Alltags- wie wissenschaftliches Handeln gemeinsam bestimmt werden und in den, soll Psychologie lebenspraktische Relevanz gewinnen, ihre Erforschung individueller Handlungs(hinter)gründe zurückvermittelbar sein muß. Dies impliziert, daß – entgegen dem wissenschaftstheoretischen Zweifel, »die aktiv-reflexive Subjektivität des Menschen zum Hintergrund seines psychologischen Handelns machen« (Herrmann 1990, 30) zu müssen – in der Struktur wissenschaftlicher Forschung die intersubjektive Verständigungsebene lebensweltlich-sozialer Praxis aufgehoben wird.

Vorausgegangen waren erkenntnis- und wissenschaftstheoretische Arbeiten in den Umbruchjahren 1967-71, in denen Holzkamp (vgl. 1972) Klarheit über die Interdependenz zwischen Interessenbezogenheit, Erkenntnisgehalt und gesellschaftlicher Relevanz wissenschaftlicher Forschung gewann. Dies schloß die in materialistischer Ideologiekritik begründete Einsicht ein, daß der begrenzten Rationalität »bürgerlicher« Psychologie als einer in den herrschenden Gedankenformen der Privatheit individueller Existenz in einer naturhaften Umwelt befangenen Wissenschaft nur durch kritische Revision der vorfindlichen psychologischen Begriffe mittels eines »begreifenden Denkens« (Marx) über die Pseudonatürlichkeit dieser historischen Form entfremdet-gesellschaftlicher Praxis hinaus (vgl. Haug 1977) zu entkommen sei: Was können »Wahrnehmung«, »Denken«, »Fühlen«, »Motivation« etc. bedeuten, wenn man sie als Funktionsmomente geschichtlich produzierter Subjektivität in ihrer je formationsspezifischen Widersprüchlichkeit der (leidvollen) Unterworfenheit der Individuen unter gesellschaftliche Bedingungen und ihrer prinzipiellen Möglichkeit, hierauf aktiven Einfluß zu nehmen, auffaßt? Solche »Wendung von der Kritik der bürgerlichen Psychologie zur kritischen Psychologie« (Holzkamp 1972, 288) konnte allerdings ohne eine Methodisierung der Begriffsbildung selber nicht auskommen. Das Paradigma hierfür bot das im Marxschen *Kapital* durchgeführte – und für den eigenen historisch-empirischen Bereich methodisch zu konkretisierende – logisch-historische Verfahren.

In den seit 1973 vorgelegten kritisch-psychologischen Kategorialbestimmungen wurde versucht, dadurch einen inhaltlich differenzierten Begriff menschlicher Subjektivität zu gewinnen, daß man – unter Einschluß der Naturgeschichte des Psychischen und speziell des gattungsgeschichtlichen Menschwerdungsprozesses – den Zusammenhang zwischen individueller Lebenstätigkeit und gesamtgesellschaftlicher Lebenserhaltung historisch rekonstruierte. Dabei ergab sich als zentrale Vermittlungsebene die Instanz der »subjektiven Handlungsgründe«: Menschliches Handeln ist nicht durch die Lebensumstände bedingt – gesellschaftliche Bedeutungsstrukturen repräsentieren Handlungsmöglichkeiten –, sondern vom Standpunkt des Individuums nach Maßgabe seiner Lebensinteressen in den Verhältnissen als objektiven Handlungsprämissen begründet. Daraus, daß menschliche Lebenstätigkeit in ihrer Spezifik im Medium von Handlungsbegründungen vollzogen wird, die »erster Person« sind und sich also nur von »je meinem« Standpunkt aus verhandeln lassen, folgt, diesen Subjektstandpunkt als wissenschaftlichen Erkenntnisstandpunkt zur Geltung zu bringen. D.h.: (Human-)Psychologie muß den entsprechenden »Gründe-Diskurs« sowohl theoriesprachlich als auch praktisch, in ihrer (aktual-)empirischen Forschung, durchhalten. Deren Gegenstand ist die subjektive Erfahrungsweise von Handlungsnotwendigkeiten, -möglichkeiten

und -beschränkungen, und die Betroffenen als Subjekte solcher Erfahrung können nur als Mitforscher, nicht aber als Forschungsgegenstand auftreten.

Konkretisiert man das Problem der »Einheit der Psychologie« als Fraglichkeit der Gegenstandseinheit des Forschungs- und Theoriebildungsprozesses, so liegt Holzkamps Lösungsangebot also in der Fokussierung auf »subjektiv begründetes Handeln« als kohärenzstiftende Zentralkategorie. Entfallen damit aber nicht unstrittig zum psychologischen Problemkorpus gehörige Sachverhaltsklassen, so daß man erneut in eine »Verdoppelung« der Psychologie zurückgefallen wäre: in eine der Sinndimension menschlichen Handelns adäquate »Begründungspsychologie« und eine »Bedingtheitspsychologie«, die Handeln aus einer distanzierten Beobachterperspektive als kausal determiniertes Geschehen beschreibt?

Ein wohlverstandener Begriff »begründeten Handelns« bringt Lebensbewältigungen in restriktiven Formen, Interessenambivalenzen und -verleugnungen etc. zur Sprache und läßt sich nicht an Kriterien bewußter Zielabsicht und -verfolgung binden. Nur bei Berücksichtigung der dynamischen Wechselbeziehungen von Willentlich-Bewußtem und Unwillentlichem, Unbewußtem bzw. meiner Verfügung (partiell) entzogenen Kausalitäten und Widerfahrnissen ist er psychologisch tragfähig. Die (tentative) Explikation so gefaßten Handelns gestattet nicht nur, mögliche Unterschreitungen von Intentionalität und objektive Kausaleffekte im Rahmen der Handlungsteleonomie zu definieren, sondern von dieser höheren Spezifitätsebene aus läßt sich auch die »Schnittstelle« zum legitimen Geltungsbereich des nicht-intentionalen, »verhaltenstheoretischen« Beschreibungsmusters angeben, das sich auf ein elementareres Determinationsniveau naturgesetzlichen Funktionierens (etwa psycho-physiologischer Mechanismen) bezieht. Ich sehe nicht, wie vom unspezifischen Bedingtheitsdiskurs her ein übergreifender Theorierahmen aufgebaut werden kann, in dem eine widerspruchsfreie, nicht-reduktionistische Vermittlung zwischen unterschiedlichen Spezifitätsniveaus des Handelns möglich wäre. Umgekehrt vermag die Kategorie »begründeten Handelns« für den weitaus überwiegenden Kernbereich der Humanpsychologie theoretische Einheitlichkeit zu konstituieren und darüber hinaus die relativen Zuordnungsverhältnisse und Geltungsgrenzen der nicht-/intentionalen Theoriesprachen anzugeben. Sie ist insofern – auch im Hinblick auf monistische Synthesebemühungen – die mächtigere Kategorie (vgl. Maiers 1996).

Den eigentlichen Grund des methodologischen Dualismus bilde(te)n, indem sie im Namen »wissenschaftlicher Objektivität« stets einen Wechsel zum Subjektivität verdinglichenden Gegenstandpunkt der »Außendeterminiertheit« des Handelns provozier(t)en, Solipsismus und Indeterminismus bei der Auffassung des Psychischen. Holzkamps – entschieden transdisziplinär angelegtes – Programm einer historisch-empirischen Analyse der Entwicklung des Psychischen als »subjekthaft«-aktiver Widerspiegelung der gegenständlichen Realität bis hin zur reflexiven Welt- und Selbsterfahrung gesellschaftlich situierter Subjekte entzieht der idealistischen Sublimierung der unmittelbaren subjektiven Erlebnisgegebenheit von Bewußtseinsphänomenen zur reinen, aus der praktischen Vermittlung des leiblichen Subjekts mit seiner Außenwelt herausgelösten Innerlichkeit die Grundlage. Damit ist jene schismatische Position überwunden, die sowohl die objektivistische Desavouierung subjektiver Sinnbezüge als eines methodisch zugänglichen

Wissenschaftsgegenstandes begründet als auch in solche »subjektpsychologische« Antithesen stillschweigend eingeht, die nur um den Preis der Ermäßigung wissenschaftlicher Objektivierungsansprüche das Subjektive als wissenschaftsfähig meinen ansehen zu können.

Folgerichtig sind auch Kompromißbildungen zurückzuweisen, die dem Subjektstandpunkt als Erkenntnisstandpunkt ggf. eine heuristische Funktion im Vorfeld der Logik nomologischen Erklärens einräumen – und so der »nomothetischen« Variablenpsychologie die von ihr usurpierte (Kausal-) Erklärung und gesetzestheoretische Verallgemeinerung überlassen, statt sie in subjektwissenschaftlicher Perspektive neu zu fassen. Aufschlußreich ist in diesem Zusammenhang Holzkamps (1985, spez. 58ff) exemplarisch an der »verstehenden Psychoanalyse« und ihrer Radikalisierung zur »hermeneutischen Reflexions- und Deutungswissenschaft« geführte Auseinandersetzung mit der Selbstwidersprüchlichkeit von Versuchen, einen wissenschaftstheoretischen Sonderstatus gegenüber der – als solcher belassenen – akademischen Psychologie als »nomothetischer Fakten-, Beobachtungs- und Gesetzeswissenschaft« zu reklamieren.

Die Zurückweisung der Vorstellung verschiedener Psychologien bedeutet also keineswegs die Hypostasierung einer neuen, der positivistischen »Einheitswissenschaft« entgegengesetzten Universalmethodologie. Die Behauptung der Einheit der psychologischen Wissenschaft ist konkret zu machen durch die Entwicklung einer Methodologie gemäß der kategorial erschlossenen Beschaffenheit des Erkenntnisgegenstands, in deren Rahmen methodische Besonderungen – nicht Disjunktionen! – sich aus unterschiedlichen Gegenstands- und Forschungsaspekten rechtfertigen.

»Sofern also mit der *subjektwissenschaftlichen Grundbegrifflichkeit* tatsächlich ein *neues Niveau psychologischer Gegenstandsadäquatheit erreicht ist, wäre mithin von da aus unter dem Vorzeichen wissenschaftlicher Verbindlichkeit die gesamte Psychologie auf eine neue methodologische Basis zu stellen.*« (Holzkamp 1985, 60)

Keiner geringeren Aufgabe hatte Klaus Holzkamp sich gestellt.

Literaturverzeichnis

Bühler, K., 1927: Die Krise der Psychologie. Jena

Dilthey, W., 1894/1924: Ideen über eine beschreibende und zergliedernde Psychologie. Gesammelte Schriften, Bd. V (139-240). Leipzig, Berlin

Haug, W.F., 1977: Bürgerliche Privatform des Individuums und Umweltform der Gesellschaft. In: Braun, K.-H. & K. Holzkamp (Hg.), Kritische Psychologie, Bd. 1 (77-88). Köln

Herrmann, Th., 1990: Über die Verabsolutierung des Selbstgemachten. Polemisches zur ›richtigen Psychologie‹. In: Grawe, K., Hänni, R., Semmer, N. & F. Tschan (Hg.), Über die richtige Art, Psychologie zu betreiben (25-36). Göttingen

Holzkamp, K., 1967: Wissenschaft als Handlung. Berlin/W

ders., 1972: Kritische Psychologie. Vorbereitende Arbeiten. Frankfurt/M

ders., 1983: Grundlegung der Psychologie. Frankfurt/M

ders., 1985: Zur Stellung der Psychoanalyse in der Geschichte der Psychologie. In: Braun, K.-H., Dreier, O. u.a. (Mitverf.), Geschichte und Kritik der Psychoanalyse (13-69). Marburg

ders., 1993: Lernen. Subjektwissenschaftliche Grundlegung. Frankfurt/M

Koch, S., 1969: »Psychology Cannot Be a Coherent Science«. In: Psychology Today 3, 14, 64-68

Kuhn, Th. S., 1967: Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. Frankfurt/M

Maiers, W., 1988: »Sechzig Jahre Krise der Psychologie«. In: Forum Kritische Psychologie 21, 23-82

ders., 1992: »›Natur‹ und Naturalismus in der Psychologie. Zum Mythos der ›Naturwissenschaftlichkeit‹ im Selbstverständnis der herrschenden Psychologie und in ihrer Kritik«. In: Forum Kritische Psychologie 29, 23-55

ders., 1996: Der Subjektbegriff der Kritischen Psychologie. In: Priebe, S. & M. Heinze (Hg.), Subjektivität und Objektivität – Leitbegriffe psychiatrischen Denkens. Würzburg (i.Dr.)

Wygotski, L., 1985: Die Krise der Psychologie in ihrer historischen Bedeutung. In: ders., Ausgewählte Schriften, Bd. 1 (57-278). Köln

Morus Markard

Theorie und Erfahrung

Klaus Holzkamps Impulse für eine subjektwissenschaftliche Praxis(forschung)

»Niemand wird leugnen können, daß psychologische Forschung und psychologische Berufspraxis sich gegenwärtig in vielen Bereichen weitgehend entfremdet gegenüberstehen.« Mit diesem Satz beginnt Holzkamp seinen 1968 geschriebenen und 1970 veröffentlichten Aufsatz »Zum Problem der Relevanz der psychologischen Forschung für die Praxis«, den er selber als einen der Initial-Beiträge zu seiner »kritischen Neuorientierung der Psychologie« (1972, 228) charakterisierte.

Das Theorie-Praxis-Problem gehört in der Tat zu den Gründungs- und Grundproblemen der Kritischen Psychologie. Die Debatten im Umfeld des von den Studierenden als »Relevanz-Paper« apostrophierten Aufsatzes Holzkamps drehten sich zunächst – funktionskritisch – um die Notwendigkeit bzw. die Vermeidbarkeit des Einbezugs der Psychologie in gesellschaftliche Repressions-, Selektions- und Befriedungsstrategien. Unter Bezug auf die Habermassche Unterscheidung von »technischer« und »emanzipatorischer Relevanz« hatte Holzkamp eine Kollision beider an einer Subsumtion technischer Relevanz unter manipulatorische Interessen festgemacht. Wie er allerdings schon wenig später selbstkritisch feststellte (1972, 230ff), blieben dabei Psychologie als Erkenntnissystem und Gesellschaft als Ensemble widerstreitender Interessen einander äußerlich gedacht, mit der voluntaristischen Konsequenz, es sei im wesentlichen eine Entscheidung der psychologisch Arbeitenden, die Psychologie »›nicht mehr gesellschaftsstabilisierend, sondern gesellschaftsverändernd‹« wirken zu lassen. – Demgegenüber kam es darauf an, die *Funktion* der Psychologie als mit deren *Erkenntnisgehalt* vermittelt (und die wissenschaftliche Entwicklung der Psychologie als Teilmoment der gesellschaftlichen) zu denken.

Die Schwierigkeit, aber auch die mögliche Perspektive, dabei zwischen Erkenntnisgehalt und Erkenntnisgrenzen der Psychologie *differenzieren* zu können, wird sichtbar, wenn man sich klarmacht, daß die Psychologie in einer Vielzahl von Ansätzen (wie Behaviorismus, Kognitivismus, Psychoanalyse) und Einzeltheorien existiert – von den heute in die Hunderte gehenden Therapieangeboten ganz zu schweigen. Das Problem bestand darin, daß es »schlechterdings keinerlei Kriterien« dafür gab, welcher differentielle Erkenntniswert, welche »Relevanz« vorfindlichen Theorien und auf deren Grundlagen produzierten Daten »in einem Prozeß progressiven Erkenntnisgewinns einer materialistisch begründeten psychologischen Forschung zuzusprechen war« (Holzkamp 1978, 249).

Die Frage nach der *praktischen* Relevanz der Psychologie war demgemäß *theoretisch* neu zu stellen: 1. als Frage danach, *inwieweit* und auf welche Weise im nach unterschiedlichen Ansätzen zu differenzierenden vorfindlichen *begrifflichen* System der Psychologie eine Parteilichkeit für die herrschenden Verhältnisse enthalten sei, und 2. als die Frage nach einem theoretischen Fundus für die Möglichkeit psychologischer Praxis, (verschüttete) Lebensansprüche der Subjekte gegen

gesellschaftliche Beschränkungen zur Geltung zu bringen, anders: grundlegend nach einer alternativen Psychologie, die jene menschlichen Möglichkeiten auf den Begriff zu bringen hätte, die in der traditionellen Psychologie begrifflich unterschritten und in der bürgerlichen Gesellschaft real unterdrückt würden.

Dies als Programm gefaßt, bedeutete eine Wendung der *Kritik der Psychologie* in eine *Kritische Psychologie*. Die Resultate dieses Programms (das in historisch empirischer Rekonstruktion des Psychischen und gemäß dem Forschungsprinzip der Einheit von Kritik und Weiterentwicklung realisiert wurde) sind in Holzkamps »Grundlegung der Psychologie« (1983) repräsentiert.[1]

Zur eigenständigen *empirischen Forschungstradition* in der Entwicklung der Kritischen Psychologie wurde das Theorie-Praxis-Problem aber erst, als *PraktikerInnen*, die die Kritische Psychologie im Studium kennengelernt hatten, damit in der Praxis arbeiten wollten – und Probleme dabei bekamen. Dieser Erfahrungs- und Problembestand im Verhältnis zu der Perspektive der sich als Subjektwissenschaft verstehenden Kritischen Psychologie konstituierte einen eigenen Zweig der Praxisforschung (vgl. etwa Dehler & Wetzel 1988, Dreier 1989, Osterkamp 1990, Fahl & Markard 1993) in unterschiedlichen Bereichen psychologischer bzw. psychologierelevanter Praxis. An dieser Entwicklung kritisch-psychologischer Praxisforschung war Klaus Holzkamp nicht nur beteiligt, indem er das Zusammenwirken von TheoretikerInnen und PraktikerInnen energisch vorantrieb, sondern auch, indem er maßgeblich an der Formulierung ihrer Fragestellung(en) Anteil hatte.

Im Kern geht es in kritisch-psychologischer Praxisforschung um die *Aufschlüsselung von Praxiserfahrung und die Entwicklung von Praxiswissen*. Was ist daran erwähnenswert? Der Umstand, daß in der akademischen Psychologie Erfahrung methodisch bis zur Annullierung reglementiert wird (Adorno), und der außerakademische, praktische Rekurs auf Erfahrung zur Defensivität tendiert, wie Holzkamp (1988) unter Bezug auf ein Papier von Gisela Ulmann (1987) und die Diskussionen der »Theorie-Praxis-Konferenz« (Markard & Holzkamp 1989) herausarbeitete.

Er stellte nämlich in seinem Vortrag »Praxis – Funktionskritik eines Begriffs« (1988) den *defensiven* Rekurs auf Erfahrung, wonach die Kernqualifikation praktisch-psychologischen Expertentums nicht kommunizierbar (und lehrbar), sondern nur von jedem selber ›erfahrbar‹ sei, in den Zusammenhang zum anfangs erwähnten Theorie-Praxis-Bruch in der Psychologie und zum in deren mainstream methodologisch hypostasierten Widerspruch zwischen Wissenschaftlichkeit und Praxisnähe. Der faktischen Verweigerung der Praxisexplikation liege eine generelle Kompetenzproblematik zugrunde, die letztlich darauf zurückzuführen sei, daß einerseits die grundwissenschaftliche Psychologie mit ihren theoretischen und methodischen Voraussetzungen sich um Praxisprobleme weder habe kümmern können noch wollen, andererseits aber die Praxisseite aus sich heraus nicht in der Lage gewesen sei, ihre *Erfahrung* verallgemeinert auf den Begriff zu bringen. Denn diese Erfahrung werde vor dem Hintergrund eines massiven Erwartungsdrucks gemacht, subjektive ›Störungen‹ ohne Rekurs auf die (geschweige denn die Veränderung der) gesellschaftlichen Lebensverhältnisse der Betroffenen zu beseitigen – womit die Psychologie als eine Art Wundermittel erscheinen müsse,

deren Vertreter dann über entsprechende Expertenqualitäten zu verfügen behaupten müßten.

Die Rede vom psychologischen Expertentum gehört zu einem *Offizialdiskurs*, der die faktischen Grenzen und Widersprüche psychologischen Handelns kaschiert. Demgegenüber schlägt Holzkamp das Konzept des »gesellschaftlich-subjektiven Zusammenhangs- und Widerspruchswissens« vor. Dieses Konzept zielt auf diejenigen Erfahrungen, die von PraktikerInnen – jenseits des Offizialdiskurses – im Lauf ihrer Praxis über die in der akademischen Psychologie theoretisch und methodisch ausgeblendeten Lebenszusammenhänge gemacht werden *müssen*, die aber im *defensiven* Rekurs auf Erfahrung mystifiziert, auf jeden Fall nicht hinreichend analysiert, systematisiert und verallgemeinert werden. Es orientiert die Analyse psychologischer Praxis, wie sie von PraktikerInnen *erfahren* wird, auf den Zusammenhang der Untersuchung von Lebensproblemen von KlientInnen in Beziehung zu deren damit verbundenen Lebensumständen mit den institutionellen Bedingungen und theoretischen Sichtweisen der betreffenden PraktikerInnen. Das Konzept des »gesellschaftlich-subjektiven Zusammenhangs- und Widerspruchswissens« akzentuiert also in die Erfahrung der PraktikerIn hineinragende gesellschaftliche und fachliche Momente zur Aufschlüsselung ihrer unmittelbaren Erfahrung.

Die Vorstellung, eigener Erfahrungen inne- und der Erfahrungen anderer teilhaftig werden zu können, setzt allgemein folgende Überlegungen voraus: Sinnliche Unmittelbarkeit, Situiertheit, Perspektivität und personale Authentizität gehören zwar zu zentralen Momenten von Erfahrung, wie sie je mir – und zunächst nur mir – gegeben ist. Trotzdem ist bei Erfahrungen von ego tendenziell alter mitgedacht, zumindest mitdenkbar: Man kann nicht nur Erfahrungen teilen und mitteilen; man kann aus den Erfahrungen anderer lernen, was im übrigen einen Grundzug von *Verallgemeinerung* ausmacht. Was aber an den Erfahrungen ist es, das geteilt werden oder mitgeteilt werden kann, wenn man die genannten Qualitäten bedenkt? Das Hauptproblem der Aufschlüsselung von Erfahrung scheint zu sein, ob sich *Unmittelbarkeit* der Erfahrung anderen *vermitteln* läßt.

Das Erlebnis der Unmittelbarkeit ist zwar evident (und weder als Erfahrung in Zweifel zu ziehen noch zu hintergehen), aber *als* Evidenz hinterfrag*bar*. Denn, wie kürzlich z.B. Fahl (1995) betonte, enthalten schon einfache Wahrnehmungsvorgänge Urteile, d.h. sie sind i.w.S. theoretisch strukturiert oder eben ›vermittelt‹. Keine Erfahrung ohne vermittelnde Kategorien.

Dies läßt sich am Problem frühkindlicher Erfahrungen Erwachsener von sexuellem Mißbrauch veranschaulichen. Dabei geht es um die Aufklärung der Erfahrung sexueller Gewalt bzw. des Aufklärungspotentials erfahrener sexueller Gewalt für gegenwärtige Lebensprobleme und *damit* um das Problem der *Theoretizität* von Erfahrung und Deutung. Erfahrungen kann zwar nur je ›ich‹ machen, aber ›ich‹ mache sie nicht im luftleeren Raum, sondern, vor allem in dem Maße, in dem ›ich‹ ihrer innewerde, *im Medium gesellschaftlicher Sprach- und Denkformen* und damit auch im Medium *konkurrierender* psychologischer bzw. alltäglicher Konzepte (vgl. Holzkamp 1983, 315ff). *Wie* ich das, was mir widerfährt, erfahre, bzw. inwieweit ›ich‹ für ›mich‹ Erfahrenes – hier z.B. sexuelle Gewalt – zum Angelpunkt der Klärung meiner gegenwärtigen Lebensprobleme mache bzw. inwieweit dies andere, Professionelle, für ›mich‹ deutend tun, hat eine *theoretische* Dimension, in die Alltags- und wissenschaftliche Vorstellungen eingehen. Dies bedeutet, daß *Authentizität und Theoretizität individueller Erfahrung keinen Gegensatz bilden, sondern eine widersprüchliche Einheit, zwei Seiten einer Medaille. Erfahrungen sind nur im Lichte von Theorien bzw. Urteilskriterien aufzuschlüsseln.*

Für die Darlegung des Praxisforschungsansatzes der Kritischen Psychologie zur Aufschlüsselung von (eigener) Erfahrung ist es weiter erforderlich, neben den genannten Dimensionen von Erfahrung eine weitere einzuführen, die des *Verhältnisses von Sozialität und Gesellschaftlichkeit* bzw. von anschaulichen und nicht anschaulichen Aspekten von Erfahrbarem. Die Gesellschaft ist zwar ein reales System, durch das die Lebenserhaltung des einzelnen vermittelt ist; Gesellschaft als *System* ist aber für sich genommen *kein anschaulicher, unmittelbarer Erfahrungstatbestand.* Gesellschaftliche Verhältnisse strukturieren, vermittelt über verschiedene – auch i.e.S. institutionelle – Subsysteme, Lebenstätigkeiten und Denkweisen der Gesellschaftsmitglieder; diese Strukturiertheit ist selber aber nicht anschaulich, sondern, wenn man so will, *»rekonstruktiv«* (vgl. Holzkamp 1984, 14). *Was* hier zu rekonstruieren ist, ist der Vermittlungszusammenhang zwischen unmittelbarer Lebenswelt und dem diese umgreifenden und strukturierenden gesellschaftlichen System. In unserem Zusammenhang zentral ist, daß das *gesellschaftliche* System und seine institutionellen Subsysteme auch die in ihrer lebensweltlichen Unmittelbarkeit durchaus anschaulichen *sozialen* Beziehungen – unanschaulich – strukturieren. Gesellschaftlich-institutionelle Strukturbezüge sind für psychologische Analysen unverzichtbar.

Die *Unanschaulichkeit* von Welttatbeständen bedeutet aber *keineswegs ihre Unerfahrbarkeit*, sondern nur, daß Erfahrungen, sofern sie nicht auf diese Momente hin analysiert werden, unvollständig und schief analysiert werden. Gesellschaftliche Strukturen ragen zwangsläufig in lebensweltliche und unmittelbare Erfahrungen der Individuen hinein; analytisch bedeutsam ist daran, daß dieser Umstand dem Individuum spontan nicht bewußt sein muß – und daß es auch Gründe haben kann, sich den Zugang zu Erfahrungsmomenten zu verwehren – z.B. in der psychologischen Praxis die *Vermittlung* von individuellen Praxisproblemen sowohl mit institutionellen Handlungsbedingungen als auch mit dem unzureichenden theoretischen Status des Faches Psychologie abzudrängen. Damit werden – wie von traditionell-psychologischen Vorstellungen ohnehin nahegelegt – Handlungsbedingungen bzw. -möglichkeiten und Befindlichkeiten der Handelnden »auseinandergerissen«. Die Folge davon ist einerseits, daß die täglichen Probleme, Ängste, Enttäuschungen nicht auf ihre Vermittlung mit den Arbeitsbedingungen und damit (!) auch nicht im Hinblick auf deren Veränderbarkeit analysiert werden können, sondern die Ursachen letztlich in personalen Unzulänglichkeiten gesucht werden müssen. Andererseits müssen damit Praxisprobleme, die sich im Offizialdiskurs nicht kaschieren lassen, mangelnder individueller Kompetenz der PraktikerIn, auch von ihr selber, angelastet werden. Diese *Verflechtung von Selbst-Entlastung* (von institutionellen Veränderungen) *und Selbstbelastung* (durch Personalisierung der Probleme) gehört zu der Dynamik, die das Aufbrechen des Offizialdiskurses und der Aufschlüsselung praktischer Erfahrung erschweren, womit hier im Gesamtzusammenhang der Konzeption der Kritischen Psychologie ein Aspekt des *dynamischen* Unbewußten (und nicht nur kognitiv Unzugänglichen) angesprochen ist.

Ziel der Praxisforschung ist die Herausarbeitung dieser Zusammenhänge (vgl. Fahl & Markard 1993) und die Entwicklung weiterführender Handlungsmöglichkeiten; sie versteht sich als die Organisierung dieses Prozesses, in den die Analyse

und Entwicklung psychologischer Konzepte mit eingeht. Psychologiekritik und Praxisforschung werden nicht getrennt. Aus der Anordnung, wonach die Praxis, wie die PraktikerIn sie – theoretisch vermittelt – erfährt, und nicht diese selber Gegenstand der Analyse ist, ergibt sich das subjektwissenschaftliche Forschungsprinzip, daß die Betroffenen – hier die PraktikerInnen – auf der Forschungsseite stehen (und nicht ›*beforscht*‹ werden).

Auf diese Weise ist auch der von Filsinger & Kleiber (1985, 22) beobachteten Tendenz entgegenzuwirken, daß die »in den 60er Jahren begonnene Suche nach der gesellschaftlichen Relevanz des eigenen Faches... 15 Jahre später abgelöst (wird) durch die Suche nach dem persönlichen Sinn und Nutzen des Studiums«. In dieser – im übrigen ›typisch‹ psychologischen – Denkweise der Trennung ›objektiver und subjektiver Relevanz‹ würde die strukturelle Vergeblichkeit einer personalisierenden Lösung der Relevanzfrage nur verfestigt und die Analyse von Praxis auf den Stand zurückgeworfen, der mit dem anfänglich erwähnten »Relevanz-Paper« von Klaus Holzkamp in die Kritik geraten war.

Anmerkung

1 Die Phase der begrifflichen Fundierung der Kritischen Psychologie war aber keineswegs praxisabstinent, wie das von Holzkamp mitinitiierte Handlungsforschungsprojekt »Schülerladen Rote Freiheit« (Autorenkollektiv 1971), das von einer – seinerzeit von W.F. Haug (1971) analysierten – sexuell getönten Verleumdungskampagne begleitet war, und Holzkamps & Holzkamp-Osterkamps (1977) Analyse eines Therapiefalls zeigen, dessen Aufarbeitung als Diplomarbeit für eine staatliche Psychagogenprüfung nicht anerkannt worden war, und in dem das Verhältnis von psychologischer Therapie und politischem Handeln zur Debatte stand.

Literaturverzeichnis

Autorenkollektiv am Psychologischen Institut der Freien Universität Berlin, 1971: Sozialistische Projektarbeit im Schülerladen Rote Freiheit. Frankfurt/M

Dehler, J., und K. Wetzel (Hg.), 1988: Zum Verhältnis von Theorie und Praxis in der Psychologie. Bericht von der 4. internationalen Ferienuniversität Kritische Psychologie 1987 in Fulda. Marburg

Dreier, O., 1989: »Fortbildung im Bereich psychosozialer Berufe als Einheit von Forschung und Praxis«. In: Forum Kritische Psychologie 24, 48-84.

Fahl-Spiewack, R., 1995: Attribution und Handlungsfähigkeit. Eine subjektwissenschaftliche Perspektive. Hamburg

Fahl, R., und M. Markard, 1993: »Das Projekt ›Analyse psychologischer Praxis‹ oder: Der Versuch der Verbindung von Praxisforschung und Psychologiekritik«. In: Forum Kritische Psychologie 32, 4-35

Filsinger, D., und D. Kleiber, 1985: »Aus-, Fort- und Weiterbildung in der Krise. Anmerkungen zum Zusammenhang von arbeitsmarkt- und bildungspolitischen Entwicklungen im psychosozialen Bereich«. In: D. Kleiber (Hg.), Von der klinischen Psychologie zur psychosozialen Praxis. Neue Wege der Fort-, Aus-, und Weiterbildung. Tübingen, 19-26

Haug, W.F., 1971: »Der sexuell politische Skandal als Instrument antidemokratischer Kampagnen«. In: Autorenkollektiv am Psychologischen Institut, 389-464

Holzkamp, K., 1970: »Zum Problem der Relevanz der psychologischen Forschung für die Praxis«. In: Psychologische Rundschau 21, 1-22

der., 1972: Kritische Psychologie. Vorbereitende Arbeiten. Frankfurt/M

ders., und U. Holzkamp-Osterkamp, 1977: »Psychologische Therapie als Weg von der blinden Reaktion zur bewußten Antwort auf klassenspezifische Lebensbedingungen in der bürgerlichen Gesellschaft – am Beispiel des Examensfalles von Manfred Kappeler«. In: dies. u. M. Kappeler, Psychologische Therapie und politisches Handeln. Frankfurt/M, 148-293

ders., 1978: »Das Marxsche Kapital als Grundlage der Verwissenschaftlichung psychologischer Forschung«. In: ders., Gesellschaftlichkeit des Individuums. Aufsätze 1974-1977. Köln
ders., 1983, ²1985: Grundlegung der Psychologie. Frankfurt/M
ders., 1984: »Kritische Psychologie und phänomenologische Psychologie. Der Weg der Kritischen Psychologie zur Subjektwissenschaft«. In: Forum Kritische Psychologie 14, 5-55
ders., 1988: »Praxis: Funktionskritik eines Begriffs«. In: J. Dehler/K.Wetzel (Hg.), Zum Verhältnis von Theorie und Praxis in der Psychologie. Bericht von der 4. internationalen Ferienuniversität Kritische Psychologie 1987 in Fulda. Marburg, 5-48.
Markard, M., und K. Holzkamp,1989: »Praxis-Portrait. Ein Leitfaden zur Analyse psychologischer Berufstätigkeit«. In: Forum Kritische Psychologie 23, 5-49.
Osterkamp, U., 1990: »Intersubjektivität und Parteinahme: Probleme subjektwissenschaftlicher Forschung«. In: G. Gekeler/K. Wetzel (Hg.), Subjektivität und Politik. Bericht von der 5. Internationalen Ferienuniversität Kritische Psychologie in Fulda. Marburg, 143-187
Ulmann, G., 1987: Erfahrung als qualitätsloses Zeitmaß. Unveröffentlichtes Diskussionspapier

Mit Foucault den Nährboden des Rassismus im »Inventar unserer Kultur« aufspüren

Argument Sonderband
Neue Folge Band 233
29,00 DM/225 ÖS/30,00 SF

Angelika Magiros untersucht hier zum ersten Mal, welchen Nutzen die historisch-theoretischen Studien Foucaults für das Begreifen des modernen Rassismus haben. Mit argumentatorischer Schärfe und dialogischem Witz verwickelt sie Theoretiker wie Balibar, Theweleit und Foucault in einen Streit um biologischen und kulturellen Rassismus, um die Beziehungen zwischen Rassismen und den Konstruktionen der Körper und der Lüste. Foucaults Einsichten, so Magiros, können dazu dienen, die verborgenen Verbindungen freizulegen, die zwischen Denkformen des Rassismus und Auffassungen bestehen, die als aufgeklärt und antirassistisch gelten.

Im Anhang erscheint ein Essay des amerikanischen Soziologen James W. Bernauer. Foucaults *Sexualität und Wahrheit* dient ihm als Grundlage für eine Interpretation des NS-Rassismus.

Argument

Im guten Buchhandel und bei Argument-Vertrieb, Reichenberger Straße 150, 10999 Berlin Tel.: 030 611 41 82, Fax: 030 611 42 70

Francisco Guerrero Ortega

Foucaults letztes, unvollendetes Projekt: Eine Rehabilitierung der Freundschaft

> Nachdem ich die Geschichte der Sexualität studiert habe, glaube ich, daß man nun die der Freundschaft, oder der Freundschaften zu verstehen versuchen sollte« (Foucault 1985c, 55).

Aktualisierbarkeit der Stilistik der Existenz

Foucaults Erarbeitung einer *Ästhetik der Existenz* bleibt nicht auf der Ebene der historisch-genealogischen Darstellung, sondern stellt sich als ethisch-politisches Programm dar. Der Versuch, diese beide Elemente auszubalancieren, provoziert – wie ich zeigen werde – in den Texten spürbare Spannungen.

Foucaults Schriften beabsichtigen, das asketische Verständnis von Philosophie zu rehabilitieren, das der Antike zu eigen war, was u.a. in der Einleitung zu *Der Gebrauch der Lüste* deutlich wird. Ein derartiges Unternehmen betrachtet Foucault als der Geschichte zugehörig, dennoch führt er es nicht als Historiker durch. Es handelt sich vielmehr um das »Protokoll einer Übung«, die Übung der eigenen Transformation. Die Rehabilitierung der Stilistik der Existenz bedeutet nicht eine Übernahme des griechisch-römischen ethischen Modells. Die Antike scheint ihm »ein tiefer Irrtum gewesen zu sein«; die Griechen sind nicht bewunderswert (1984c, 38). Sie bieten keine Alternative: »Man findet nicht die Lösung eines Problems in der Lösung eines anderen Problems, das zu einem anderen Zeitpunkt von anderen Leuten aufgeworfen wurde« (1987a, 268). Foucault geht es nicht um ein vergessenes Prinzip, das die Philosophie wiederentdecken muß (1985a, 22). Dennoch hebt er die Bedeutung des Kontakts mit der antiken Philosophie hervor und betont den Beispielwert solcher ethischen Erfahrungen (1987a, 271).

Wie erklärt sich nun der Verzicht, das antike ethische Modell zu übernehmen, während man dieses zugleich als Beispiel bezeichnet? Der Grund dafür ist, daß Foucault die Aktualisierung der Stilistik der Existenz im Auge hat, sie jedoch in einen überindividuellen Kontext einführen will: den der *Freundschaft*.

Die Antike stellt eine moralische Erfahrung dar, die auf das Verhältnis zu sich (Ethik) zentriert und nicht auf irgendein gesellschaftliches, rechtliches oder institutionelles System bezogen war. Die gegenwärtige Situation erweist sich als ähnlich: »Die meisten von uns glauben nicht länger, daß Ethik in Religion begründet sei, aber wir wollen auch nicht, daß ein Rechtssystem in unser moralisches, persönliches, privates Leben eingreift. Neuere Befreiungsbewegungen leiden an der Tatsache, daß sie keine Grundlage finden können, auf die sie die Ausarbeitung einer neuen Ethik gründen können.« (1987a, 267)

Das Problem einer Ethik als der Form, die man seinem Leben geben kann (1984d, 21), wird wieder aktuell. Foucault fasziniert die Vorstellung des *Bios* als Stoff eines *Kunstwerks*.[1] Das Subjekt konstituiert sich durch »historisch analysierbare Praktiken«, welche in jeder Kultur vorzufinden sind (1987a, 273, 289; 1985a, 19).

Infolgedessen faßt Foucault die Selbstsorge als »vorrangigen und nutzbaren Widerstandspunkt gegen die politische Macht« (1985a, 13)[2] und sieht das politische Ziel in der Forderung *»neuer«* Subjektivitätsformen. Das Individuum erlangt Autonomie durch die Selbstpraktiken und durch die Verbindung der eigenen Transformationen mit politischen und sozialen Veränderungen. Das autonome, nicht-normierte Selbstverhältnis soll nicht im liberalen Sinne verstanden werden.[3] Es soll eher als eine *»anarchistische Subjektivität«* (vgl. Schürmann 1986, 305-8) aufgefaßt werden, denn es geht letzten Endes um die Befreiung vom Staat und von der an den Staat gebundenen Individualisierung. Dies wird deutlich, wenn die *Freundschaft* als die privilegierte Form dieser Subjektivierung untersucht wird.

Foucault plädiert für neue Selbstentwürfe, die nicht zwangsläufig ein angepaßtes Subjekt zur Folge haben: »Man kann sich eine Gestaltung der Existenz vorstellen, die nicht sonderlich gut ist im landläufigen Sinne des Wortes, die aber sehr intensiv ist« (Schmid/Schmidt 1993b, 132). Dies muß in Kauf genommen werden.[4] Foucault war ein »Krieger« (Veyne 1986, 934), und der Gebrauch der Philosophie besteht darin, »Krieg zu führen« (ebd., 937). Den »Krieg« als Metapher der Gesellschaft, welche er in den siebziger Jahren geprägt hat, gibt Foucault in den achtziger Jahren nicht auf (vgl. Honneth/Seitter 1989, 24f).

Die *Freundschaft* ist die Existenzform, die Foucault im Auge hat, wenn er an die mögliche Aktualisierung der Stilistik der Existenz denkt (vgl. 1984c, 41). Dabei beschränkt Foucault die Behandlung der Freundschaft fast nur auf die schwule Kultur und spricht somit von einem »gay life-style« (1988d, 292, 301f; 1985c, 54). Dies schließt jedoch die Erweiterung auf andere Gruppen nicht aus. Infolgedessen geht es darum, durch die Sexualität zu einer neuen Lebensweise zu gelangen (1984e, 85-90; 1984b, 109f). Diese Lebens- und Seinsweise, die durch Arbeit an sich selbst zu erlangen ist (1984b, 110; 1984e, 88), nimmt die Gestalt der Freundschaft an (1984e, 85f, 89; 1985c, 54f).

Freundschaft und Stilistik der Existenz

Die Beschäftigung mit der Freundschaftsproblematik erfährt in unseren Tagen eine Konjunktur. Foucault kam nicht mehr dazu, eine archäologisch-genealogische Freundschaftsanalyse durchzuführen, wenn er auch die Bedeutung eines derartigen Unternehmens betonte (1985c, 55). Eine Geschichte der Freundschaft würde, wie die Geschichte der Subjektivität, die verschiedenen Formen ans Licht bringen, die dieses Phänomen angenommen hat. Freundschaft heute heißt, von einem durch den Verlust organischer Bindungen eröffneten Raum Gebrauch zu machen; die Vielfalt möglicher Lebens-Formen zu testen, zu experimentieren. Dafür bietet Foucault kein Rezept, legt seine Aufmerksamkeit jedoch auf verschiedene Lebensweisen: u.a. homosexuelle Kultur und künstlerische Avantgarde.

In Foucaults letzten beiden Werken findet die Freundschaft keine Erwähnung, auch wenn sie in der Antike von großer Bedeutung war. Dafür wird sie in den letzten Gesprächen im Zusammenhang mit der Aktualisierbarkeit der Stilistik der Existenz erwähnt. Ein neuer Anachronismus? Dazu möchte ich folgende Hypothese vorschlagen: Das für die Antike konstitutive Freundschaftsverständnis stand vor dem Problem, die Reziprozität in der *philía*-Beziehung nur durch Aufhebung der

sexuellen Beziehungen einführen zu können. Die durch Aktivität, Asymmetrie und Penetrationszwang gekennzeichnete antike Sexualethik räumte der *philía* keinen Platz ein, zumal sie seit Platon Reziprozität nur auf Kosten des *eros*-Elementes zu erlangen vermochte. Die Trennung zwischen *eros* und *philía* bleibt konstant in der gesamten Freundschaftsgeschichte. Gerade diese Geschichte möchte Foucault umkehren, denn seine Rehabilitierung des Freundschaftsbegriffes als Form der *Stilistik der Existenz* versucht, das seit der Antike ausgelassene *eros*-Element in die Freundschaftsdynamik wieder einzubringen.

Im Gespräch mit Dreyfus und Rabinow bewegt sich Foucault in einem traditionellen Freundschaftsverständnis. Der Grund, warum Freundschaft in der *Geschichte der Sexualität* nicht behandelt wird, ist nicht, wie Dreyfus und Rabinow (1987, 305) glauben, daß Foucault in der Betonung der Systeme marginale Praktiken nicht beachtet: »Vergessen sie nicht, daß *Der Gebrauch der Lüste* ein Buch über Sexualethik ist, nicht ein Buch über Liebe oder Freundschaft oder Gegenseitigkeit« (1987a, 269). »Freundschaft ist wechselseitig und sexuelle Verhältnisse sind das nicht ... Wenn man Freundschaft hat, ist es schwierig, sexuelle Beziehungen zu haben« (ebd.). Es handelt sich um das traditionelle Dualitätsschema *eros* vs. *philía*. Dennoch heißt es im gleichen Gespräch: »Meine Frage lautet: Können wir uns eine Ethik der Handlungen und deren Lüste geben, die imstande ist, die Lust des anderen zu berücksichtigen? Ist die Lust des anderen etwas, das in unsere eigene Lust integriert werden kann – ohne Bezug auf Gesetz, Heirat und ich weiß nicht was?« (Ebd., 270)

Hier wird ein Sprung vollzogen: Er führt von der historischen Schilderung des Freundschaftsverständnisses der Antike zu ihrer möglichen Aktualisierung als intersubjektive, affektive Beziehung, in der die Lust des anderen beachtet werden kann. Um nichts anderes geht es in der anderen »Ökonomie der Körper und Lüste« als Widerstand gegen die moderne Macht, die am Schluß von *Der Wille zum Wissen* verlangt wird.[5]

Aus zwei Gründen hatte Foucault an der in der Antike praktizierten Freundschaft kein Interesse:

a) Dort handelte es sich um eine institutionalisierte Beziehungsform, die keinen Platz für das Experimentieren zuließ: »Freundschaftsbeziehungen ... spielten eine wichtige Rolle, es gab jedoch für sie zusätzlich einen institutionellen Rahmen – mit einem System von Zwängen, Aufgaben, gegenseitigen Verpflichtungen, einer Hierarchie zwischen Freunden usw. Ich glaube nicht, daß wir ein solches Modell nachahmen sollten« (1982b, 38).

Die Freundschaft hatte in der klassischen griechischen Polis eine sozialintegrative Funktion. Freundschaftsbeziehungen bildeten die Grundeinheit der Polis und hielten sie zusammen: »Wie wichtig die emotional-expressiven Werte für die Freundschaft auch sind, sie bilden keine in sich geschlossene Gruppe, sondern gehören als Bestandteil dem System der gesellschaftlichen Beziehungen an, die sie von außen (durch Gesetze) und von innen (durch das Tugendideal) regeln und lenken.« (Kon 1979, 40, 44)[6] Heute wird es jedoch durch Freisetzungs- und Differenzierungsprozesse möglich, »ohne die Liebe zum Organischen auszukommen«; es gibt »Gelegenheiten, den organischen Bindungen von Religion, Familie, Arbeit und Gemeinschaft zu entkommen, die früher viele Gesellschaften

zusammengehalten haben« (Sennett, in Foucault/Sennett 1984, 31). Das Phänomen der Freundschaft wird erst in einem zeitgenössischen Kontext attraktiv: »Wo die eher traditionelle Gesellschaft Nähebeziehungen normativ vorgibt und Aufgaben von Freundschaft institutionalisiert sind, erlaubt die individualisierte Gesellschaft das autonome Herstellen enger Beziehungen zu unterschiedlichsten Personen auf verschiedensten Interessengebieten« (Nötzoldt-Linden 1994, 216).

b) Freundschaft in der Antike basierte auf der Auslassung der sexuellen Beziehungen. Diese zu rehabilitieren heißt für Foucault, die *eros*-Komponente in der *philía*-Beziehung wieder einzuführen, was nicht heißen soll, daß jede Freundschaft sexuellen Charakter hat. Nichtdestotrotz soll folgendes beachtet werden: 1. Die Auseinandersetzung mit der Freundschaft findet im Zusammenhang mit der Analyse neuer homosexueller Lebensformen statt, denn »die Homosexualität bietet eine historische Gelegenheit, bestehende Möglichkeiten von Beziehungen und Gefühlen wieder zu erschließen, und dies nicht so sehr aufgrund der ›wahren‹ Eigenschaften des Homosexuellen als deswegen, weil dieser gewissermaßen ›schräg‹ liegt und so Diagonalen ins soziale Gewebe einzuzeichnen vermag, die diese Möglichkeiten erscheinen lassen« (1984e, 90). 2. Die sadomasochistischen Praktiken (als wichtiger Bestandteil homosexueller Askese) bieten Foucault wichtige Anregungen für sein Freundschaftsverständnis (Anwesenheit und Kontrolle von Machtverhältnissen, Reziprozität etc.). 3. Foucaults Rehabilitierung der Freundschaft beruht auf der Möglichkeit, die »Sexualität nunmehr zum Aufbau vielfältiger Beziehungen zu nutzen« (ebd., 86). 4. Eine neue »Ökonomie der Körper und Lüste« soll die seit der Antike vorhandene Trennung von Begehren und Lüsten mit der darauffolgenden Privilegierung des Begehrens und der Auslassung der Lüste überwinden, zugunsten eines Verhältnisses, das auf die gegenseitige Lustintensivierung abzielt. Insofern unterliegt Wilhelm Schmid (1991c, 346) einem Mißverständnis, wenn er behauptet: »Die Ethik der Freundschaft, an die Foucault denkt und die den Charakter einer Sympathieethik hat, kann nicht durch sexuelle Verhältnisse definiert sein.« Dasselbe gilt für Frederic-Yves Jeannet (1994, 33), der eine Analyse der Freundschaftsauffassung Foucaults beabsichtigt, während er zugleich das Buch von James Miller, *The Passion of Michel Foucault*, wegen der Beziehung zwischen Sadomasochismus und Philosophie kritisiert. Die einzige von Foucault vorgeschlagene Definition von Freundschaft (auf die Homosexualität bezogen) lautet: Freundschaft ist »die Summe all dessen, womit sie [die Männer, FGO] einander *Freude* bereiten können«.[7]

Foucault weist auf die Ambivalenz zwischen Freundschaft und Liebe im Christentum hin. Die Freundschaft war immer verdächtig, und die Liebe fungierte als Befreiung von ihr (Althusser 1993, 309ff). Das Primat der Freundschaft als höchster Tugend in der Antike verschwindet mit dem Aufkommen des Christentums. Besonders Augustinus wird zum Architekten dieser Transformation. Freundschaft als intensive menschliche Bindung wird einem egoistischen Charakter zugewiesen, der als Ablenkung der Liebe zu Gott angesehen wird (Nötzoldt-Linden 1994, 39; McNamara 1964, 106). Für Augustinus bestand das Problem darin, die *philía* mit der Liebe zu Gott zu versöhnen. Die antike *philía* wird durch die *agape* und die Nächstenliebe (der Nächste ist ein abstrakter Nächster und kein konkretes Individuum) ersetzt: »Nächstenliebe ist jedoch eher eine moralische Haltung denn

ein Beziehungsprozeß. Die Abwendung vom Irdischen, Körperlichen, Zwischenmenschlichen und die Verlegung der Freundschaft hinein in das Individuum und dessen geistige Haltung zu Gott impliziert auch gesellschaftliche Passivität, obwohl diese Freundschaft relativ intellektuell ist. Durch Gebet und Opferbringen für die Freunde wird das Standessystem kaum gefährdet, durch solidarisches Alltagshandeln hingegen schon« (Nötzoldt-Linden 1994, 48).

Andere Kommentare Foucaults zur Freundschaftsgeschichte beschränken sich auf das Zerfallen der monosexuellen Gesellschaft im 18. Jahrhundert (1984b, 99). Das Verschwinden der Freundschaft ist auf die Tatsache zurückzuführen, daß diese in der aristokratischen Gesellschaft bestimmte sozio-politische Aufgaben erfüllte, die durch das Einsetzen neuer politischer Strukturen verhindert wurden: »Die Armee, die Bürokratie, die Verwaltung, die Lehre (im modernen Sinne des Wortes) können nicht mit intensiven Beziehungen funktionieren. Ich denke, daß man in allen diesen Institutionen ein Bemühen sehen kann, diese affektiven Beziehungen zu verringern oder zu beschränken« (1985c, 55).

Solange die Freundschaft sozial und kulturell akzeptiert wurde, stellte die Homosexualität kein Problem dar, aber als die Freundschaft als kulturell tolerierte Beziehungsform auseinanderfällt, stellt sich die Frage: »Was machen die Männer (les hommes) zusammen?« Die Homosexualität wird zum soziopolitisch-medizinischen Problem. Diese Überlegungen (denen Foucault nur einen Hypothesencharakter verleiht) werden von Bedeutung sein, wenn die Frage nach der in jeder sexuellen Entscheidung implizierten Lebensweise aufgeworfen wird.

Zu einer homosexuellen Askese und Lebensweise

Freundschaft heißt für Foucault hauptsächlich homosexuelle Freundschaft. Dies schließt jedoch die Erweiterung auf heterosexuelle Kreise nicht aus. Vorwiegend interessieren ihn die Möglichkeiten, welche der homosexuellen Kultur heutzutage zur Verfügung stehen, um Formen von Freundschaft neu zu erfinden. Die Stilistik der Existenz zu demokratisieren, wie Hans Herbert Kögler (1994, 190) vorschlägt, kann in der Freundschaft keine Erfüllung finden, weil deren transgressives Potential gerade in ihrer minoritären Natur liegt. Sie zu demokratisieren hieße, ihr einen majoritären Charakter zu verleihen (Deleuze 1994, 205).

Foucaults Untersuchungen zur antiken *Stilistik der Existenz* führten zur Rehabilitierung und Aufwertung der Askese-Praxis. Die Askese ist die Tätigkeit der Selbstausarbeitung und -konturierung. Auch in der Diskussion über die Freundschaft hat die Askese eine Rolle zu spielen, denn durch die Selbstpraktiken[8] kann man zu einer *homosexuellen Askese* gelangen, die »uns an uns selbst arbeiten und eine Lebensart erfinden (ich sage nicht entdecken!) läßt, die noch unwahrscheinlich scheint« (1984e, 88). Sexuelle Entscheidungen haben eine existentielle Dimension, denn sie durchdringen das ganze Leben und können es verändern. Es geht darum, aus solchen Entscheidungen Lebensweisen zu kreieren: »Ich würde nun sagen, daß man seine Sexualität dazu verwenden soll, neue Beziehungsformen zu entdecken und zu erfinden. Schwul sein heißt im Werden sein.« (1984b, 109f) Die Sexualität sollte dazu gebraucht werden, freie, schöpferische Lebensweisen zu erfinden; insofern entwickelt sich das Problem der Homosexualität zu einem Problem der Freundschaft (1984e, 86).

sollten fähig sein, ihre eigenen Gesetze nicht in Institutionen, sondern in anderen möglichen Trägern zu finden, was überhaupt nicht der Fall ist!« (1982b, 38)

Foucault zufolge leben wir in einer Welt, in der die sozialen Institutionen dazu beigetragen haben, die Zahl der möglichen Beziehungen zu begrenzen. Der Grund dieser Beschränkung liegt darin, daß eine Gesellschaft, welche die Zunahme der möglichen Beziehungsformen zuließe, schwieriger zu verwalten und zu kontrollieren wäre. Der homosexuelle Kampf zielt demzufolge auf ein neues »Beziehungsrecht« ab, das die Existenz aller möglichen Beziehungsformen erlaubt, anstatt sie zu verhindern oder zu blockieren.

Die Möglichkeit, neue freie Formen von Sozietät zu errichten, ist durchaus auch für die heterosexuelle Gemeinschaft möglich. Der Kampf um ein neues Beziehungsrecht soll Heterosexuelle miteinbeziehen (1982b, 39). Aufgrund des »minoritären« Charakters der Homosexuellen können sie ein schöpferisches Werden erfahren, das die Erschließung neuer Formen des Miteinanderseins erlaubt, ein Homosexuell-Werden, das sogar die nicht Homosexuellen affiziert (Deleuze 1993b, 246ff; 1994, 205ff; ders./Guattari 1992, 146f, 336f, 385ff). Denn im Homosexuell-Werden des Heterosexuellen, d.h. im Sich-affizieren-Lassen von ihrem Potential, liegt eine bedeutende Widerstandsmöglichkeit. Diesem minoritären Charakter steht die Forderung nach Gleichberechtigung, welche dem größten Teil der homosexuellen – aber auch der feministischen und antirassistischen – Bewegungen eigen ist, diametral entgegen. Die politische/transgressive Dimension der Freundschaft liegt gerade in der Ablehnung aufgezwungener Beziehungs- und Subjektivitätsformen. So betont Foucault (1980, 220) schon 1977 die Gewinne der Frauenbewegungen, welche sich vom Diskurs des »Sexualitätsdispositivs« distanziert haben und nach neuen Formen von Gemeinschaft und Lust streben. In der feministischen Diskussion (Friedman 1989, 275ff) hat der Begriff der Freundschaft eine wichtige Bedeutung und bildet eine Alternative zu dem immer wiederkehrenden Diskurs der sexuellen Befreiung. Freundschaft bietet die Gelegenheit, Gemeinschaft und Gesellschaft von der individuellen Ebene einer freien, nichtinstitutionalisierten, intensiven, auf Gegenseitigkeit und Vertrauen aufbauenden Beziehungsform aus zu konstituieren.

Freundschaft bietet die Möglichkeit, die Spannung zwischen Individuum und Gesellschaft durch das Schaffen eines Zwischenraumes (eine kollektive Subjektivierung) zu überwinden, welcher sowohl individuelle Bedürfnisse als auch kollektive Zielbestrebungen berücksichtigt und deren Interaktion betont. Subjektivierungsprozesse deuten auf die Produktion von Existenzweisen und Gemeinschaftsformen, auf die Erfindung von Lebensmöglichkeiten hin (Deleuze 1987, 145; 1991a, 143; 1993c, 166; 1991b, 155f; ders./Parnet 1980, 100). Nicht alle Subjektivierungen folgen einem Subjektmodus, es gibt Subjektivierungen ohne Subjekt (Ereignistypus) und auch kollektive Subjektivierungen, zu denen Freundschaft gehört. Das Projekt einer Ethik der Freundschaft liegt in der Suche nach Orten, an denen Subjektivität produziert wird: »Welches ist unsere Ethik, wie produzieren wir eine künstlerische Existenz, welches sind unsere Subjektivierungsprozesse, die nicht auf unsere moralischen Codes reduzierbar sind? (...) Ist von den aktuellen Gemeinschaften etwas zu erwarten?« (Deleuze 1993c, 165) Um diese Fragen sollte die Reflexion über die Freundschaft heutzutage kreisen.

solche Lebensformen die Idee des leeren Programms zum Ausdruck bringen, wie es z.B. in den 68er Jahren der Fall war.

Für Foucault ist die Freundschaft ein Verhältnis zum anderen, das weder die Form konsensueller Einhelligkeit noch die von direkter Gewalt hat. Die Beziehung zum anderen ist eine agonistische, die einem wesentlichen Antagonismus entgegensteht, ein »Verhältnis, das zugleich gegenseitige Anstachelung und Kampf ist, weniger von einer Opposition Kopf an Kopf, die sie einander gegenüber blockiert als eine fortwährende Provokation« (1987c, 256). Agonistische Beziehungen heißen freie Beziehungen, die auf gegenseitige Herausforderung/Anregung und nicht auf Unterwerfung des anderen abzielen.

Macht bedeutet ein strategisches Spiel. In der neuen Ethik der Freundschaft geht es darum, innerhalb der Machtbeziehungen mit einem Minimum an Herrschaft zu spielen, eine intensive und bewegliche Beziehungsform zu entwerfen, die es nicht gestattet, Machtbeziehungen zu Herrschaftszuständen werden zu lassen. Gerade dieses Spiel mit der Macht (als die Möglichkeit, das Verhalten des anderen zu lenken, dieses anzuregen) macht die Freundschaft faszinierend: »Je freier die Leute in ihrer Beziehung zueinander sind, desto größer ist ihre Lust, das Verhalten der jeweils anderen zu bestimmen. Je offener das Spiel, desto verlockender und faszinierender ist es« (1985a, 27f). Eine aus Machtstrukturen bestehende Freundschaftsauffassung widerspricht der in der Soziologie und Sozialphilosophie gängigen Vorstellung, welche diese als eine auf Transparenz und Wahrheit der Information angelegte freiwillige Beziehung betrachtet (Nötzoldt-Linden 1994, 149). Gerade Ungleichheit, Hierarchie und Brüche können Freundschaftsbeziehungen konstituieren. Denn was für ein Interesse könnten Gleiche aneinander haben?

Freundschaft läßt sich nach Onfray (1993, 233) durch drei Eigenschaften erfassen, die ihren Ungleichheits- und Hierarchiecharakter betonen: Ein als wählerisch, aristokratisch und asozial bestimmtes Freundschaftsverhältnis widersteht den demokratischen Prinzipien, die zu ihrer Kodifizierung geführt haben. Freundschaft steht über dem Recht, dem Gesetz, der Familie, den sozialen Instanzen: »Man ist Freund, bevor man Bürger wird, und machmal trotz des Bürgerstatus. Daher ihre radikale atomische Funktion und ihr asozialer Charakter« (ebd., 235).

Freundschaft als freie Form von Sozietät

Die schöpferischen Möglichkeiten der Homosexualität werden nicht ausgeschöpft, wenn man ihren Kampf als einen für gleiche Rechte (Heirat etc.) erfaßt.[10] Dies hieße, die bis jetzt auf Heterosexuelle begrenzten Formen von Gemeinschaft auf die Homosexuellen zu erweitern, anstatt neue und nicht institutionalisierbare Existenzformen zu erfinden: »Daß jemandem im Namen der Achtung vor individuellen Rechten erlaubt ist, zu tun, was er will, großartig! Aber, wenn das, was wir wollen, die Schaffung einer neuen Lebensweise ist, dann ist die Frage nach individuellen Rechten eher belanglos. Tatsächlich leben wir in einer legalen, sozialen und institutionellen Welt, in der die einzig möglichen Beziehungen extrem wenig, extrem vereinfacht und extrem arm sind. Natürlich gibt es die grundlegende Beziehung der Ehe und Familienbeziehungen, aber wie viele andere Beziehungen sollten existieren,

sollten fähig sein, ihre eigenen Gesetze nicht in Institutionen, sondern in anderen möglichen Trägern zu finden, was überhaupt nicht der Fall ist!« (1982b, 38)

Foucault zufolge leben wir in einer Welt, in der die sozialen Institutionen dazu beigetragen haben, die Zahl der möglichen Beziehungen zu begrenzen. Der Grund dieser Beschränkung liegt darin, daß eine Gesellschaft, welche die Zunahme der möglichen Beziehungsformen zuließe, schwieriger zu verwalten und zu kontrollieren wäre. Der homosexuelle Kampf zielt demzufolge auf ein neues »Beziehungsrecht« ab, das die Existenz aller möglichen Beziehungsformen erlaubt, anstatt sie zu verhindern oder zu blockieren.

Die Möglichkeit, neue freie Formen von Sozietät zu errichten, ist durchaus auch für die heterosexuelle Gemeinschaft möglich. Der Kampf um ein neues Beziehungsrecht soll Heterosexuelle miteinbeziehen (1982b, 39). Aufgrund des »minoritären« Charakters der Homosexuellen können sie ein schöpferisches Werden erfahren, das die Erschließung neuer Formen des Miteinanderseins erlaubt, ein Homosexuell-Werden, das sogar die nicht Homosexuellen affiziert (Deleuze 1993b, 246ff; 1994, 205ff; ders./Guattari 1992, 146f, 336f, 385ff). Denn im Homosexuell-Werden des Heterosexuellen, d.h. im Sich-affizieren-Lassen von ihrem Potential, liegt eine bedeutende Widerstandsmöglichkeit. Diesem minoritären Charakter steht die Forderung nach Gleichberechtigung, welche dem größten Teil der homosexuellen – aber auch der feministischen und antirassistischen – Bewegungen eigen ist, diametral entgegen. Die politische/transgressive Dimension der Freundschaft liegt gerade in der Ablehnung aufgezwungener Beziehungs- und Subjektivitätsformen. So betont Foucault (1980, 220) schon 1977 die Gewinne der Frauenbewegungen, welche sich vom Diskurs des »Sexualitätsdispositivs« distanziert haben und nach neuen Formen von Gemeinschaft und Lust streben. In der feministischen Diskussion (Friedman 1989, 275ff) hat der Begriff der Freundschaft eine wichtige Bedeutung und bildet eine Alternative zu dem immer wiederkehrenden Diskurs der sexuellen Befreiung. Freundschaft bietet die Gelegenheit, Gemeinschaft und Gesellschaft von der individuellen Ebene einer freien, nichtinstitutionalisierten, intensiven, auf Gegenseitigkeit und Vertrauen aufbauenden Beziehungsform aus zu konstituieren.

Freundschaft bietet die Möglichkeit, die Spannung zwischen Individuum und Gesellschaft durch das Schaffen eines Zwischenraumes (eine kollektive Subjektivierung) zu überwinden, welcher sowohl individuelle Bedürfnisse als auch kollektive Zielbestrebungen berücksichtigt und deren Interaktion betont. Subjektivierungsprozesse deuten auf die Produktion von Existenzweisen und Gemeinschaftsformen, auf die Erfindung von Lebensmöglichkeiten hin (Deleuze 1987, 145; 1991a, 143; 1993c, 166; 1991b, 155f; ders./Parnet 1980, 100). Nicht alle Subjektivierungen folgen einem Subjektmodus, es gibt Subjektivierungen ohne Subjekt (Ereignistypus) und auch kollektive Subjektivierungen, zu denen Freundschaft gehört. Das Projekt einer Ethik der Freundschaft liegt in der Suche nach Orten, an denen Subjektivität produziert wird: »Welches ist unsere Ethik, wie produzieren wir eine künstlerische Existenz, welches sind unsere Subjektivierungsprozesse, die nicht auf unsere moralischen Codes reduzierbar sind? (...) Ist von den aktuellen Gemeinschaften etwas zu erwarten?« (Deleuze 1993c, 165) Um diese Fragen sollte die Reflexion über die Freundschaft heutzutage kreisen.

Zusammenfassend kann man sagen, daß die Aktualisierungsbemühungen der antiken Stilistik der Existenz in einer Ethik der Freundschaft gipfeln. Freundschaft überschreitet für Foucault die traditionelle Teilung *eros/philía* und bedeutet die Möglichkeit, aus einer sexuellen Entscheidung eine Lebensweise zu entwerfen. Besonders die Homosexuellen haben eine historische Chance, ihre Sexualität zum Aufbau neuer Existenzformen zu gebrauchen. Diese neuen, vielgestaltigen, unter dem Begriff *Freundschaft* subsumierten Gemeinschafts- und Beziehungsformen stehen den normierten und vorgegebenen Beziehungsformen entgegen. Deshalb soll das Ziel des homosexuellen (auch des feministischen und antirassistischen) Kampfes nicht darin bestehen, gleiche Rechte zu fordern, sondern ein neues Beziehungsrecht anzustreben. Für Heterosexuelle gilt es, mit einem »Homosexuell-Werden« zu experimentieren, das auch zu einer Suche nach alternativen Formen von Sozietät führt.

Bedauerlicherweise hat die Foucault-Rezeption bisher die Freundschaftsproblematik ignoriert. Diese wahrzunehmen bietet eine Gelegenheit, die sozialphilosophische Dimension seines Denkens zu erfassen. Ein Denken, das nicht im Individualismus gipfelt, sondern versucht, in abgenutzte und starre soziale Beziehungen Bewegung und Phantasie einzuführen. Foucault wollte mit der Aktualisierung der Freundschaft zeigen, daß die in unserer Gesellschaft möglichen Formen des Zusammenlebens sich nicht in der Familie oder Ehe erschöpfen. Es ist möglich, neue Arten und Weisen menschlichen Miteinanderseins zu erschließen, die besondere Intensität und Freude erzeugen. Hier liegt die Herausforderung eines Nachdenkens über Freundschaft und das Erbe Michel Foucaults.

Anmerkungen

1 Vgl. Foucault 1987a, 272ff; 1988b, 14. Sogar der Selbstmord wird aus dieser Perspektive betrachtet (vgl. 1984a, 56f). Wilhelm Schmid hat in mehreren Veröffentlichungen die Aktualität dieser Aufhebung der Trennung zwischen Kunst und Leben untersucht (vgl. u.a. 1988, 384ff; 1991a, 650; 1991b, 82-87; 1991c, 243, 302f; 1993a, 74f).

2 Foucault 1985b, 54. Dies wird jedoch von Foucault selber zwei Jahre später relativiert, was nicht heißt, daß somit die Selbstsorge an Bedeutung verliert, sondern, daß er zwischen Machtbeziehungen und Herrschaftszuständen unterscheidet (vgl. 1985a, 27).

3 Richard Rorty (1992, 328-33) bedauert die französische Rezeption Foucaults, die ihn als »Anarchist« liest und nicht als einen »guten Liberalen«, wie er selbst und W.E. Connolly (1993, 151-58) es durch den Vergleich der Foucaultschen »ethical sensibility« mit einem »ethos of democracy« tun. Vgl. Miller 1993, 384: »Foucault's lifework, as I have come to understand it, is far more unconventional – and far more discomfiting – than some of his ›progressive‹ admirers seem ready to admit. Unless I am badly mistaken, Foucault issued a brave and basic challenge to nearly everything that passes for ›right‹ in Western culture – including nearly everything that passes for ›right‹ among a great many of America's left-wing academics«.

4 In der Antike war die *Ästhetik der Existenz* Sache von wenigen; sie war auf eine kleine Gruppe beschränkt, die ihrem Leben eine schöne Form geben wollte. Wenn es um ihre Aktualisierung geht, muß die Frage des Elitismus und der möglichen Gefahren, die solche Rahabilitierung mit sich bringt, aufgeworfen werden. Man denke an die Versuche einer Vergegenwärtigung der *Ästhetik der Existenz* durch den Dandyismus oder den politischen Anarchismus. Deleuze (1991a, 165; 1993a, 135) bringt dies auf den Punkt, wenn er das Subjekt als eine »Weise der Intensität« definiert.

5 Das Verdienst Dreyfus' und Rabinows ist es, die Freundschaft als Widerstandselement hervorgehoben zu haben, wenn es um eine neue Ökonomie der Körper und Lüste geht. Dennoch haben sie dabei zwei wichtige Aspekte übersehen: einerseits die Tatsache, daß Foucault selber schon an die Freundschaft als »Grundlage für eine befriedigendere Beschreibung einer nicht-reaktiven Weise des Widerstandes« gedacht hat, und andererseits, daß Foucault das Freundschaftsphänomen einem Transformationsprozeß unterzieht, der es erlaubt, die *eros*-Komponente einzuholen.

6 Vgl. Onfray 1993, 236; Nötzoldt-Linden 1994, 37f; Easterling 1989, 11ff; Fraisse 1974, 202ff. In der Gegenwart vertritt der symbolische Interaktionismus von Suttles (1970) einen ähnlichen Ansatz, wenn die Freundschaft als eine »soziale Institution« behandelt wird. Demgegenüber bietet sie für Foucault eine Gelegenheit, »Fluchtlinien« (Deleuze) in institutionelle Gebilde einzuzeichnen.

7 Foucault 1984e, 87; Hervorh. FGO. In der deutschen Übersetzung ist der schwerwiegende Fehler begangen worden, »plaisir« durch »Freude« zu übersetzen. Dies führt dazu, daß meine Interpretation, wonach Foucaults Rehabilitierung des Phänomens der Freundschaft auf die Einholung des *eros*-Elements abzielt, schwer nachzuvollziehen ist. Daß für Foucault »plaisir« mehr als einfach nur »Freude« heißt (oder mit anderen Worten, daß für ihn »Freude« eher mit Lust und Leidenschaft als mit Glückseligkeit zu tun hat), sollte mittlerweile klar sein. Das französische Original lautet: »L'amitié: c'est-à-dire la somme de toutes les choses à travers lesquelles, l'un à l'autre, on peut se faire *plaisir*« (*»De l'amitié comme mode de vie«*; Hervorh. FGO). Foucaults Verständnis von Freundschaft bezieht sich – wie ich glaube – auf das, was er unter *Leidenschaft* (»passion«) versteht. Vgl. dazu das Gespräch mit Werner Schroeter (1982a, 39-47). Eine geeignete Übersetzung von *»plaisir«* ist m. E. *»Vergnügen«*, wie der Titel eines Textes von Foucault andeutet: »Ein ganz harmloses Vergnügen« (»Un plaisir si simple«).

8 Der Begriff *Selbstpraktik* bringt eine andere und aktualisierte Bezeichnung für die Askese ans Licht, welche in der homosexuellen Kultur sadomasochistische Praktiken einschließt (als ein auf eine desexualisierte Lust jenseits des Diskurses der Sexualität abzielendes wechselseitiges Machtspiel). Vgl. u.a. Foucault 1985c, 55; 1988d, 298ff; Miller 1993, 253ff; Kögler 1994, 149ff; Champagne 1991, 185ff.

9 Die Idee eines *»leeren«* Programms (vgl. Foucault 1984e, 92f) behält nur die Form, die Idee (in diesem Fall die mögliche Erfindung neuer Beziehungsformen) bei und schafft einen »Hohlraum«, der in jedem einzelnen Fall (individuelle Unterschiedlichkeit) verschieden ausgefüllt werden kann.

10 Foucault (1988d, 288f) erwähnt, daß der Versuch der Homosexuellen, dem politischen Modell folgend sich als eine soziale Klasse zu konstituieren, nicht gelungen ist, weil die Homosexuellen keine soziale Klasse bilden.

Literaturverzeichnis

Althusser, L., 1993: Die Zukunft hat Zeit. Frankfurt/M

Champagne, J., 1991: »Interrupted Pleasure: A Foucauldian Reading of Hard Core/A Hard Core (Mis)Reading of Foucault«. In: Boundary 18 (2)

Connolly, W. E., 1993: The Augustinian Imperative. Newbury Park/Ca

Deleuze, G., 1987: Foucault. Frankfurt/M

ders., 1991a: »Das Leben als Kunstwerk«. In: Schmid, W. (Hg.): Denken und Existenz bei Michel Foucault. Frankfurt/M

ders., 1991b: »Was ist ein Dispositiv?« In: Ewald, F., und W. Waldenfels (Hg.): Spiele der Wahrheit. Michel Foucaults Denken. Frankfurt/M

ders., 1993a: »Die Dinge aufbrechen, die Worte aufbrechen«. In: Unterhandlungen 1972/1990. Frankfurt/M

ders., 1993b: »Kontrolle und Werden«. In: Unterhandlungen 1972/1990. Frankfurt/M

ders., 1993c: »Ein Porträt Foucaults«. In: Unterhandlungen 1972/1990. Frankfurt/M

ders., 1994: »Philosophie und Minorität«. In: Vogl, J. (Hg.): Gemeinschaften. Positionen zu einer Philosophie des Politischen. Frankfurt/M

ders., und F. Guattari, 1992: Tausend Plateaus. Berlin

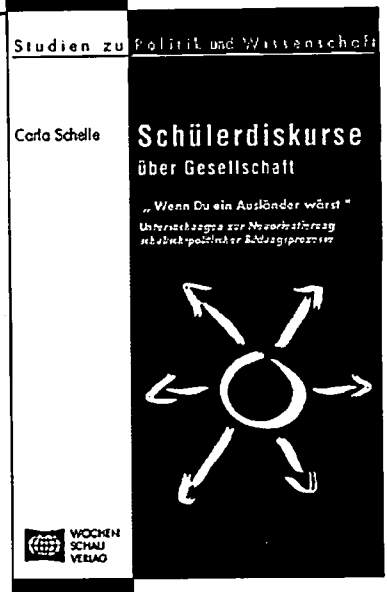
ders., und C. Parnet, 1980: Dialoge. Frankfurt/M

Dreyfus, H., und P. Rabinow, 1987: Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik. Frankfurt/M
Easterling, P., 1989: »Friendship and the Greeks«. In: Porter, R., und Tomaselli (Hg.): The Dialectics of Friendships. London
Foucault, M., 1980: »The Confession of the Flesh«. In: Power/Knowledge. New York
ders., 1982a: »Conversation avec Werner Schroeter«. In: Courant, G.: Werner Schroeter. Paris
ders., 1982b: »The Social Triumph of Sexual Will«. In: Christopher Street, 64
ders., 1984a: »Ein ganz harmloses Vergnügen«. In: Von der Freundschaft. Berlin
ders., 1984b: »Geschichte und Homosexualität«. In: Von der Freundschaft. Berlin
ders., 1984c: »Le retour de la morale«. In: Les nouvelles littéraires, 28.6.
ders., 1984d: »Le souci de la vérité«. In: Magazine littéraire, 207
ders., 1984e: »Von der Freundschaft als Lebensweise«. In: Von der Freundschaft. Berlin
ders., 1985a: »Freiheit und Selbstsorge«. In: Freiheit und Selbstsorge. Frankfurt/M
ders., 1985b: »Hermeneutik des Subjekts«. In: Freiheit und Selbstsorge. Frankfurt/M
ders., 1985c: »Que fabriquent donc les hommes ensemble?« In: Le Nouvel Observateur, 22.11.
ders., 1987a: »Zur Genealogie der Ethik«. Nachwort zur Dreyfus, H., und Rabinow, P.: Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik. Frankfurt/M
ders., 1987b: »Jenseits von Gut und Böse. Gespräch mit den Studenten«. In: Von der Subversion des Wissens. Frankfurt/M
ders., 1987c: »Das Subjekt und die Macht«. Nachwort zur Dreyfus, H., und Rabinow, P.: Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik. Frankfurt/M
ders., 1988a: »Le gai savoir«. In: MEC magazine 6-7
ders., 1988b: »The Minimalist Self«. In: Politics, Philosophy, Culture 1977-1984. New York, London
ders., 1988c: »Practicing Criticism«. In: Politics, Philosophy, Culture 1977-1984. New York, London
ders., 1988d: »Sexual Choice, sexual Act: Foucault and Homosexuality«. In: Politics, Philosophy, Culture 1977-1984. New York, London
ders., 1988e: »Social security«. In: Politics, Philosophy, Culture 1977-1984. New York, London
ders., und R. Sennett, 1984: »Sexualität und Einsamkeit«. In: Von der Freundschaft. Berlin
Fraisse, J.-C., 1974: Philia. La notion d'amitié dans la philosophie antique. Paris
Friedman, M., 1989: »Feminism and Modern Friendship: Dislocating the Community«. In: Ethics 99
Honneth, A., und W. Seitter, 1989: »Foucault = Kant minus X?«. In: Spuren 26/27
Jeannet, F-Y., 1994: »La muerte de Michel Foucault«. In: La Jornada Semanal 250, 27.3.
Kögler, H. H., 1994: Michel Foucault. Stuttgart, Weimar
Kon, I. S., 1979: Freundschaft. Geschichte und Sozialpsychologie der Freundschaft als soziale Institution und individuelle Beziehung. Hamburg
McNamara, M. A., 1964: Friends and Friendship for Saint Augustine. New York
Miller, J., 1993: The Passion of Michel Foucault. New York
Nötzoldt-Linden, U., 1994: Freundschaft. Zur Thematisierung einer vernachlässigten soziologischen Kategorie. Opladen
Onfray, M., 1993: La sculpture de soi. La morale esthétique. Paris
Rorty, R., 1992: »Moral identity and private autonomy«. In: Michel Foucault Philosopher. New York, London
Schmid, W., 1988: »Exerzitien der Existenz. Kunst und Lebenskunst bei Edgar Degas«. In: ders. (Hg.): Wege zu Edgar Degas. München
ders., 1991a: »Das Dasein – ein Kunstwerk. Zum Verhältnis von Kunst und Lebenskunst bei Nietzsche«. In: Deutsche Zeitschrift für Philosophie 6
ders., 1991b: »Kunst und Leben. Anmerkungen zu einer wieder auflebenden Diskussion«. In: Merkur 502
ders., 1991c: Auf der Suche nach einer neuen Lebenskunst. Frankfurt/M
ders., 1993a: Was geht uns Deutschland an? Frankfurt/M
ders., und H. Schmidt, 1993b: »Philosophieren über Lebenskunst«. In: Deutsche Zeitschrift für Philosophie 1
Schürmann, R., 1986: »On constituting oneself an anarchistic subject«. In: Praxis International 6
Suttles, G. D., 1970: »Friendship as a social institution«. In: McCall, G. J. u.a. (Hg.): Social Relationships. Chicago
Veyne, P., 1986: »Le dernier Foucault et sa morale«. In: Critique 471/472

Studien zu Politik und Wissenschaft

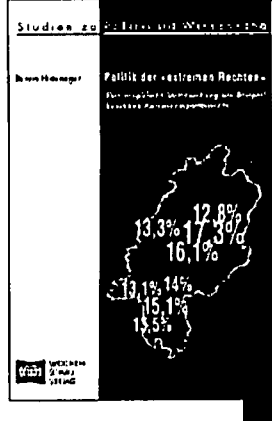
SPW

In der Reihe »Studien zu Politik und Wissenschaft« werden ausgewählte und beispielhafte Forschungsberichte und Studien, herausragende Habilitationen und Dissertationen aus dem Fachgebiet Politik und politische Bildung veröffentlicht.



Grundlage der Studie sind langfristige Unterrichtsbeobachtungen und Interviews mit überwiegend Hauptschulpflichtigen aus Abgangsklassen, aus denen neue Erkenntnisse über die Fähigkeiten Jugendlicher zur Verarbeitung von Konfliktsituationen erwachsen. Die Untersuchung führt im Ergebnis zu einem Plädoyer für eine Neuorientierung schulisch-politischer Bildungsprozesse.

Carla Schelle: **Schülerdiskurse über Gesellschaft – »Wenn du ein Ausländer wärst«. Untersuchungen zur Neuorientierung schulisch-politischer Bildungsprozesse**
368 Seiten, DM 58,00; ISBN 3-87920-497-7



Benno Hafeneger: **Politik der »extremen Rechten« – Eine empirische Untersuchung am Beispiel der hessischen Kommunalparlamente**
64 Seiten, DM 19,80
ISBN 3-87920-499-3

Wilmar Steup: **Mensch und neue Maschinensysteme. Künstliche Intelligenz und Sprachverarbeitung in der politischen Bildung**
– mit Diskette
348 Seiten, DM 68,00
ISBN 3-87920-498-5

Adolf-Damaschke-Str. 103
65824 Schwalbach/Ts.
Tel.: 06196 / 84010
Fax: 06196 / 86060

WOCHEN SCHAU VERLAG

Eun-JeungLee

Die Legitimation der Herrschaft Kim Il Sungs in Nordkorea[1]

Nach der Kündigung des Atomwaffensperrvertrages 1992 und der Zuspitzung des Konflikts mit den USA stand Nordkorea für einige Zeit im Mittelpunkt der Weltöffentlichkeit. Die über Jahrzehnte eingeübten Vor-Urteile und Vor-Verurteilungen feierten Urstände. Von dem dortigen »staatsterroristischen Regime«, »dem letzten Gulag«, dem »Hort internationaler Verschwörung«, dem »Staat des roten Tyrannen Kim Il Sung« war wieder zu hören (Werning 1988, 7). Das sich nunmehr seit 1948 in monolithischer Geschlossenheit behauptende Regime, das selbst den Kalten Krieg überlebt hat, wurde in erster Linie als Paria der Weltgemeinschaft wahrgenommen. Der »rote Tyrann« ist nun tot, aber das Regime besteht fort. Von der Trauerfeier in Pjöngjang sah man hierzulande Bilder einer absurd anmutenden Massenhysterie. Zwischen Entsetzen und Abscheu vergaß man zu fragen, ob und inwieweit nicht doch echte, tiefempfundene Trauer zum Ausbruch gekommen sein könnte. Denn es ist gar nicht daran zu zweifeln, daß Kim Il Sung zumindest bis weit in die siebziger Jahre hinein bei der Bevölkerung hohen Respekt und sogar Verehrung genoß. Nicht zufällig fanden international renommierte Wissenschaftler wie Dieter Senghaas lobende Worte für seine Erfolge. Er wurde geradezu zum Paradebeispiel für eine »autozentrierte Entwicklungsstrategie« (Senghaas 1979, 376-412).

Es ist zwar leicht, von »Diktatur«, »militarisierter Gesellschaft« oder »stalinistischem Regime« zu sprechen, aber es reicht bei weitem nicht, um die Verhältnisse in Nordkorea zu verstehen. Denn es ist auf lange Sicht nicht möglich, einem diktatorischen Regime allein mit staatlicher Gewalt und Zwang eine stabile, tragfähige Basis zu verschaffen. Auch solche Regime benötigen eine legitimierende und somit systemtragende Grundlage. Die politische Führung Nordkoreas hat seit dem Ende der japanischen Kolonialzeit zielstrebig eine sozialistische Gesellschaft aufgebaut. Dafür konnte sie die Unterstützung der Bevölkerung gewinnen und sie zu großem, diszipliniertem und kontinuierlichem Arbeitseinsatz mobilisieren. Im folgenden wird der Versuch unternommen, die dazu notwendige Legitimationsgrundlage und -strategie der nordkoreanischen Einparteienherrschaft seit der Gründung der Demokratischen Volksrepublik Korea (DVRK) zu analysieren. Die Studie will zeigen, wie verschiedene politische und gesellschaftliche Elemente zur Legitimierung der Herrschaft Kim Il Sungs mobilisiert wurden und inwiefern diese sich als funktional bzw. dysfunktional für das Fortbestehen der kommunistischen Herrschaft erweisen konnten und können. Durch die Übergabe der Macht an Kim Dschong Il, den Sohn Kim Il Sungs, erhält die Fragestellung aktuelle Bedeutung.

Genese des modernen autoritären Staates in Nordkorea

Korea, dessen Gesellschaftsordnung stärker als die der anderen ostasiatischen Länder von der konfuzianischen Tradition bestimmt (Chin 1993, 190) und über

Jahrhunderte von der Außenwelt isoliert war, wurde im 19. Jahrhundert mit dem europäischen, amerikanischen und schließlich im 20. Jahrhundert mit dem japanischen Imperialismus konfrontiert. Aus dieser Konfrontation mit den zumindest militärisch überlegenen »Barbaren« erwuchs ein nationales »Wir-Bewußtsein«. Zugleich waren Vorstellungen darüber entstanden, wie man die offensichtliche Rückständigkeit des Landes in Wirtschaft, Gesellschaft und Politik überwinden könnte. Diese Versuche, einen eigenen Entwicklungsweg zu finden, wurden 1910 mit der Kolonialisierung des Landes durch Japan brutal abgebrochen. Das traditionelle Regime und die einheimische Elite wurden durch die Kolonialbürokratie des »Japanischen Generalgouvernements in Korea« ersetzt bzw. kooptiert und die Gesellschaft mittels polizeilicher und militärischer Gewalt fest unter Kontrolle gehalten (Lee 1993, 76).

Unter der japanischen Kolonialmacht kam es zu maßgeblichen Veränderungen auch für die spätere Entwicklung der koreanischen Gesellschaft. Japan ließ die traditionell herrschende Schicht der Landlords als Klasse fortbestehen, weil sie zur Disziplinierung der Bauern nützlich war. Vor diesem Hintergrund konnte bereits 1918 eine kommunistische Bewegung mit ausgesprochen anti-japanischer, nationalistischer Prägung entstehen. Sie fand besonders im Norden des Landes und unter Exilkoreanern in Rußland und China zahlreiche Anhänger und war die einzige relativ schlagkräftige Gruppierung im Widerstand gegen die japanische Kolonialmacht (Holiday 1981-82, 20). Jedoch gelang es den koreanischen Kommunisten in den dreißiger und vierziger Jahren nicht, sich zu einer hegemonialen Massenbewegung unter einheitlicher Führung zu entwickeln. Statt dessen blieben sie in verschiedene Fraktionen zersplittert, die wesentlich durch die Persönlichkeiten und Erfahrungen ihrer jeweiligen Führer geprägt waren. Neben einer »inländischen« Gruppierung gab es noch drei wichtige Gruppierungen im Ausland: die sogenannten Sowjetkoreaner, die Yean-Kommunisten in China und die mandschurische Partisanenfraktion mit Kim Il Sung an der Spitze. Jede dieser Fraktionen führte ihren nationalen Befreiungskampf, doch war keine von ihnen in der Lage, den entscheidenden Schlag gegen Japan zu führen. Erst durch die Niederlage Japans im Zweiten Weltkrieg und die Befreiung des Landes durch sowjetische Truppen wurde die Rückkehr der Exilkommunisten möglich.[2]

Bis zur Gründung der DVRK 1948 wurde das politische und soziale Leben im Norden des Landes entscheidend durch die Rote Armee der UdSSR geprägt. Diese war bereits am 8. Mai 1945 von Norden her einmarschiert. Nach der Kapitulation Japans und der bald darauf folgenden Teilung der Halbinsel blieb sie weiter im Land. Unter ihrem Schutzschild wurde der Aufbau eines sozialistischen Herrschaftssystems nach stalinistischem Muster in Angriff genommen. Schon im September 1945 hatten die Sowjets Kim Il Sung, der in den dreißiger Jahren in der Mandschurei harten Widerstand gegen Japan geleistet und zwischen 1941 und 1945 in der Sowjetunion eine politisch-militärische Ausbildung erhalten hatte, zu ihrem Vertrauensmann in Korea bestimmt. Damit war auch die Entscheidung über die politische Führung des Landes gefallen. Mit sowjetischer Unterstützung wurde sofort mit der Ausbildung der unteren und mittleren technisch-politischen Kader begonnen.

Die Bevölkerung akzeptierte, mit Ausnahme der ca. vier Prozent umfassenden Großgrundbesitzer und Kollaborateure, die sowjetische Siegermacht und ihre

koreanischen Gefolgsleute ohne große Proteste. Die Rote Armee wurde in erster Linie als Befreier von der japanischen Kolonialmacht gesehen. Zudem dürften auch die konfuzianisch geprägten Denk- und Verhaltensweisen die Akzeptanz der sowjetischen Besatzungsmacht erhöht haben. Denn die Bildung einer neuen Herrschaft war in Korea immer eine Sache »von oben« gewesen. Der Begriff der Volkssouveränität war im Lande nicht verankert. Dafür aber ein starker Nationalismus, der sich vor allem aus dem Antijaponismus speiste (Ball 1964). Dies ist auch der Grund, warum die Kommunisten von Anfang an bemüht waren, Kim Il Sung – zu Recht oder zu Unrecht – als legendären Helden des nationalen Befreiungskampfes zu propagieren und feiern zu lassen.

Modernisierung nach stalinistischem Muster

Unmittelbar nach der Erringung der Macht unternahmen die nordkoreanischen Kommunisten unter Kim Il Sungs Führung die ersten Schritte zur Modernisierung des Landes. Bereits 1947, also noch vor der Gründung der Volksrepublik am 9. September 1948, wurde mit der Umsetzung des ersten »Einjahresplanes für den Aufbau der Wirtschaft« begonnen. Ihm sollten noch neun weitere Pläne folgen, zuletzt der Dritte Siebenjahresplan (1987-93). Als Früchte dieses Eifers wurden der Bevölkerung »sättigende Mahlzeiten mit Reis und Fleisch«, »warme Seidenkleider« und »ein komfortables Heim« in Aussicht gestellt. Versprechungen, die traditionell mit dem Ideal »guter Herrschaft« in Verbindung gebracht werden (Kim, 1994, 12).

Es fiel Kim Il Sung nicht schwer, die Bevölkerung für den Aufbau des Landes zu mobilisieren. Durch die massive Unterstützung von außen konnten in der zweiten Hälfte der fünfziger und in den sechziger Jahren große wirtschaftliche Erfolge erzielt werden. Schon während der von der offiziellen Geschichtsschreibung Nordkoreas sogenannten »volksdemokratischen Reformphase« (1946-49), in der die Verstaatlichung der Industriebetriebe abgeschlossen wurde, lag das Wachstum der industriellen Produktion bei 240 Prozent und das der Landwirtschaft bei 40 Prozent. Daneben verdoppelten sich die staatlichen Einnahmen, während die Einkommen um 83 Prozent stiegen (Yoon 1962). Durch den Koreakrieg (1950-53) wurde die Industrie weitgehend zerstört. Doch bereits nach drei Jahren, der »sozialistischen Reformphase« (1953-56), konnte das Produktionsniveau von 1949 wieder erreicht werden.

Sicherlich trug die umfangreiche Hilfe der Sowjetunion, Chinas und osteuropäischer Staaten zu diesen Erfolgen bei.[3] Doch wären sie ohne das massive Engagement der Bevölkerung undenkbar gewesen. Daß Kim Il Sung und die Kommunisten in dieser frühen Phase auf große Sympathie bei der Bevölkerung stießen und diese ohne Schwierigkeiten für ihre Programme mobilisieren konnten, läßt sich in erster Linie dadurch erklären, daß sie die soziale Schlüsselfrage – die Agrarreform – recht erfolgreich lösen konnten. Die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung wurde zu Anhängern der von Kim geführten Revolution. In dieser Zeit erhöhte sich die Machtstellung Kim Il Sungs in der Bevölkerung beträchtlich.

Die Landreform wurde in Nord- wie in Südkorea als das drängendste Problem überhaupt gesehen. Allerdings wurde sie nur im Norden in Angriff genommen, wo

schon am 5. März 1946 ein Agrarreformgesetz in Kraft trat. Es sah die entschädigungslose Enteignung von 52 Prozent der Anbaufläche Nordkoreas vor. 95 Prozent des verpachteten Landes wurde an Kleinbauern und Landarbeiter verteilt, die nun 25 Prozent des Ernteertrages als Naturalsteuer an den Staat abführen mußten (Seifert 1982, 85). Nennenswerten Widerstand konnte es nicht geben, denn die japanischen Grundbesitzer hatten das Land längst verlassen und auch die meisten der 44000 koreanischen Grundbesitzer hatten sich bereits vorher in den Süden abgesetzt (Werning 1988, 10; Seifert 1982, 85). Ein weiterer Schritt der sozialistischen Reform, die Kollektivierung der Landwirtschaft, wurde dann 1953 in Angriff genommen und 1958 abgeschlossen. Mag die Kollektivierung auch von politisch-ideologischer Bedeutung sein, so war der entscheidende Grund ein wirtschaftlicher, nämlich durch die Schaffung größerer Flächen den Einsatz von Maschinen und damit Produktions- und Effizienzsteigerungen zu ermöglichen.

Die Kollektivierung verlief wie bereits die Landreform problemlos. Dazu trugen die Lebensumstände der Bevölkerung nach dem Koreakrieg maßgeblich bei. Denn die Bauern waren nicht einmal in der Lage, sich selbst ausreichend zu versorgen, und sahen sich schlicht überfordert, die Kriegsschäden aus eigener Kraft zu beseitigen. Hier stellte nun die Kollektivierung einen Ausweg dar; die Bildung von Kooperativen wurde durch Kredite, Sachlieferungen und Arbeitsbrigaden staatlich gefördert. Zudem wurde der Kollektivierungsprozeß geschickt mit alten Traditionen der bäuerlichen Organisation verknüpft. So lebten »Gemeinschaften für Ochsennutzung« und »Arbeitsgruppen zur gegenseitigen Hilfe« wieder auf. Auch die Größe der kollektiven Einheit entsprach der der alten Landgemeinde »ri« (Hansen 1988, 64).

Landreform, Kollektivierung und die erfolgreiche Industrialisierung festigten nachhaltig die Macht des kommunistischen Apparats unter der Führung von Kim Il Sung. Beide wurden zunehmend als die einzig mögliche politische Führung des Landes angesehen. Daß Südkorea damals noch keinerlei wirtschaftliche und soziale Erfolge vorweisen konnte – ein Umstand, der in Nordkorea propagandistisch weidlich genutzt wurde –, erhöhte die Legitimität der Herrschaft Kims noch mehr.

Die Produktivitätssteigerungen in Industrie und Landwirtschaft führten nicht nur zu einer Erhöhung des Lebensstandards der Bevölkerung, sondern auch zu der des von Bürokratie und Partei angeeigneten Mehrprodukts. Auf dieser materiellen Grundlage gedieh die Machtkonzentration dieser Apparate wie auch ihr Monopol bei der Lenkung aller Verhältnisse gesamtgesellschaftlicher Interaktion und Kooperation. In den Augen westlicher Beobachter mag ein solches staatliches Monopol unerträglich erscheinen. Die bäuerlichen Arbeiter, die jahrzehntelang von den japanischen Kolonialherren und den einheimischen Grundbesitzern ausgebeutet worden waren, dürften die Zwänge und Opfer, die die Industrialisierung mit sich brachte, nicht als so unerträglich empfunden haben, da der Prozeß der Industrialisierung für sie einen enormen Fortschritt bedeutete.

Gleichzeitig war die Industrialisierung ein Prozeß, in dem sich neue Institutionen und Handlungsformen herausbildeten. Im Zuge der wirtschaftlichen Entwicklung, der Ausweitung des Bildungssystems und der übrigen staatlichen Verwaltung entstand ein riesiger Bedarf an Fach- und Führungspersonal. Dadurch wurden der durch die Landreform egalisierten Bevölkerung enorme Chancen vertikaler

Mobilität eröffnet. Vorausgesetzt, die »Aufsteiger« akzeptierten die Vormundrolle des Staates. Der Staat bildete sie zu Kadern aus, die politisch unbedingt loyal und technisch mehr oder weniger qualifiziert sein sollten. Da sie von der forcierten Industrialisierung am meisten profitierten – sowohl an Einkommen als auch an Macht und Sozialprestige –, identifizierten sie sich mit der politischen Führung sowie den propagierten Zielen und trugen diese Haltung in die Betriebe und Verwaltungen hinein. In den Augen dieser aus der Bauernschicht hervorgegangenen Kader repräsentierte die politische Führung und vor allem der Führer als Personifikation des gesellschaftlichen Fortschritts den Typ des »guten Herrschers«, der die Einheit von Tradition und Modernität, von Altvertrautem und radikal anderem verkörperte (Park 1992, 250).

Als 1956 der wirtschaftliche Wiederaufbau in den meisten Branchen erfolgreich abgeschlossen war, entsprach der in Nordkorea etablierte Sozialismus im wesentlichen dem sowjetischen Modell der dreißiger Jahre: Industrie und Handel in staatlicher Hand, Vorrang der Schwerindustrie, Vernachlässigung der Leichtindustrie, Kollektivierung der Landwirtschaft und zentrale Planwirtschaft (Hansen 1988, 63). Es wurde nun ein neuer Fünfjahresplan (1957-61) ausgearbeitet, der den Aufbau eines selbständigen sozialistischen Industriestaates zum Ziel hatte und wiederum der Schwerindustrie den Vorrang einräumte. Die Fraktionen der Yean-Kommunisten und Sowjet-Koreaner kritisierten diesen Plan, weil er ihrer Ansicht nach zu sehr zu Lasten des Konsums ginge. Zugleich warfen sie Kim Il Sung vor, daß er mit der landwirtschaftlichen Kollektivierung zu früh angefangen habe (Lyu 1993, 63).

Damit waren parteiinterne Machtkämpfe entfacht. Sie hatten sich schon im April 1955 beim IV. Kongreß des Zentralkomitees der Partei der Arbeit angedeutet und brachen auf dem III. Parteitag im Frühjahr 1956 offen aus. Die Konflikte wurden offensichtlich durch die Abrechnung mit der Stalinära beeinflußt, die Chruschtschow in der UdSSR eingeleitet hatte (Maretzki 1991, 21). Ihr Ausgang sollte für die Zukunft Nordkoreas von entscheidender Bedeutung sein. Die innerparteiliche Opposition hatte sich für ihre Angriffen gegen Kim Il Sung sowjetische Rückendeckung geholt. Auch der auf dem III. Parteitag anwesende sowjetische Delegierte Leonid Breschnew übte scharfe Kritik am neuen Fünfjahresplan und verurteilte die Bevorzugung der Schwerindustrie. Darüber hinaus kritisierte er den Personenkult um Kim Il Sung und den Mangel an kollektiver Führung (Kim Il-Pyung 1975, 65). Diese Vorwürfe wurden von Kim Il Sung als sowjetische Bevormundung und Einmischung zurückgewiesen. Gleichzeitig beschuldigte er seine Gegner des Revisionismus und der Abhängigkeit von der sowjetischen Macht. Damit würden sie nur den Aufbau einer selbständigen Volkswirtschaft behindern (Kim Il Sung 1968, 296). Seine Kritik wird verständlich, wenn man bedenkt, daß die neuen sowjetischen Pläne eine verstärkte arbeitsteilige Spezialisierung der sozialistischen Länder auf der Basis komparativer Kostenvorteile vorsah. Dies hätte Nordkorea auf die Rolle eines Rohstofflieferanten reduziert. Die aus der Kolonialzeit überlieferten strukturellen Abhängigkeiten wären fortgeführt worden. Entsprechend wäre eine umfassende und unabhängige Entwicklung der Volksrepublik von vornherein unmöglich gewesen.

Schließlich konnte sich Kim Il Sung auf dem Parteitag durchsetzen und die Mehrheit der Politbüromitglieder stellen. Aber er wurde gleich mit einem neuen

Problem konfrontiert. Denn die von der Sowjetunion für den Fünfjahresplan zugesagte Hilfe fiel deutlich geringer aus als erwartet. Dadurch war die Durchführung des gesamten Planes in Frage gestellt. Dennoch gab Kim Il Sung diesem äußeren Druck nicht nach und versuchte, die sich daraus ergebenden Probleme aus eigener Kraft zu lösen. Er hielt an den Zielen des Fünfjahresplans fest und proklamierte nun die »Dschutsche«-Ideologie. Sie stützt sich zuvorderst auf eine Mobilisierung der Massen und darauf, ihr Vertrauen in die eigenen Kräfte zu wecken. »Dschutsche« wurde in einer Rede 1955 erstmals formuliert und im Dezember 1956 zur politischen Losung erhoben, die das »Lernen von der Sowjetunion« ablöste.

Kim Il Sung gehörte damit, ähnlich wie Mao Zedong, zu den »antisowjetischen Stalinisten«, die in der Entstalinisierung eine Bedrohung ihres persönlichen Machtstatus sahen. Doch anders als Mao war er nicht durch eine eigenständige revolutionäre Bewegung an die Macht gekommen. In diesem Sinne besaß Kim Il Sung keine wirklich gesicherte Legitimationsbasis. Und deshalb konnte er sich der Einmischung seitens der Sowjetunion und Chinas – vor allem seit dem Koreakrieg – nicht vollständig entziehen, während er sich zugleich gegen Fraktionen durchsetzen mußte, die von diesen Großmächten unterstützt wurden. Mit der Formulierung einer eigenständigen Ideologie hatte er nun einen Weg gefunden, sich in diesem Prozeß zu legitimieren und den innerparteilichen Kampf gewinnen zu können. Das Programm »Dschutsche« war von Anfang an und seinem Wesen nach ein Programm der Entrussifizierung der nordkoreanischen Gesellschaft. So bedeutete Dschutsche seit 1955 die Verdrängung der kulturellen Einflüsse der Sowjetunion und eben auch die Säuberung des Landes von der prosowjetischen Führungselite, die das Chruschtschowsche Programm in Nordkorea hatte durchsetzen wollen. Darüber hinaus reiste Kim Il Sung verstärkt im Lande umher, besuchte Dörfer und Fabriken, warb für seine Position und mobilisierte die Massen. Der so gewonnene Rückhalt trug zur Entmachtung der innenpolitischen Opposition bis 1958/59 bei.[4] Die Machtposition Kim Il Sungs war seitdem unangefochten. Seine Autorität wurde nicht mehr in Frage gestellt – und wird es auch heute nach seinem Tod nicht.

Nach dem Sieg Kim Il Sungs und der Verabschiedung der »volksdemokratischen und sozialistischen Reform« im Jahre 1958 begann nach offizieller Lesart die Phase der »sozialistischen Revolution« (Institut für Sozialwissenschaft 1961, 19). Mit der Erhebung von Dschutsche zur Staatsideologie wurden nun die Massen für den Aufbau des Sozialismus mobilisiert. Dies war auch deshalb notwendig geworden, weil der Rückgang der sowjetischen Wirtschaftshilfe kompensiert werden mußte. Es blieben nur die Arbeitskraft und die Kreativität des Volkes als verläßliches und reichlich vorhandenes Kapital, das zur Überwindung der Unterentwicklung mobilisiert werden konnte. Sie bildeten dann auch die Grundlage des autozentrierten Entwicklungsweges Nordkoreas.

Das System Kim Il Sungs verkörperte eine extreme Form der Diktatur, in der wie selbstverständlich über die Bedürfnisse der Bevölkerung entschieden wurde. Der Staat bestimmte und kontrollierte Einkommen und Versorgung. Eine umfassende, von egalitären Vorstellungen geleitete staatliche Fürsorgepolitik suchte die Befriedigung der materiellen Grundbedürfnisse und ein hohes Maß an sozialer Sicherheit zu gewährleisten. Zugleich appellierte der Staat kontinuierlich an den

Gemeinschaftsgeist, an Solidarität und nationale Verantwortung. Der neue sozialistische Mensch sollte sparsam, asketisch gesinnt, von der Dschutsche-Ideologie inspiriert sein und patriotisch handeln (Kim Il Sung 1968, 219). Vor diesem Hintergrund erscheint die These plausibel, daß die Dschutsche-Ideologie auf der politischen Ebene der Schlüssel für die bis in die siebziger Jahre reichenden enormen wirtschaftlichen Erfolge Nordkoreas sei (Brune/Hersh 1976).

»Dschutsche« – ein nordkoreanisches Phänomen?

Der Begriff »Dschutsche«, der mit zwei chinesischen Schriftzeichen geschrieben werden kann, läßt sich mit »Selbständigkeit« umschreiben. Im Englischen wird er als »self-reliance«, »independence«, »autonomy«, »creativity« oder als »the attitude of man as master of creation« übersetzt (Seifert 1982, 92). Gemäß der offiziellen Darstellung heißt das: Im Zentrum des Gedankengebäudes steht der Mensch als »Hausherr über das eigene Schicksal« (Kim Il Sung 1972, 260). Demnach sind es nicht die Produktivkräfte der marxistischen Lehre, sondern es ist die Revolutionierung des Bewußtseins, also die systematische Umformung des Denkens, Handelns und Fühlens des Volkes, der die entscheidende Rolle bei der sozialistischen Umgestaltung der Gesellschaft zukommt (Kim Il Sung 1967, 645). Dschutsche heißt, daß der Mensch auf der Basis von »Eigenständigkeit« bzw. »Selbständigkeit« (auf koreanisch »Dschadschusong«) Widersprüche und Probleme in allen Bereichen der Gesellschaft kreativ (»Changdschosong«) aufgreift und entsprechend den nationalen Besonderheiten löst (Kim Il Sung 1968, 219). Stellt »Dschadschusong« die prinzipielle Einstellung zur Revolution und zum Aufbau des Sozialismus dar, so weist »Changdschosong« auf die Methode der Umformung der Gesellschaft hin.

Nach der Dschutsche-Lehre sind diese beiden Eigenschaften nicht in der menschlichen Natur als solcher angelegt. Vielmehr handelt es sich um soziale Errungenschaften, die sich nur in der Gesellschaft und durch die Gesellschaft entwickeln können. Nur als »arbeitende Volksmasse« können die einzelnen »Dschadschusong« und »Changdschosong« innehaben, sind sie Herr bzw. Subjekt der Revolution und die treibende Kraft beim Aufbau des Sozialismus (Hwang 1979, 22). Jedoch ist die »arbeitende Volksmasse« nicht in der Lage, von sich aus die Revolution siegreich durchzuführen. Sie bedarf einer politischen Führung und kann sich nur durch diese in eine selbständige revolutionäre Klasse verwandeln. Erst unter der Leitung eines »überragenden Führers der Arbeiterklasse«, der die auf den Interessen des Volkes gegründete Revolutionsidee hervorbringt und mit Hilfe der Partei verwirklicht, kann die Arbeiterklasse als selbständige Klasse an politischer Lebensfähigkeit gewinnen (Hwang 1979, 26).

Mit dem »überragenden Führer« ist natürlich kein anderer als Kim Il Sung gemeint. Nur unter seiner Leitung können sich Selbständigkeit und Kreativität entfalten. Er ist sozusagen der große Erzieher der Nation. Entsprechend wurde die Volksmasse Nordkoreas systematisch zur revolutionären »selbständigen Klasse« erzogen. Der Arbeiter beginnt seinen Arbeitstag mit einer Schulung, die der Dschutsche-Lehre gewidmet ist, und beendet ihn abends mit einer weiteren. Als Mitglied verschiedener gesellschaftlich-politischer Organisationen hat er an Sitzungen

teilzunehmen. Darüber hinaus wird das politische Bewußtsein vom Kindergarten bis zur Universität durch die Kultur- und Freizeitveranstaltungen, einschließlich des Sports als »kultureller Massenarbeit«, gefördert (Park 1992, 220).

Mit Dschutsche als ideologisch-propagandistischer Grundlage konnte das Regime die Volksmasse in der Tat beständig für den Aufbau des Sozialismus mobilisieren. So wurden immer neue Kampagnen organisiert, die stets nach dem gleichen Muster verliefen: Initiative von oben; begeisterte Annahme von unten; Indoktrinierung der politischen Bedeutung der Arbeit, einschließlich der Beschwörung der ernsten Lage der Nation; zuletzt phantastische Erfolgsmeldungen und herzliche Dankesbezeugungen von oben. Westliche Beobachter haben bemerkt, daß es nirgendwo im Ostblock oder auch sonst eine Partei gegeben habe, die so stark auf die Mobilisierung der Massen rekurriert (Scalapino/Lee 1972, 375).

Dennoch ist Dschutsche auf keinen Fall als reine Modernisierungsideologie zu betrachten. Ihrem Wesen nach war und ist sie eine Ideologie der nationalen Identität Nordkoreas. Der gemeinsame Nenner aller Massenmobilisierungskampagnen ist der Nationalismus. Dschutsche sollte zweierlei leisten: nach außen abgrenzen und dadurch nach innen Identität stiften. Entsprechend war man innenpolitisch stets bemüht, durch die Kultur- und Bildungspolitik Traditionen zu erhalten, überlieferte Kulturgüter zu bewahren und sogar herkömmliche Techniken zu fördern (Holiday 1981, 897). Einem Volk, das in der jüngsten Vergangenheit unerträgliche Demütigungen durch die westlichen Mächte und Japan erlebt hatte, mußte die Betonung von »nationalem Geist und Stolz« und von »Wir-Bewußtsein« entgegenkommen.[5] Insofern war Dschutsche für die Bevölkerung Nordkoreas eine Art »psychologischer Dekolonisation« (Seifert 1982, 99).

So entstand ein genuin koreanischer Nationalismus, der ökonomische und soziale Modernisierungsziele mit traditionell konfuzianischen Wertvorstellungen bezüglich Familie, Gesellschaft und Politik verband. Dabei erschöpft sich Dschutsche nicht in nationalen, aus der Vergangenheit lebenden Impulsen und Inhalten; vielmehr richtet Dschutsche den Blick in die Zukunft, d.h. auf die Verwirklichung von Sozialismus und Kommunismus. Zweifellos festigte auch die traumatische Erfahrung von Krieg und Teilung des Landes das Zusammenspiel von Dschutsche und Nationalismus. Die Präsenz amerikanischer Streitkräfte und die Abhängigkeit Südkoreas von den USA kann der Bevölkerung Nordkoreas bis heute unschwer als reale, existentielle Bedrohung vermittelt werden. Als Voraussetzung für das oberste Ziel, die Wiedervereinigung, gilt daher um so mehr eine einheitliche und starke Führung Nordkoreas.[6] In dieser spezifisch nordkoreanischen Variante des Nationalismus liegt der Grund dafür, daß das Regime trotz der seit mehr als vier Jahrzehnten bestehenden Einparteienherrschaft anscheinend immer noch auf ein recht hohes Maß an Loyalität und Unterstützung seitens der Bevölkerung rechnen kann.

Der Personenkult und die Legenden um Kim Il Sung nahmen bereits in den fünfziger Jahren ihren Anfang; 1950 erhielt er den Beinamen »Suryung«, das Haupt. Dies stand allerdings in engem Zusammenhang mit dem Bemühen, die durch den Krieg zusammengebrochene Moral und Disziplin in der Partei wiederherzustellen. Um die Legitimität des Führers zu stärken, wurde 1952, anläßlich des

40. Geburtstags Kim Il Sungs, die Geschichte Koreas so umgeschrieben, daß er als zentrale historische Figur erschien (Scalapino/Lee 1972, 428). Der Personenkult konnte sich auf die konfuzianische Pflicht der Dankbarkeit gegenüber den Eltern stützen. Kim Il Sung versäumte es auf keiner der Stufen seiner Alleinherrschaft, sich als strengen und verständnisvollen Vater darzustellen, der stets um seine »Kinder« besorgt ist. Auch das Bildungswesen wurde in diesen Personenkult eingebunden: Vom Kindergarten bis zur Hochschule werden 20 bis 25 Prozent des Unterrichts den Reden und Lehren Kim Il Sungs gewidmet und diese z.T. auswendig gelernt (Freudenberg 1988, 106).

Im Dezember 1972 ließ Kim Il Sung die alte Verfassung durch eine neue ersetzen, die ihn zum »erhabenen Führer« bestimmte, der die Funktion des Staatspräsidenten, des Oberkommandierenden der Streitkräfte und des Generalsekretärs der Partei in einer Person vereint. Anschließend begann er, die Vererbung der Macht auf seinen ältesten Sohn aus erster Ehe, Kim Dschong Il, in die Wege zu leiten. Gewiß ist das Phänomen der Machtvererbung in Ländern mit konfuzianischer Tradition nichts Außergewöhnliches. Es ist in Taiwan, Singapur und selbst in Japan zu beobachten (Sato 1994). Doch wurde in keinem dieser Länder der Nachfolger mit so hohem Aufwand aufgebaut wie in Nordkorea. Noch in den siebziger Jahren wurde mit einer intensiven Kampagne begonnen, in der Kim Dschong Il als würdiger Erbe des Werks von Kim Il Sung, von Dschutsche und der »koreanischen Revolution« gepriesen wurde. Ihm wurden außergewöhnliche politische Fähigkeiten zugeschrieben, obgleich er bis dahin noch kein staatliches Amt bekleidet hatte. Schließlich wählte der VI. Parteitag Kim Dschong Il im Oktober 1980 zum Mitglied des Präsidiums des Politbüros, also in die Spitze der Parteihierarchie. Seitdem saß oder stand Kim Dschong Il bei Partei- und Regierungssitzungen stets auf dem zweithöchsten Platz hinter seinem Vater. Der Vater wurde »geliebter Führer«, der Sohn »geliebter Leiter« genannt.

Unter der Obhut Kim Dschong Ils wurde aus dem Dschutsche-System eine Geschichts- und Gesellschaftsphilosophie entwickelt, in der Dschutsche als Verkörperung der höchsten Entwicklungsetappe der Menschheit dargestellt wird. Das System wird als ein »sozialpolitisches Lebewesen« beschrieben, in dem Führer, Partei und Volk eine organische Einheit bilden. Nach Kim Dschong Ils Auffassung benötigt das Kollektiv ein Zentrum, welches das unumschränkte Kommando über dessen Lebenstätigkeiten ausübt. Wie das Gehirn das Lebenszentrum des Menschen ist, so ist der Führer als das höchste Hirn des Kollektivs das Zentrum des sozialen und politischen Lebens (Kim Dschong Il 1986; zit. n. Park 1992, 283). Die Volksmassen werden aufgefordert, sich mit diesem konkurrenzlosen, unfehlbaren und allwissenden Führer, d.h. mit dem Kopf des sozialistischen Organismus, zu identifizieren. Genaugenommen ist dies nichts anderes als eine nordkoreanische Variante der traditionellen soziologischen »Organismustheorie«. In der Praxis jedoch ist die Überhöhung, Monumentalisierung und Mythologisierung des obersten Führers im Vergleich zu allen historischen Erfahrungen dieser Art unübertroffen. Auch wenn die Dschutsche-Ideologie als Notbehelf entstanden sein mag, hat sie dem Nationalismus nordkoreanischer Prägung Auftrieb verliehen und zugleich die Festigung des Zusammengehörigkeitsgefühls und damit die Legitimation des Regimes gefördert.

Das Dilemma der sozialistischen Herrschaft in Nordkorea

Bis Anfang der siebziger Jahre verlief der autozentrierte Entwicklungsprozeß recht erfolgreich. Lebensstandard und Lebensqualität nahmen gerade im Sozial- und Gesundheitsbereich beständig zu und konnten sich auch international sehen lassen. Doch dann begann die Wirtschaft zu stagnieren. Es deuteten sich die Grenzen der autozentrierten Industrialisierungsstrategie an, die vorrangig die Produktionsmittelindustrie entwickelte. Seitdem wurde immer deutlicher, daß eine Strategie ohne Technologieimporte aus den entwickelten Industrieländern letztendlich zur Stagnation verurteilt ist. In den achtziger Jahren geriet die Wirtschaft zunehmend in Schwierigkeiten (Go 1993, 116). Auf den ersten Blick lassen sich diese Schwierigkeiten auf die Verwendung veralteter oder kaum benutzbarer Maschinen, Probleme der Infrastruktur, unzureichende Transportkapazitäten, die schlechte Qualität der produzierten Güter usw. zurückführen. Die eigentlichen Probleme lagen aber tiefer und berühren Kernfragen der Wirtschaftspolitik.

Spätestens Anfang der achtziger Jahre gelangte Nordkorea an einen Wendepunkt seiner Entwicklung, an dem die Verträglichkeit des Industrialisierungskonzeptes mit den ideologischen Ansprüchen des Systems hätte in Frage gestellt werden müssen (Freudenberg 1988, 98). Denn der Personenkult und die zumindest versuchte totale Gängelung des Denkens und Handelns setzte der autonomen Wahrnehmung und dem kreativen Umgang mit der Wirklichkeit Grenzen, die der angestrebten Beschleunigung der Industrialisierung unter fortgeschritteneren technologischen Bedingungen mehr und mehr im Wege stehen mußten. So erwies sich die Gleichschaltung der Bürger als kontraproduktiv und geriet in Widerspruch zum Entwicklungsstand der Produktionsverhältnisse, weil diese gerade das freie Spiel der Kräfte der Phantasie und des Denkens sowie den Willen zur Eigenverantwortung erfordert hätten. Nordkorea hielt dagegen an seiner Dschutsche-Strategie fest. Die ideologische Erziehung der Bevölkerung wurde noch verstärkt. Von Kim Dschong Il wurde eine neue Massenbewegung, der »Wettkampf für die rote Fahne der Drei Revolutionen«, ausgerufen (Cho 1987, 47). In der neuen Verfassung von1992 ersetzte sie die »Chollima-Bewegung« als Basis der »Massenlinie zum Aufbau des Sozialismus«. Die neue Massenbewegung konnte anders als die der fünfziger und sechziger Jahre keine nennenswerten wirtschaftlichen Erfolge erzielen. Sie spielte aber für die Festigung der Macht Kim Dschong Ils eine nicht zu unterschätzende Rolle (Lyu 1993, 75).

In den neunziger Jahren wurden die enormen Schwierigkeiten der Wirtschaft immer offensichtlicher. Die Wachstumsraten waren durchweg negativ. Dadurch wurde das Vertrauen der Bevölkerung in das Regime tendenziell untergraben. Hinzu kam, daß Südkorea, dessen Befreiung aus Abhängigkeit und Unterentwicklung erklärtes und zur Legitimierung des Regimes funktionalisiertes Ziel war, Nordkorea in wirtschaftlicher Hinsicht längst überholt hatte. Bereits seit Mitte achtziger Jahre zeichnete sich ein Wandel in der Wirtschaftspolitik Nordkoreas ab. Im Jahre 1994 hat man schließlich die Wirtschaftskrise auch offiziell eingestanden und gleichzeitig der Förderung von Landwirtschaft, Leichtindustrie und Exporten Priorität eingeräumt (Park 1994, 9). Ob Nordkorea damit einen neuen Weg nach chinesischem Vorbild eingeschlagen hat, läßt sich noch nicht beurteilen.

Kim Dschong Il gilt allgemein als Pragmatiker. Er hatte die Öffnungspolitik der achtziger Jahre eingeleitet und sieht im wirtschaftlichen Erfolg die einzige Chance, sich die nötige Basis in der Bevölkerung zu schaffen. Trotz der andauernden ökonomischen Schwierigkeiten und des unerwarteten Todes von Kim Il Sung im Juli 1994 sind bisher keine Zeichen einer politischen Destabilisierung zu beobachten. Vielmehr deutet alles darauf hin, daß Kim Dschong Il das Erbe seines Vaters antreten konnte und von Partei, Staatsapparat und Armee akzeptiert wird (Park 1994, 4). Allerdings bleibt es im Hinblick auf die künftige politische Entwicklung fraglich, ob das sozialistische Regime unter Kim Dschong Il in der Lage sein wird, die bisherige Entwicklungsstrategie mit dem Primat der Ideologie gegenüber der Wirtschaft zu verlassen und sich so mittel- oder langfristig zu behaupten.

Die Legitimationsgrundlage Kim Dschong Ils liegt in der Fortsetzung der Dschutsche-Ideologie; die aber ist gerade das Haupthindernis für die nötige wirtschaftliche Neuorientierung. Dies ist das Dilemma, in dem sich Kim Dschong Il befindet. Eine grundlegende Reform im Stile Deng Xiaopings nach dem Tod Mao Zedongs kann er nicht durchführen. Damals konnte sich Deng gerade dadurch legitimieren, daß er sich gegen die revolutionäre Linie Maos stellte (Lee 1995). Dennoch wäre es voreilig zu meinen, daß eine mögliche Öffnung Nordkoreas unmittelbar zur Auflösung des Regimes führen würde. Die kontrollierend-disziplinierende Macht der Apparate, die legitimierende Kraft der Dschutsche-Ideologie, die wiederum auf konfuzianischen Werten – Hierachie, Gehorsam, Loyalität usw. – gründet, und schließlich die integrierende Kraft des Nationalismus, die das Regime auch weiterhin geschickt zu nutzen wissen wird, können ihm auch unter wirtschaftlich schwierigen Bedingungen noch einige relativ stabile Jahre sichern. Außerdem ist es recht unwahrscheinlich, daß es selbst bei wachsender Unzufriedenheit der Bevölkerung zu Bürgeraufständen wie in den osteuropäischen Ländern kommen würde. Dafür ist die nordkoreanische Gesellschaft zu sehr von ihrer traditionell hierarchischen Kultur geprägt. Von einer Kultur des rationalen, kritischen Denkens im Sinne europäischen Aufklärung oder gar der civil society ist sie noch weit entfernt.

Anmerkungen

1 Die Autorin dankt der Alexander von Humboldt-Stiftung für die gewährte Unterstützung.

2 Die offizielle Geschichtsschreibung Nordkoreas verfälscht diesen Zusammenhang. Es wird schlicht behauptet, der Sieg der nationalen Befreiungsbewegung im August 1945 sei Schlußpunkt eines Entscheidungskampfes gewesen, in dem sich das koreanische Volk, angeführt von Guerillaverbänden unter dem Kommando Kim Il Sungs, und die japanische Kolonialmacht gegenübergestanden hätten.

3 Der Umfang dieser Hilfsleistungen ist nicht bekannt. Es wird allgemein angenommen, daß sie mit denen der Amerikaner für Südkorea in den fünfziger Jahren vergleichbar sind.

4 1958/59 fielen ca. 90 führende Parteikader den Säuberungen zum Opfer.

5 Dieses Phänomen läßt sich nicht nur in Nord-, sondern auch in Südkorea unter Rhee Syng Man und Park Chunghee beobachten, die ebenfalls autoritäre Herrscher waren.

6 Umgekehrt wurde auch in Südkorea die Existenz Nordkoreas als Bedrohung dargestellt und zur Legitimierung des autoritären Regimes bis in die achtziger Jahre hinein propagiert.

Literaturverzeichnis

Ball, William Macmahon, 1964: Nationalism and Communism in East Asia. Melbourne

Brune, Elisabeth, und John Hersh, 1976: Socialist Korea. A Case Study in the Strategy of Economic Development. New York

Chin Shun Shin, 1993: Dreitausend Jahre Konfuzianismus [koreanisch]. Seoul

Cho Se-Yung, 1987: »›Wettkampf für die rote Fahne der Drei Revolutionen‹ ist eine Massenbewegung zur ideologischen Umerziehung, die alle Mitglieder der Gesellschaft zu kommunistischen Revolutionären machen soll« [koreanisch]. In: Kynlloja Nr. 3

Freudenberg, G., 1988: »Archipel Gulag oder Musterland sozialistischer Entwicklungspolitik?« In: Rainer Werning (Hg.): Nordkorea. Annäherungen an einen Außenseiter. Analysen, Berichte. Frankfurt/M

Go Hyun-Yuk, 1993: »Leistung und Grenze der autozentrierten Wirtschaftsstrategie«. In: The Institute for Far Eastern Studies (Hg.): Politische Ökonomie des sozialistischen Aufbaus in Nordkorea. Seoul, 105-30

Hansen, Sven, 1988: »Sozialistischer Aufbau im Zeichen innenpolitischer Konflikte und des Autozentrismus«. In: Rainer Werning (Hg.): Nordkorea. Annäherungen an einen Außenseiter. Analysen, Berichte. Frankfurt/M

Holiday, John, 1981: »The North Korea Model: Gaps and Questions«. In: World Development, 889-905

ders., 1981/82: »The North Korean Enigma«. In: New Left Review 127, 18-52

Hwang Jang-Yub, 1979: »Die Philosophie des großen Führers ist das einheitliche System der Ideologie, Theorie und Methode von ›Dschutsche‹« [koreanisch]. In: Kullodscha 4

Institut für Sozialwissenschaft (Hg.), 1961: Die Wirtschaftspolitik der Partei der Arbeiter Koreas für den Aufbau der sozialistischen Wirtschaft [koreanisch]. Pjöngyang

Kim Il Sung, 1967: Ausgewählte Werke [koreanisch]. Bd. 1, Pjöngyang

ders., 1968: Ausgewählte Werke [koreanisch]. Bd. 4, Pjöngyang

ders., 1972: Ausgewählte Werke [koreanisch]. Bd. 7, Pjöngyang

Kim Hyun-Jun, 1994: »Veränderung in Nordkorea nach dem Tod Kim Il Sungs« [koreanisch]. In: Chugan Maekyung 20.7.1994, 10-12

Kim Il-Pyung, 1975: Communist Politics in North Korea. New York

Lee Eun-Jeung, 1993: »Autoritäre Herrschaft und wirtschaftliche Entwicklung in Südkorea«. In: Internationales Asienforum, 75-90

dies., 1995: »Von Mao zu Deng. Chinas Entwicklung zur Einparteienherrschaft«. In: R. Saage (Hg.): Das Scheitern diktatorischer Legitimationsmuster und die Zukunftsfähigkeit der Demokratie. Festschrift für Walter Euchner. Berlin

Lyu Kil-Jae, 1993: »Chollima Bewegung und Aufbau der sozialistischen Wirtschaft« [koreanisch]. In: The Institute for Far Eastern Studies (Hg.): Politische Ökonomie des sozialistischen Aufbaus in Nordkorea. Seoul, 43-79

Maretzki, Hans, 1991: Kimismus in Nordkorea. Böblingen

Park Hyung-Jung, 1992: Zur Analyse des nordkoreanischen Phänomens. Untersuchung der Konstitutionsgeschichte des nordkoreanischen Phänomens und seiner Regulationsfunktion für die realsozialistische Vergesellschaftung und nachholende Modernisierung in einem rückständigen Festungsstaat. Marburg

Park Jae-Gyu, 1994: Nordkoreanische Verhältnisse und Perspektiven der koreanischen Halbinsel nach dem Tod Kim Il Sungs [koreanisch]. Forschungsbericht des Institute for Far Eastern Studies 94-3, Nr. 13, 9

Sato, Shuichi, 1994: »Niemand kritisiert den König. Gespräch«. In: Die Zeit 32

Scalapino, Robert A., und Chung-Sik Lee, 1972: Communism in Korea. Bd. 1. Berkeley

Seifert, Wolfgang, 1982: »Besonderheiten der nordkoreanischen Entwicklung und die Rolle der Dschutsche-Ideologie in historischer Perspektive«. In: Peripherie 10/11, 82-103

Senghaas, Dieter, 1979: »Dissoziation und autozentrierte Entwicklung. Eine entwicklungspolitische Alternative für die Dritte Welt«. In: ders. (Hg.): Kapitalistische Weltökonomie. Kontroversen über ihren Ursprung und ihre Entwicklungsdynamik. Frankfurt/M, 376-412

Werning, Rainer, 1988: »Nordkorea – Halbierte Wahrheit«. In: ders. (Hg.): Nordkorea. Annäherungen an einen Außenseiter. Analysen, Berichte. Frankfurt/M

Yoon, Tae-Kuak, 1963: »North Korea's Industrial Development During the Post-War Period«. In: The China Quarterly 14

Kongreßberichte

Krieg

7. Symposium der Internationalen Assoziation der Philosophinnen (IAPh) in Wien, 20. bis 23. September 1995

Kann feministische Theorie und Praxis Perspektiven entwickeln, die über kriegerische Durchsetzung politischer Macht hinausweisen? So lautete eine der zentralen Fragen des Symposiums. Der Ärger, mich aufgrund des Veranstaltungsplans und mehr als 60 Referaten jedesmal zwischen Politik, Philosophiegeschichte, Symbolischer Ordnung und Ästhetik entscheiden zu müssen, da alle diese Sektionen gleichzeitig stattfanden, wich dem Erstaunen über die Vielfalt der gebotenen Themen.

Die kroatische Philosophin *Rada Ivekovic* beschrieb in ihrem Einleitungsreferat Nationalismus und Krieg als extreme Fälle von Konstruktion eines politischen Subjekts. Die Ideologie des Nationalismus ist im wesentlichen eine misogyne, gekennzeichnet durch den Ausschluß des »Anderen«. Dieses »Andere« ist – philosophiehistorisch und historisch-politisch – weiblich konnotiert. (Die antisemitische Konstruktion »des Juden« z.B. ist eine ebenso sexualisierte und verweiblichte wie das von den deutschen Soldaten im Ersten Weltkrieg kreierte Bild der »Roten Flut«) Den deutlichsten Ausdruck findet dieses nationalistische Artefakt des »Anderen« in der als Kriegsstrategie eingesetzten Vergewaltigung der »Frauen des Gegners«. Das Fremde wird in der Frau attackiert, was in einem kaum zu überbietenden Zynismus ethnische »Säuberung« genannt wird. Der Gegner wird materialisiert in einem weiblichen Körper, in den eingedrungen werden muß, um die eigene Angst vor Verletzlichkeit zu verdrängen. Nationalismus (von »natio« = Geburt, Geschlecht) führt zu Rassismus, der sich – da es ihm um die genetische Herkunft des »Volkskörpers« geht – den Körper der Frau zu unterwerfen trachtet, um ihre Gebärfähigkeit zur Produktion von »Eigenem« zu vereinnahmen. Es ist dies »das wahnsinnige Projekt, aus sich selbst geboren zu werden« (Ivekovic), bei dem unser Ursprung im Anderen der Verleugnung anheimfällt und Dichotomien geschaffen werden: »So werden wir Hindus versus Moslems, Serben versus Kroaten«. Die Arbeitsteilung des Krieges besteht im männlichen Töten und im weiblichen Reproduzieren von Kanonenfutter. Höher bewertet und finanziell einträglicher ist allemal das Töten des Feindes, weshalb Ivekovic unsere Zivilisation als eine vom Todestrieb besessene bezeichnet. – Krieg sei Abwehr des männlichen Gebärneids, so *Carola Meier-Seethaler;* daraus folgend bestehe die wirksamste Kriegsprophylaxe in der Aufhebung der Arbeitsteilung und der Beteiligung der Männer an der Reproduktions- und Erziehungsarbeit.

Die Tatsache, daß die Friedensbewegung im früheren Jugoslawien hauptsächlich von Frauen getragen wird, erklärte Ivekovic einerseits durch die geschlechtsspezifische Sozialisation, andererseits durch das Konzept des Nationalismus selbst. Für den männlichen Nationalisten ist die Identifikation mit der übergeordneten Instanz »Vater der Nation« eine mit dem selben Geschlecht, dem »Eigenen«, das durch den Ausschluß des weiblichen »Anderen« funktioniert. Für Frauen – auch für nationalistisch eingestellte Frauen – läßt der unmögliche Versuch der völligen Identifikation mit dem »Vater der Nation« mehr Raum für eine Kommunikation mit dem Fremden. Eine »Ethik des Anderen«, der mir vor meinem Eigeninteresse aufgegeben ist, forderte daher *Astrid Nettling* im Sinne von Levinas.

Brigitte Weißhaupt sieht eine wesentliche Aufgabe der Philosophie darin, das Unsagbare zur Sprache zu bringen und aus der traumatischen Gebanntheit dem Entsetzen einen Namen zu geben. Es geht darum, nicht nur die Geschichte des Siegers zu erzählen sondern auch die Geschichte der Herstellung des siegreichen Subjekts: Rekruten werden

zuerst in ihrer Geschlechtsidentität verunsichert, indem sie eine untergeordnete, weiblich konnotierte Rolle zu erfüllen haben, worauf ihnen Eigenschaften eines heroisierten männlichen Ideals angeboten werden, die sie bereitwillig übernehmen und daraus eine rigide »männliche« Identität beziehen. Männer, die Gewaltanwendung verweigern, werden feminisiert und als Verräter aus der »Wir-Brüder«-Gruppe ausgeschlossen. Die komplementäre Figur der »konstitutionell friedfertigen Frau« wurde von den Vortragenden ins Reich des Mythos verwiesen.

Die österreichische Frauenministerin a.D. *Johanna Dohnal* betonte, daß der Krieg gegen Frauen allgegenwärtig ist, denn auch in sogenannten »Friedenszeiten« werden Frauen vergewaltigt und mißhandelt – in den allermeisten Fällen von ihren Ehemännern. Frauen verlassen sich zu sehr auf rechtsstaatliche Sicherheit, die ihnen keine Garantie bietet, was sich deutlich im ehemaligen Jugoslawien zeigt. Die vergewaltigten Frauen werden hier nochmals zum Opfer gemacht von den in- und ausländischen Medien sowie von den Nachbarstaaten, die ihren Flüchtlingsstatus nicht anerkennen (*Neva Tölle* vom Zagreber Frauenhaus). Und dennoch meinte Weißhaupt: »Kriege könnten nicht geführt werden ohne die Unterstützung von Frauen«: Frauen an der Gebärfront, in der Kriegsmaterialproduktion und als KZ-Aufseherinnen im Nationalsozialismus; Frauen, die Soldaten wieder kampffähig pflegen und Frauen, die Helden verehren.

Den formal originellsten Beitrag gestalteten *Gerhild Ganglbauer* und *Miriam Wischer*: Ihr zweistimmig vorgetragener Text, den sie als »Anschlag« auf das Publikum deklarierten, eröffnete als Dekonstruktion in Praxis einen Polylog zum Thema »Terror gegen den Staat«. Die Möglichkeit, sich zwischen zwei gleichzeitig vorgetragenen Argumentationssträngen jeden Moment neu entscheiden zu können, vervielfältigte die Perspektiven des Verständnisses. Die performanceartige Lesung rief so widersprüchliche und heftige – begeisterte sowie radikal ablehnende – Reaktionen hervor wie kein anderes Referat des Kongresses. Allerdings ersetzte die diskutierte Frage nach der Form von Kommunikation ein Gespräch über den konkreten Inhalt des Gehörten – womit jedoch diese dichotome Trennung selbst in Frage gestellt wurde.

Ähnlich widersprüchliche Reaktionen rief sonst nur die Frage nach dem Sinn des Militärdienstes von Frauen hervor. *Ruth Seifert*, Dozentin an der Führungsakademie der Bundeswehr in Hamburg, plädierte für die gleichberechtigte Teilnahme von Frauen an der Armee, mit dem Argument, damit würde die Gender-Dichotomie radikal aufgebrochen. Sie meinte, der Gender-Aspekt sei getrennt vom Friedensaspekt zu diskutieren. Die Militarisierung von Frauen erschien den meisten Diskutantinnen als kein friedenssichernder und auch kaum emanzipatorischer Weg, eine Disziplinierung der Frauen durch das Heer schien wahrscheinlicher als die Veränderung des Heers durch die Frauen.

Parallel zum Kongreß präsentierten elf Künstlerinnen eine Ausstellung in der Nationalbibliothek: Ihre Bilder, Objekte und Rauminstallationen machten deutlich, daß es Bilder sind, die Feindbilder erzeugen – und daß Kunst aufklärerische und widerständische Funktion haben kann. Gewalt wird als das eigentlich Obszöne bewußt gemacht. Die Schrift eröffnet durch ihre Abstraktheit Denkräume, »Alphabetbücher« und »Thorarollen« ermöglichen kritische Distanz zur aufdringlichen medialen Bilderflut. Der in Österreich oft mißbrauchte Begriff der »Bodenständigkeit« wurde allein denen als notwendig zuerkannt, »die sich für Gemüse halten« – für bodenständig eben –, aber sich als Vertreiber des Fremden »wie Ratten verhalten« (Flusser). Der Titel der Ausstellung, »was – WAR – ist«, kann auch einen der Angelpunkte der zukünftigen philosophischen Diskussion zum Thema Krieg bilden. Die Geschichten der Entstehung der Subjekte, die Krieg führen, die Befehle erteilen, die Befehlen gehorchen, die mitmachen, die Opfer werden.

Bettina Zehetner (Wien)

Die Frage nach einer kriegsgeneigten Subjektivität stand im Mittelpunkt des Referates von *Joke Hermsen*. Sie stellte anhand einer Bachmann-Analyse die Frage nach der Möglichkeit bzw. Unmöglichkeit einer Beziehung zwischen dem (männlichen) Ich und dem (weiblichen) anderen in der westlichen Kultur. Ihre letztlich psychoanalytisch verankerten Reflexionen kreisten um die Frage, ob ein dichotomes Denken, das von einer männlich bestimmten Rationalität und autonomen Identität bestimmt ist, nicht den Grundstein für eine Entwicklung legt, die von männlichen Abgrenzungsbedürfnissen bis hin zu Kriegen führt. Hermsens Ausführungen ließen den Schluß zu: Das Konzept der Weiblichkeit – und damit auch die Subjektivitätsformen konkreter Frauen – sind mit fließenderen Ich-Grenzen ausgestattet als Männer und können das andere somit unbeschadeter integrieren als dies über »Männlichkeit« möglich ist. Weiblichkeit birgt demnach friedensfördernde Potentiale. Die Antwort auf die Frage, wie sich diese Vorstellung auf konkrete Konfliktszenarien übertragen läßt, blieb Hermsen allerdings schuldig. Mein Einwand ist hier, daß gerade die aktuellen Kriegsschauplätze zeigen, daß »Weiblichkeit« keine ausschließliche Subjektivitätsform ist, sondern von nationalen und rassischen Zugehörigkeiten überlagert sein kann. Es stellt sich die Frage, wie sich die so definierte Weiblichkeit im Ernstfall zu anderen Identitätsanteilen verhält.

Charlotte Annerl zeigte am Beispiel Kants, wie sich Zuschreibungen an Weiblichkeit und Männlichkeit mit kriegerischen Diskursen verschränken. Auch sie stellte die Frage, ob nicht die Konstruktion einer friedfertigeren Weiblichkeit gesellschaftlich und politisch nutzbar gemacht werden kann – versah diesen Vorschlag allerdings angesichts der historischen Wirkungslosigkeit mit einem Fragezeichen.

Gegenpositionen zu Ansätzen, die »Weiblichkeit« als friedensschaffende Kategorie zu theoretisieren versuchten, zeigten sich in den eher historisch-sozialwissenschaftlich orientierten Annäherungen. *Christine Cnossen* stellte eine Annahme in Frage, die in vielen Diskussionen implizit zugrundegelegt wurde und die feministische Diskussion insgesamt kennzeichnet: Frauen hätten durch die Geschichte hindurch Abstand zu militärischen Organisationen und kriegerischen Konfliktlösungen gehalten. Mit Hilfe einer Sammlung von historischen Beispielen versuchte sie den Nachweis zu führen, daß weibliche Kämpfer nicht nur in der Mythologie einen Platz haben oder als Abweichung von der weiblichen Norm zu verstehen, sondern in allen möglichen Kriegsszenarien aufzufinden sind. Allerdings bestünde in der westlichen Kultur kein Interesse daran, das Wissen über diese Frauen zu tradieren. Statt dessen wurden Anstrengungen unternommen, um die weibliche Partizipation an Kämpfen ins kulturelle Vergessen abzudrängen. Nicht das Bild der Kämpferin sei ein Mythos, sondern das Bild der friedfertigen und schutzbedürftigen Frau, das wider die empirische Evidenz in patriarchal bestimmten Gesellschaften aufrechterhalten wird.

Deborah Stahlkopf erteilte der Annahme einer »natürlichen« männlichen Aggressivität eine Absage. Im Zentrum ihrer Kritik standen soziobiologische Ansätze, die die Männlichkeit des Krieges mit einer angeborenen Aggressivitätsprädisposition von Männern zu erklären suchen. Obwohl die Soziobiologie wissenschaftlich als abgehalftert angesehen werden kann, erfreue sie sich auf politisch-ideologischer Ebene nach wie vor großer Beliebtheit und Wirksamkeit. Am Beispiel der amerikanischen Gesetzgebung wurde deutlich gemacht, in welchem Ausmaß biologistische Plausibilisierungen nach wie vor das politische und rechtliche Feld bestimmen (so in einem neueren Richterspruch, in dem die biologische Unerträglichkeit weiblicher Untreue als mildernder Umstand für einen Ehemann akklamiert wurde, der seine Frau getötet hatte). *Holly Cullen* zeichnete in einer Analyse des politischen und gesellschaftlichen Umgangs mit Kriegsdienstverweigerung die ideologischen Mechanismen nach, die zum »gendering«, also zur geschlechtsspezifischen Konnotierung von Militär und Kriegsdienst führen. Sie

richtete ihr Augenmerk auf den Umgang mit der Verweigerungshaltung (heterosexueller) Männer. Um den Mythos der »kämpfenden Männlichkeit« aufrechtzuerhalten, werden auch in diesem Fall Maßnahmen auf rechtlicher und politischer Ebene ergriffen, um sicherzustellen, daß das Wissen um männliche Verweigerung keine Kreise zieht (die Verweigerung »unmännlicher« homosexueller Männer wird seitens der Militärapparate demgegenüber erleichtert zur Kenntnis genommen). Cullens Vorschlag zur Entschärfung der Situation ist ein De-Gendering der Zusammenhänge von Militär und Männlichkeit. Dann würde Kriegsdienstverweigerung nicht mehr als schwach, weiblich und damit unmännlich konnotiert sein und ein zentrales ideologisches Instrument zur Motivierung von Männern für eine bestimmte Art von Konfliktlösung abgeschwächt.

Isabel Pena Aguado streifte das Phänomen »Krieg« eher am Rande, indem sie einen Diskurs nachzeichnete, in dem der Begriff des Erhabenen seit der Antike eine Reihe von Tugenden bezeichnete, die stets einem männlichen Ideal entsprachen. Eine heroische Haltung, Edelmut, ein großer Geist sowie Rationalität und autonomes Handelns charakterisieren den Mann als freies und rationales Wesen. Auf der anderen Seite standen Gefühle, Impulse und Abhängigkeit als Kennzeichen eines schwachen, fremdbestimmten, weiblichen Subjektes. Die Referentin schloß sich nicht der altfeministischen Parteinahme für Gefühle und Intuitionen an, sondern endete mit der Frage, ob nicht eine Usurpation des Erhabenen durch Frauen emanzipatorische Potentiale in der westlichen Kultur freisetzen könne.

Staatlich legitimierte Gewaltausübung, wie wir sie in nie gekanntem Ausmaß in diesem Jahrhundert erleben, so die von *Robin Schott* vorgetragene These, basiert auf einer spezifischen Konstruktion von Männlichkeit und Weiblichkeit und ihrer Übersetzung in geschlechtsspezifische Identitäten. Das gilt auch für postmoderne Kriege, die von einigen Autoren als »geschlechtslose Kriege« dargestellt werden, d.h. als Szenarien, in denen die Destruktivität ein Ausmaß annimmt, das Männer und Frauen gleichermaßen betrifft. Männlichkeit und Weiblichkeit spielten sowohl in der kulturellen Konstruktion des Krieges als auch in den Erfahrungen, die Männer und Frauen in Kriegen machen, nach wie vor eine entscheidende Rolle.

Die Erklärungen, die für Vergewaltigungen im zivilen Kontext entwickelt wurden, so *Claudia Card*, reichen für die Analyse von Kriegsvergewaltigungen nicht aus. Hierbei spielt nicht nur die Logik der Geschlechtertrennung eine Rolle, sondern auch die symbolische Konstruktion des Krieges. Eine Möglichkeit, die Konstruktionen einer verletzungsoffenen – also zu vergewaltigenden – Weiblichkeit und einer gewalttätigen Männlichkeit aufzulösen, sieht Card im Durchbrechen des männlichen Gewaltmonopols durch Frauen und in der Aneignung einer gewaltsamen Definitionsmacht: So, wie weibliche Subjektivität in der Vergewaltigung zugerichtet und enteignet wird, so könnte die Zwangskastration von Vergewaltigern eine adäquate, d.h. eine ähnliche Resultate erzielende, Antwort seitens der Frauen sein.

In einer originellen Analyse zeichnete *Alice Pechriggl* die Verbindung von militärischen und politischen Korps ausgehend von der griechischen Antike nach und entwickelte dabei die These, daß im Militärkorps prototypisch eine gesamtgesellschaftlich bedeutende Subjektivität entstand, die mit der zivilen und politischen Gemeinschaft gekoppelt wurde und heute noch kennzeichnend für den »öffentlichen Körper« ist. Über militärische Organisationen, so könnte man schlußfolgern, wurde eine In-Gruppe definiert, die bestimmte körperliche und psychische Merkmale aufwies, die im Männerbund vorexerziert wurden. Dazu war eine Out-Gruppe notwendig, die über das Weibliche konstruiert wurde. Vielversprechend erscheint dieser Ansatz deswegen, weil Pechriggl damit tendenziell in der Lage ist, die Durchdringung des gesamten gesellschaftlichen Lebens mit militärischen Elementen – angefangen von der männlichen Subjektivität/

Identität bis hin zu kulturellen Symbolen und der Organisation des Politischen – in den Griff zu bekommen.

Schließlich sei noch *Ulrike Weidners* Beschäftigung mit Virilios *Diskurs von Krieg* erwähnt – einer der wenigen neueren Texte, der sich in einer Theoretisierung des Krieges versucht. Weidners Frage nach dem Erkenntnisgewinn seiner »Dromologie« für die Erklärung von konkreten Kriegen ließe Zweifel aufkommen, ob der Begriff der Geschwindigkeit, der mit Urbanistik, Ästhetik, Physik umd Metaphysik zusammengerührt wird, geeignet ist, die Geschichte der Menschheit und ihrer Kultur zu erhellen.

Elisabeth List nahm in ihrem Abschlußvortrag eine psychoanalytische Perspektive ein. Im Zentrum ihres Versuches, Krieg und Gewalt einer Erklärung zuzuführen, stand die Erfahrung der Differenzierung zwischen dem Selbst und dem Anderen in patriarchalen Kulturen. Die Ausgrenzung des Weiblichen in der Frühzeit der Entstehung patriarchaler Formen politischer Herrschaft, so List, stellt die historisch älteste Form der realen Produktion und der symbolischen Konstruktion von Alterität dar. Frauen sind deshalb die prototypisch Anderen, Fremden. Die Konstruktion von Alterität ist für List eine wesentliche Kriegsursache und ein wichtiges Instrument der ökonomischen Ausbeutung und politischen Beherrschung. Ihr Hauptinteresse galt den subjektiven Bedingungen, unter denen Haß, Gewalt und Krieg entstehen können. Am Ende blieb die Frage offen, wie frau sich die Vermittlungsschritte vorzustellen hat, die nötig sind, um die beschriebenen Konditionen in den verschiedenen (männlichen) Subjekten, die historisch und kulturell zum Teil unterschiedlichen Produktionsmodi von männlicher Subjektivität unterworfen sind, in kollektive, staatlich organisierte Gewaltanwendung zu übersetzen. Der Brückenschlag von der Ebene des Individuums auf die Ebene des Kollektivs bringt Probleme mit sich, die gerade in einer Analyse konkreter Szenarien, wie beispielsweise männlicher Verweigerung und weiblichen Kämpfertums, virulent werden.

Resümierend läßt sich feststellen, daß trotz der vielen Referate, die sich um die Bewältigung konkreter Problemstellungen im Zusammenhang mit kriegerischer Gewaltbemühten, eine gewisse Ratlosigkeit über die weitere Richtung des wissenschaftlichen Vorgehens herrschte. Ob sich die große Anzahl an Beiträgen, die sich in ästhetisierender, und damit distanzierender, Weise mit dem Thema »Krieg« befaßten, nur durch einen teilwissenschaftlichen – also literatur-, kunst- oder geisteswissenschaftlichen – Fokus erklären läßt, oder möglicherweise eine Verdrängung des konkreten Phänomens charakterisieren, bleibt zu fragen. Schließlich darf man davon ausgehen, daß sich im Herumtasten nach Möglichkeiten, das Phänomen »Krieg« zu analysieren, auch die Situation der europäischen Geistes- und Sozialwissenschaften im Umgang mit diesem Thema widerspiegelt: Eine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Krieg und Militär fand in den letzten 50 Jahren so gut wie nicht statt. Sogar nach dem Beginn des Krieges im ehemaligen Jugoslawien übten sich insbesondere die deutschen Sozial- und Geisteswissenschaften in vornehmer Zurückhaltung. Diese Reaktion, die insbesondere im Vergleich zu den vom Geschehen weitaus entfernter liegenden USA hervorsticht, wo eine Fülle von Publikationen zum Thema erschienen ist, wurde schon des öfteren unter dem Aspekt der Verdrängung diskutiert.

An dieser Stelle ist auch anzumerken, daß die Analysen ohne empirisches Wissen über Krieg und Militär letztlich nicht auskommen werden. Wenn wir uns in den Analysen nur auf kulturelle Konstruktionen von Gender stützen, besteht die Gefahr, in die Falle der patriarchalen Bipolaritäten zu tappen und auf diese Weise jene Phänomene, die der wissenschaftlichen Durchdringung zugeführt werden sollen, letztlich zu reifizieren. Darüber hinaus zeigen viele historische und empirische Erkenntnisse, in welchem Ausmaß gerade Konflikt- und Krisensituationen die Konstruktionen von Gender aufbrechen. Wenn z.B. in den Diskussionen immer wieder implizit oder explizit unterstellt wurde,

es gebe eine männliche Lust am Krieg und am Kampfgeschehen, so fragt sich, wie sich dies mit der in allen westlichen Armeen gewonnenen Erkenntnis verträgt, daß in akuten Kampfsituationen höchstens etwa 30 Prozent der Akteure jeweils wirklich »kämpfen«, während die übrigen versuchen, sich aus dem Geschehen zurückziehen. Während Stereotypen bezüglich der Kategorie »Gender« in anderen Bereichen bereits vor einiger Zeit als Ansatz zur wissenschaftlichen Auseinandersetzung ad acta gelegt wurden, feiern sie in der ethisch-moralisch hoch aufgeladenen Diskussion zum Thema »Krieg« immer wieder fröhliche Urständ'. Ein Grund dafür dürfte der die Analyse erschwerende Mangel an einschlägigen empirischen Erkenntnissen sein.

In Wien wurde ein überaus dankenswerter Anfang dazu gemacht, in eine komplexe Analyse des kulturellen Phänomens »Krieg« einzusteigen und jene Felder zu umreißen, in denen sich die weitere Forschung bewegen kann. Ruth Seifert (Hamburg)

Friedrich Engels – revolutionärer Sozialist und Theoretiker

Neueinschätzung nach den ersten 100 Jahren. Internationales Engels-Symposion in Wuppertal, 9. bis 12. Oktober 1995

Ein Jubiläum ist eine Chance für Öffentlichkeit. Zu Friedrich Engels' hundertstem Todestag gab es eine ganze Reihe von Konferenzen im In- und Ausland. Eine Möglichkeit, kritisch zu besichtigen, was von seinen Schriften haltbar, was zu verwerfen, was weiterzuentwickeln ist. In Wuppertal war die Gruppe der Teilnehmer klein: 18 Referenten und nur eine Referentin, ein Umstand, der als grundlosen Euphemismus kritisieren würde, wenn in der Folge großspurig von beiden Geschlechtern gesprochen würde. Ich wähle daher die männliche Form.

Die geringe Teilnehmerzahl ermöglichte eine intensive Diskussion und ein Arbeitsklima, das auf größeren Kongressen niemals erreicht wird. Die meisten Beiträge waren wie Werkstattberichte gehalten, die genau und sorgfältig vom neuesten Stand der kritischen Beschäftigung mit Engels berichteten. So trat an die Stelle höflicher Langeweile von Anfang an ein lebhaftes Interesse. Man lernte Neues. Das machte auch die gewohnte Intellektuelleneitelkeit überflüssig, einander zu überbieten statt miteinander zu arbeiten.

Einige Stichproben: Gunter Willing aus Halle, einer der letzten aus der alten Gruppe der MEGA-Mitarbeiter, der noch dabei ist, führte an einem Manuskript von Engels dessen Arbeitsweise vor. Er las symptomal. Marx hatte einen Anti-Proudhon geplant, weil Proudhons Vorschlag einer »Tauschbank« ihm ein Alptraum war. Für diese Kritik exzerpierte Engels aus dessen *Idée générale de la révolution au XIXe siècle* (Paris 1851) das, was er als politökonomische Irrwege entzifferte. Willing zeigte nach einer knappen Darstellung des Proudhonschen Buches, welche Bereiche Engels in seinem Exzerpt, das er Marx überließ und das dessen Grundlage der Kritik wurde, wegließ. Dies waren die Unterdrückung des Individuums durch den Kollektivgedanken in einer sozialistischen Zukunft, Befürchtungen über eine Erziehungsdiktatur durch einen zentralistischen Staat und über das Eigenleben von bürokratischen Strukturen. In der angeregten Diskussion, in der eine Linie von Engels' blinden Flecken zu Problemen staatssozialistischer Staaten gezogen wurde, wollte Willing diese Schweigepunkte und Auslassungen eher als etwas verstanden wissen, das Marx und Engels als schnell erledigbar erachteten und daher nicht extra erwähnten bzw. exzerpierten.

Der Gedanke einer etwas kurzschlüssigen und hastigen Arbeitsweise bei Engels tauchte mehrfach wieder auf. So zeigte der Japaner Narihiko Ito (der als Luxemburg-Forscher in Europa bekannt ist), daß Engels häufig im Überschwang eines Zorns über schlechte Zustände utopische Perspektiven überzeichnete und daher zu Schlüssen kam, die einer strengen Analyse nicht standhalten konnten. Nach einer schnellen Lektüre der

ethnologischen Schriften Morgans habe er z.B. in nur zwei Monaten die langwirkende Schrift vom *Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates* geschrieben. Ito legte die Marxschen Exzerpte neben die von Engels und entdeckte, daß da, wo der eine (Engels) von der »weltgeschichtlichen Niederlage des weiblichen Geschlechts« spricht – als Folge einer Revolution, der Verwandlung von Mutterrecht in Vaterrecht –, der andere (Marx) von einem »Übergang« spricht, von einem »historischen Prozeß«, den er anders als Engels auch nicht direkt mit einem modernen Sozialismus verband.

Auch Thomas Marxhausen (Halle) führte eine merkwürdige Diskrepanz in Engels' Arbeitsweise vor. Er bezog sich wesentlich auf die Briefe nach Marx' Tod, in denen er sichere Aussagen über das Ende der kapitalistischen Produktionsweise machte, während er zur gleichen Zeit an der Herausgabe Marxscher Schriften arbeitete, die nichts von dieser Zuversicht oder gar einer genauen zeitlichen Vorhersage enthielten. In der Diskussion wurde jetzt vor allem der Versuch gemacht, Kritik an Engels zu ermäßigen, mehr Historisierung einzufordern.

In diesem Sinne arbeitete Sven Erik Liedman (Göteborg). Er untersuchte das Auftreten des Begriffs »Gesetz« in den Schriften von Engels (»Gesetze der Dialektik«). Er wies nach, daß dieser Term, der bekanntlich im Stalinismus zur dogmatischen Erstarrung des Denkens beitrug, nur kurz und in Verteidigung von Marx gegen Dühring auftrat, später jedoch in den Schriften von Engels wieder verschwand. Engels habe gewöhnlich den Terminus »Verhältnisse« benutzt. In dieser Weise legte Liedman nahe, daß mechanistisches Gesetzesdenken eher auf Marx, der seine Theorie als dem Stand damaliger Naturwissenschaften gleichrangig behaupten wollte, denn auf Engels rückführbar sei. In der Diskussion wurde erörtert, ob die Versuche, Gesetze in der Dialektik – vor allem Parallelen zur Naturdialektik – zu entdecken, nicht als eine Art logischer Garantie für Revolutionserwartung zu lesen sei.

Gert Schäfer (Hannover) suchte nachzuweisen, daß reduktionistische, mechanistische an Systeme gebundene Denkweisen Engels weniger bestimmten als experimentelles und »ketzerisches« Denken. Er zog eine Reihe von Briefstellen heran, in denen Engels jeweils vor der Kanonisierung seines und des Marxschen Denkens warnt und jeden Schematismus verurteilt. Freilich schützt das Bewußtsein vor solchen Gefahren nicht so sehr vor eigenen Irrtümern, daß es nicht doch gelte, kritisch mit dem Engelsschen Erbe umzugehen, gerade um wichtige Bausteine weiter benutzbar zu halten.

Eingangs hatte Theo Bergmann zur Erneuerung eines undogmatischen Marxismus aufgerufen und die Vielseitigkeit der Engelsschen Schriften hervorgehoben. Die Vielzahl der auf dem Kongreß diskutierten Themen, auseinandergelegt in eine Vielzahl von Menschen, die ganz unterschiedliche Disziplinen vertraten, legte davon ein lebendiges Zeugnis ab. So gab es Naturwissenschaftler (Kircz aus Amsterdam) und Mathematikhistoriker (Scholz aus Wuppertal), die sich der entsprechenden Schriften in Engels' Werk halb ironisierend, was die Einschätzung von Details anging, und halb anerkennend annahmen, was die Tragfähigkeit einzelner theoretischer Aussagen betraf. Agrarwissenschaftliche Überlegungen und Untersuchungen von Engels waren Gegenstand der Ausführungen von Theodor Bergmann (Stuttgart) und Li Chengyi (Peking). Beide, Bergmann zum Gemeineigentum und zu Bauern als Bewegung, Li zur Frage der Kollektivierung chinesischer Bauern, suchten nach dem Nutzen Engelsscher Vorstellungen für heutige Politik. Eine solche ständige Aktualisierung wurde insbesondere durch Vigier (Paris) eingebracht, der mit großer Leidenschaft die jüngsten Machenschaften globaler Kapitalisierung und Kriegführung auf die Tagesordnung brachte – ein Verfahren, das allerdings die sorgfältige philologische Arbeit vieler Teilnehmer heftig überrannte. So die Ausführungen von Haible (Stuttgart) zur Vorstellung »allseitig entwickelter Persönlichkeit« im Verhältnis zur Entwicklung des Individuums in staatssozialistischen Ländern; oder die Problematik

des Antisemitismus in den Schriften von Engels (Keßler aus Berlin). Schließlich gab es würdigende Ausführungen z.B. zur Bedeutung des Vorgangs, die Kategorien Klasse und Geschlecht überhaupt zu benutzen (Pelz, Chicago). Pelz wies im gleichen Kontext auf die den historischen Akteuren zugewandte Haltung und die Alltagsgeschichtsschreibung durch Engels hin. Überraschend auch die Befunde von Michael Löwy (Paris), daß Engels die bei ihm vermutete antireligiöse Strategie nicht durchweg verfolgte, sondern u.a. revolutionäre Potenzen in religiösen Gruppen (etwa der Heilsarmee) herausarbeitete.

Gerade in ihren Zweifeln war diese Konferenz ermutigend. In der Anlage, eine Reihe von Wissenschaftlern aufzufordern, aus ihrer Werkstatt zu berichten, war sie vorbildlich. Lediglich die strahlende Oktobersonne demoralisierte ein wenig die Zustimmung zu einem Programm, das von morgens um 9 Uhr bis abends um 18 Uhr mit ganz wenig Pausen den Teilnehmern die gewohnte Askese abverlangte.

Frigga Haug (Berlin und Hamburg)

Nietzsche in der DDR

5. Jahreshauptversammlung der Förder- und Forschungsgemeinschaft Friedrich Nietzsche e.V. in Halle/Röcken, 14./15. Oktober 1995

Die Thematik wurde in Halle durch zwei Referate eingeleitet und in Röcken, dem Geburts- und Begräbnisort Nietzsches, als Podiumsgespräch im alten Schulhaus fortgeführt. Teilnehmern aus der ehemaligen DDR mag dieser Ort, der sich noch im damals typischen Ambiente befindet, Vertrautheit vermittelt haben, ging es doch neben rein historischen Aspekten immer auch darum, sich der eigenen Vergangenheit zu versichern. Ein Jahr zuvor erst war der Vorsitzende der Gesellschaft, der Hallenser Philosoph Hans Martin Gerlach, stellvertretend für andere, während der Feiern zum 150. Geburtstag Nietzsches Ziel einer aus den alten Bundesländern geführten Kampagne geworden (vgl. *Information Philosophie*, 2/95).

Die Ost-Berliner Philosophin Renate Reschke, die noch zu DDR-Zeiten Nietzsche rezipiert hatte, gab Einblicke in die massenmediale Vermittlung des Nietzsche-Bildes. Neben dem *Magazin*, der einzigen erotisch angehauchten Zeitschrift der DDR, in der Nietzsche eine freie Mitarbeiterstelle in Sachen Frauen- und Eheberatung zufiel, war es die *Wochenpost*, damals eine populäre Kulturzeitschrift, die ihn polemisch als Verführer antidemokratisch-konservativer Eliten aufbereitete. »Wenn es um Nietzsche ging, ging es nicht um Nietzsche«, so Reschke, auch nicht als gegen Ende der DDR die Probleme der Rezeption überwogen und der Tonfall sachlicher wurde. Mit Nietzsche das äußere Feindbild einer wiedererstarkenden Neuen Rechten zu beschwören, richtete sich zuallererst warnend an die eigenen Adepten. Wer sich auf ihn berief, fand sich unversehens im rechten Lager wieder. Bevor Alternativler, Künstler und Abweichler in den eigenen Linien, denen in den achtziger Jahren die Warnung galt, Nietzsche für sich entdeckten, hatte bereits eine Generation davor ihr »Leben mit Nietzsche« geführt, wie Günther Knittel seinen autobiographisch gefärbten Bericht in der Röckener Gesprächsrunde betitelte. Knittel, Chemiker aus Merseburg, frühzeitig aus der Kirche aus- und in die offizielle DDR-Ideologie nie eingestiegen, hatte sich mit Nietzsche eine Lebensorientierung zurechtgelegt, wie sie im positivistisch gestimmten Akademiker-Milieu nicht untypisch war. Dies bestätigte auch Reschke. Sie war bei Vorträgen, vor allem in den sogenannten »Clubs der Intelligenz«, immer wieder auf von Nietzsche inspirierte Gedichte, Essays und auch auf eine Art Erbauungsliteratur gestoßen. Bezeichnenderweise kamen in der Spätphase der DDR dann auch aus der evangelischen Kirche Stimmen, die, um Publikationen zu Nietzsche zu verhindern, im Schulterschluß mit Wolfgang Harich den »antifaschistischen Grundkonsens« der DDR-Gründung einforderten.

Den Ursachen der »Ausbürgerung« Nietzsches ging Norbert Kapferer (Berlin) nach,

indem er die einzelnen Phasen der Nachkriegs-Rezeption in Ost und West miteinander verglich. Für beide deutsche Staaten wurde zunächst die Editionspolitik und Rezeption während der NS-Zeit bestimmend. Der daraus hervorgegangene Konsens am Ende der vierziger Jahre, daß Nietzsche der geistigen Vorbereitung des Faschismus zuzurechnen sei, zerbrach, als in der Bundesrepublik eine »Versachlichung« erfolgte, an der sich ausgewiesene Naziphilosophen wie Carl August Emge als »Entnazifizierer« Nietzsches beteiligten. Nicht zuletzt dies gab den Ausschlag für die offizielle Verdammung, die in der DDR auf eine kurze Phase der relativ offenen Diskussion folgte und bis zum Ende anhielt.

Spannend verlief die Diskussion, wo sie sich vom realen Geschichtsverlauf ablöste: Was wäre gewesen, wenn? Wenn sich der DDR-Marxismus Nietzsche gestellt hätte? Obwohl Steffen Dietzsch (Berlin/Hagen) vehement bestritt, daß von Marx her überhaupt ein intelligenter Zugang zu Nietzsche möglich sei, wurde der Faden gesponnen: Verlorengegangen wären Deutungen, die in der Auseinandersetzung mit dem NS entstanden waren. Gewonnen worden wäre ein Anschluß an die Marxsche Ideologiekritik, und zwar da, wo Lenin den Zugang verstellt hatte, und der Zugang zu einem gesellschaftspolitischen Umbruch, wie ihn die Prager Kafka-Konferenz von 1963 markierte. Statt dessen sei Nietzsche zum Knotenpunkt vertaner Chancen geworden, sahen sich die DDR-Ideologen, gefangen in dem von Lukács verhängten Verdikt des Irrationalismus und der Fortschrittsfeindlichkeit, außerstande, mit ihm konstruktiv umzugehen. Sie hätten auf diese Weise entschieden zum Verfall der offiziellen geistigen Kultur beigetragen. Wenn es Diskussionsansätze gab, z.B. in den später etablierten »Kulturwissenschaften«, dann deshalb, weil Nietzsche als Kritiker der Moral und als radikaler Individualist bei anerkannten Klassikern wie Thomas Mann und Stefan Zweig präsent war. Stark vereinfacht gesagt, fand sich in Nietzsche elitär vorgedacht, was im Herbst '89 massenhaft aufgekündigt wurde: das »dumpfe Behagen im Herdenglück«. Nietzsche, so formulierte es Gundolf Herzberg (Berlin), vermittelte den »Antrieb, das eigene Leben zu führen«.

Inzwischen ist dies eine unumgängliche Primärtugend, wobei offen bleibt, ob sich die Nietzsche-Rezeption nach der »Wende« gleichfalls gegen die Verhältnisse kehren wird.

Rainer Alisch (Berlin)

Telepolis. Stadt am Netz

Vilém-Flusser-Tagung in München, 19./20. Oktober 1995

Städte, die Zentren und Entstehungsorte moderner Gesellschaften, ermöglichten schnelle Kommunikation und Interaktion durch räumliche Nähe. Auch dann noch, als sie sich großflächig ausdehnten, denn Straßen- und Telefonnetze ließen die Ferne wieder schrumpfen. Das Erbe treten breitbandige Computernetze an. Sie versprechen auch, die vom Individualverkehr hinterlassenen Probleme zu lösen; faktisch scheinen sie deren Zerstörungswerk jedoch fortzusetzen. Steht eine urbanistische Revolution bevor?

Vilém Flusser, der 1991 verunglückte Theoretiker der kommenden »Technozivilisation«, vermutete sie in der Substitution direkter zwischenmenschlicher Beziehungen durch ein Netz von Kanälen, in dem z.B. zur »Information« aufbereitete Vorstellungen, Gefühle, Absichten und Erkenntnisse fließen. Gegenüber der Vision einer technisch implementierten »Nächstenliebe« beharrte der Herausgeber der Schriften Flussers, Stefan Bollmann (Mannheim), darauf, daß wir in dieser Hinsicht weiterhin politisch zu denken haben. Dieser Vorgabe, die sich vielleicht Modernisierung mit »menschlichem Antlitz« nennen ließe, folgte auch Berlins Bausenator Volker Hassemer, der Telekommunikation optimistisch als ein Mittel verstand, das die Städte ihre ursprüngliche Funktion, Menschen zu verbinden, wiedergewinnen läßt. Für die architektonische Gestaltung Berlins hieße dies: Aufbau von innen statt Zersiedlung des Umlandes. Angesichts der auf der

Tagung zirkulierenden Schlagworte wie »global village«, »electronic cottage« und »City of bites«, die geographische Zentralität und räumliche Verdichtung in dem Maße, wie sich ortlose Räume urbanisieren lassen, als überflüssig erscheinen lassen, präsentiert sich die geplante Monumentalität hauptstädtischer Architektur auch da, wo sich Hoffnungen auf neues urbanes, öffentliches Leben mit ihr verbinden, als hilflose Nostalgie. Denn für die radikalen Vertreter globaler Vernetzung in der Nachfolge Flussers geht es, etwa beim Stichwort »Tele-Arbeit«, um mehr als um eine Entstofflichung der Produktion. Es ist ein Angriff auf die Stadt, auf den öffentlichen Raum selbst – z.B. in der Neudefinition des ländlichen Raumes, über die der Wiener Soziologe Franz Nahrada berichtete. Überträgt man seine Beispiele der Re-Animation englischer und italienischer Dörfer auf deutsche Verhältnisse, würde die Hauptstadt hinter den Fassaden brandenburgischer Dörfer nördlich Berlins virtuell neu entstehen.

Offen blieb, ob sich mit dem Begriff der »Telepolis« noch ein Wiedererkennungseffekt, der sich an Bekanntes anlehnt – z.B. an staatstragende Fassaden –, verbinden läßt, oder ob, parallel zur realen Stadt, in digitalen Bildern eine verfremdete Gegenwelt entsteht. Wahrscheinlicher scheint letzteres, zumal die Möglichkeiten wachsen, denn mit fallenden Hardwarepreisen, so der in Tokio lehrende Medientheoretiker Volker Grassmuck, wird auch der »virtuelle Boden« billiger. Breiten Raum nahmen die Projekte zur Besiedlung der neuen Stadtlandschaften ein: Michael Klein, der Leiter des Instituts für neue Medien in Frankfurt/M, sprach von immateriellen »knowbots« – autonomen, intelligenten Programmen, optisch einer Wanze ähnlich –, die, mit sensorischer Hülle und Sprachlernprogrammen ausgestattet, die Modellwelten selbständig erkunden und den Menschen hilfreich zur Seite stehen sollen, während Karel Dudesek, der an der Kommunikationsinfrastruktur der Olympischen Spiele 1996 in Atlanta arbeitet, keinen Hehl daraus machte, daß es nötig sei, eine hierarchisierende »Motivationsstruktur« zu installieren, die eher verhindere als ermögliche und nur die Tüchtigsten unter den Netzwerkagenten überleben läßt. Eine fortschreitende Durchkapitalisierung der Netze hatte den Netzwerkpionier aus Amsterdam, Geert Lovink, entsprechend ernüchtert. Seine Ausführungen zur »Digital City Amsterdam« schloß er nach diversen Seitenhieben auf einen schwerfälligen »digitalen Marxismus« und auf den Zynismus der amerikanischen Westcoast Cyberspace-Eliten mit der Frage ab, wie die notwendige Problem-Reflexion mit der Geschwindigkeit elektronischer Übertragung in Übereinstimmung zu bringen sei.

Einzig dem Londoner Architekturkritiker Martin Pawley gelang es, die materiellen Voraussetzungen und Implikationen der »elektronischen Entstädterung« sichtbar zu machen. Nämlich in dem »Urbanismus des nichturbanen Netzwerks des Konsums«, der unbemerkt von Architekten und Stadtplanern Millionen Quadratmeter an Bodenfläche außerhalb der Städte mit Autobahnen und Distributionszentren überzogen habe, die, telematisch verknüpft, die nichtstädtischen Menschen der Zukunft bevölkern: Wachpersonal, Lagerarbeiter, Fluglotsen, Lastwagenfahrer, Troubleshooter für Computer.

Rainer Alisch (Berlin)

»Gegen den Strom«
Wenige Exemplare des Reprints der Zeitschrift *Gegen den Strom*
sind zum Sonderpreis von 165 DM (plus Versandkosten)
noch zu beziehen über:
Theodor Bergmann, Im Asemwald 26,6,215, 70599 Stuttgart

Besprechungen

Philosophie

Benhabib, Seyla: Selbst im Kontext. Geschlecht, Gemeinschaft und Postmoderne in der zeitgenössischen Ethik. Aus dem Amerikanischen von Isabella König. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M 1995 (340 S., br., 24,80 DM)

Kann es in Anbetracht der feministischen, postmodernen und kommunitaristischen Kritiken an herkömmlichen Moraltheorien eine universalistische Begründung von Normen geben? Benhabibs Ziel in ihrer für die feministische Theorie grundlegenden Aufsatzsammlung ist es zu zeigen, daß eine postmetaphysische universalistische Theorie möglich ist. Sie setzt sich mit der die feministischen, postmodernen und kommunitaristischen Ansätze ?einenden? Kritik an der Annahme eines allen sozialen Beziehungen vorgängigen autonomen Ichs auseinander. Wie der Titel des Buches bereits nahelegt, versteht Benhabib Personen als körperliche, in soziale Beziehungen eingebettete Wesen, die die ProtagonistInnen und AutorInnen ihrer Lebensgeschichten sind und deren Fähigkeit, moralische Urteile zu fällen, das Resultat von sozialen Entwicklungsprozessen ist.

In Anlehnung an Habermas entwickelt Benhabib eine kommunikative Ethik. Mit Habermas geht sie davon aus, daß sich gültige moralische Normen nur durch einen unter fairen Bedingungen stattfindenden »Prozeß der praktischen Argumentation« erreichen lassen (82). Doch im Unterschied zu Habermas, für den die Erreichung eines rationalen Einverständnisses eine Voraussetzung gültiger moralischer Normen ist, erklärt Benhabib, daß ein Konsens kein hinreichendes Kriterium für die Richtigkeit von Normen sein kann. Ihr geht es daher nicht um das tatsächliche Einverständnis der DiskursteilnehmerInnen, sondern vielmehr um Prozesse der Verständigung und um die Gewährleistung einer Lebensform, in der die »Praxis des Moralgesprächs« möglich ist (52). Mit Blick auf die Arendtsche Lesart von Kant nennt Benhabib dies die »erweiterte Denkungsart«. Diese verlangt von allen, sich im Diskurs mit den Stimmen der anderen auseinanderzusetzten. Die moralisch und politisch Urteilende soll sich an die Stelle aller anderen versetzten können, und sie soll ihre Urteile so fällen, daß sie in der Lage ist, sie vor den anderen zu rechtfertigen (151).

Benhabib zeigt in ihrem von Feministinnen viel rezipierten Artikel »Der verallgemeinerte und der konkrete Andere«, daß in herkömmlichen Moraltheorien mit ihrer Prinzipienorientierung Personen nur als »verallgemeinerte Andere«, d.h. als Träger gleicher Rechte, und nicht als »konkrete Andere«, d.h. als konkrete Personen mit bestimmten individuellen Bedürfnissen betrachtet werden. Eine solche Konzeptualisierung moralischer Prinzipien, die die konkreten Bedürfnisse von Personen außer acht läßt, kritisiert Benhabib als entweder inkohärent oder leer. Sie setzt dem entgegen, daß die »erweiterte Denkungsart« erlaubt, »der Würde des verallgemeinerten Anderen durch die Anerkennung der moralischen Identität des konkreten anderen gerecht zu werden« (183). Außerdem betont sie, daß auch persönliche Beziehungen und die mit ihnen verbundenen Fürsorgeverpflichtungen Gegenstand der Moral sind (204).

Was Fragen der Gerechtigkeit und der politischen Theorie betrifft, so vertritt Benhabib die Position, daß sich aus den Verfahrensregeln der kommunikativen Ethik und ihren Grundprinzipien der »universalen Achtung« und der »egalitären Reziprozität« »politisch neutrale« Regeln für die Organisation politischer Institutionen ergeben, die Personen mit unterschiedlichen Konzeptionen des Guten ein Zusammenleben ermöglichen. Benhabib räumt selbst ein, daß »der Begriff der ›Neutralität‹ ein recht blasser und unklarer Begriff für die Verteidigung jener Werte der Toleranz, der Pluralität und der

Differenz ist« (60). Die mit diesem Begriff verbundenen Gefahren demonstriert sie unfreiwillig an ihrem eigenen Beispiel. Sie sagt, daß unter Anwendung der Verfahrensregeln der Diskursethik polygame Lebensformen sich als moralisch unzulässig erweisen, da sie gegen das Prinzip der »universalen Achtung« verstoßen (61). Benhabib versäumt es, zu erwähnen, daß polygame Lebensform nicht ›an sich‹ moralisch problematisch sind, sondern nur, sofern sie mit der strukturellen Unterdrückung von Frauen verbunden sind. Die Zurückweisung polygamer Lebensformen scheint daher eine ethnozentrische Einstellung auszudrücken, die von monogamen Verhältnissen als Norm ausgeht. Benhabib wird damit ihrem eigenen Anspruch nicht gerecht, fälschlicherweise für allgemein gehaltene Normen als solche aufzudecken (65). Es zeigt sich, daß die Gefahren des Begriffs der »politischen Neutralität« darin liegen, daß angeblich universalistische Normen nicht genügend auf ethnozentrische Annahmen hin durchleuchtet werden.

Benhabib unterscheidet zwischen den »Institutionen des Gemeinwesens, die die Prinzipien des Richtigen verkörpern und dem Bereich moralischer Interaktionen in der Lebenswelt, wo Tugenden oft in den Vordergrund gerückt sind«. Zwischen diesen beiden Bereichen sollte eine politische Öffentlichkeit vermitteln, in denen die Bürger sich »als öffentlich Handelnde gegenüberstehen« (156). Benhabib ordnet das moralisch Richtige dem Bereich der gesellschaftlichen Institutionen und das moralisch Gute dem Bereich der persönlichen Beziehungen zu. Außerdem unterscheidet sie zwischen »positiven« und »negativen Pflichten« im kantischen Sinne. Sie expliziert, daß das moralisch Richtige sich nicht auf die »positiven Pflichten« der Hilfeleistung bezieht (47-49). In letzter Konsequenz ergibt sich daraus, daß Benhabibs politischem Konzept eine direkte moralische Begründung für die wohlfahrtsstaatliche Organisation von Gesellschaften fehlt. Für sozialstaatliche Hilfeleistungen kann sie nur mittelbar argumentieren, insofern sozialstaatliche Unterstützung notwendig ist, um »die Praxis des Moralgesprächs auf Dauer zu gewährleisten« (52). Das ist allerdings eine kontraintuitive Argumentation, da auch innerhalb einer kommunikativen Ethik nicht der Diskurs, sondern die Menschen der Zweck moralischer Überlegungen sind. Anna Riek (Frankfurt/M.)

Fraser, Nancy: Widerspenstige Praktiken. Macht, Diskurs, Geschlecht. Aus dem Amerikanischen von Karin Wördemann. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M 1994 (291 S., br., 22,80 DM)

Daß eine feministische Philosophin und Sozialwissenschaftlerin die Einleitung mit einer Reflexion auf das Verhältnis von Theorie und Praxis beginnt, ist nicht ungewöhnlich. Es gehört sogar zum guten Ton unter feministischen Theoretikerinnen, daß sie den Ursprung ihrer Untersuchungen in der Frauenbewegung beschwören und damit den Anspruch auf eine gesellschaftliche und politische Relevanz ihrer Arbeit zur Geltung bringen. Was Nancy Fraser in ihrer einleitenden »Apologie für akademische Radikale« tut, ist mehr und anderes. Unter dem Motto der Marxschen Definition der Kritik als »Selbstverständigung der Zeit über ihre Kämpfe und Wünsche« stellt sie an alle in dem Band versammelten Texte die Anforderung, tauglich zu sein für den Prozeß der Selbstverständigung gegenwärtiger sozialer Bewegungen, insbesondere der feministischen. Sie macht damit explizit, was die Leserin in Atem hält: Fraser verbindet hohe philosophische und wissenschaftliche Kompetenzen mit der Einsicht, daß die Beziehung zwischen akademischen Leistungen und politischer Praxis eine äußerst problematische ist. Weder die Trennung von akademischer Tätigkeit und politischer Praxis noch die praxisbegründende Aufgabe der Theorie – wie die traditionelle Philosophie das Verhältnis zwischen Theorie und Praxis gefaßt hat – läßt sie als Antworten auf die fragwürdige Position der Theoretikerin gelten. Sie beharrt vielmehr »darauf, daß aus einer Epistemologie keine Politik zu gewinnen ist, selbst dann nicht, wenn diese Epistemologie eine radikale

Antiepistemologie ist wie Historismus, Pragmatismus oder die Dekonstruktion. Im Gegenteil benötigt Politik eine Art kritischer Theoriebildung, die normative Argumentation und empirische, soziokulturelle Analyse zu einer ›Zeitdiagnose‹ verbindet. Damit bekräftige ich eine klassische linke Sichtweise, wie sie sich bei Marx und der Kritischen Theorie der Frankfurter Schule findet. Zugleich wende ich mich gegen eine Tendenz bei Teilen der akademischen Linken, die nur als esoterische Form des Diskurses erscheinen kann, solange nicht die Verbindung zur Praxis durch eine soziopolitische Analyse ausgearbeitet oder tatsächlich zustandegebracht ist.« (16)

Ein solches Unternehmen erfordert nicht nur viel Scharfsinn und argumentative Disziplin, sondern auch eine große Bereitschaft, sich nicht fachspezifisch vorgesehenen – undisziplinierten – Fragen zu stellen, und damit auch ein nicht unbeträchtliches Maß an Selbstironie. Deshalb ist der Gestus dieser Texte bei aller analytischen Eindringlichkeit ebenso frei von Akademismus wie von geheimsprachlichen Formeln, und ihr Ton ist trotz der intellektuellen und politischen Ernsthaftigkeit oft unerwartet witzig und persönlich.

Das Buch ist in drei Teile gegliedert. In den ersten beiden Teilen analysiert Fraser die »Antiepistemologien«, die für ihr eigenes Projekt – sie nennt es eine »theoretische Darstellung der Politik der Bedürfnisinterpretation« – von erheblichem Einfluß waren. Der gesamte erste Teil »Macht, Norm und Vokabular der Auseinandersetzung« beschäftigt sich mit Michel Foucault: im ersten Kapitel analysiert Fraser den deskriptiven und normativen Gehalt von Foucaults Machtbegriff, im zweiten wird unter dem Titel »Michel Foucault – ein Jungkonservativer?« Habermas' Kritik an Foucault unter die Lupe genommen, im dritten fragt Fraser, woher Foucaults Arbeit ihre kritische Kraft beziehe, und untersucht das emanzipatorische Potential seines Konzepts der Körper-Sprache. Und obwohl jeder der Aufsätze starke kritische Einwände erhebt, ist die Auseinandersetzung mit Foucault so eingehend und lebendig, daß sein Werk unter Frasers Blickwinkel an Attraktivität keineswegs verliert. Im Gegenteil: Fraser versucht dessen Stärken auch gegen den Duktus ihrer Analyse immer wieder zum Thema zu machen. Im dritten Aufsatz etwa, der sehr kritisch mit Foucaults Haltung gegenüber dem Humanismus umgeht (z.B. zeigt Fraser eine Nähe zwischen Foucault und dem späten Heidegger auf), formuliert sie ein Unbehagen gegenüber ihrem eigenen Hang, nur den mit der humanistischen Tradition verträglichen Anteil von Foucaults Denken gelten zu lassen. Und ihre Sympathieerklärung für Foucaults »Unverschämtheit gegenüber den humanistischen Traditionen« am Ende des Teils richtet sich gegen ihre eigene Beurteilung, die sie selbst als »womöglich allzu ausgewogene Schlußfolgerungen« bezeichnet.

Der zweite Teil »Über das Politische und das Symbolische« umfaßt zwei Aufsätze. Der erste über die »französischen Derridarianer« enthält eine aufschlußreiche Darstellung der Geschichte des »Centre de recherches philosophiques sur le politique« in Paris von 1980 bis 1984 und sehr bemerkenswerte Fragen und Überlegungen zu den Möglichkeiten und Schwierigkeiten, die dekonstruktivistischen Theorien mit einer politischen Praxis zu verbinden. Der zweite Aufsatz liefert eine scharfe und überzeugende Kritik des späteren Werks Richard Rortys, die auf die Diagnose hinausläuft: »Rorty entzieht jedenfalls, was immer seine Absichten sein mögen, der Möglichkeit einer demokratischen radikalen Politik den Boden, indem er das Private und das Öffentliche, das vereinzelte Individuum und die homogene Gesellschaft dichotomisiert.« (162) Fraser antwortet Rorty mit einem »Rezept für einen demokratisch, sozialistisch und feministisch verstandenen Pragmatismus« (162). Angesichts der vorgeschlagenen Zutaten, deren überraschender Zusammenstellung und des Tempos, mit dem sie hier zusammengemischt werden, könnte dieses Rezept dem »Ironiker« Rorty wohl noch einiges beibringen über die der Ironie innewohnenden Potentiale zur Förderung von Objektivität.

Fraser eröffnet den dritten Teil »Die Geschlechterdimension und die Politik der

Bedürfnisinterpretation« mit einer Analyse von Habermas' »Theorie des kommunikativen Handelns« und zeigt, daß die Vernachlässigung der Geschlechterdifferenz zu einer falschen Konzeptualisierung von grundlegenden Begriffen (z.B. der Familie, der Lebenswelt oder des Staatsbürgers) führt. Wenn etwa die feministischen Studien zum Verhältnis von Familie und Arbeitswelt berücksichtigt werden, dann zeigt sich, daß die Familie in spätkapitalistischen Gesellschaften nicht, wie Habermas es sieht, von einer »Kolonisierung« durch das Ökonomische bedroht sein kann, weil die Familie immer schon zutiefst durch die ungleiche Verteilung von Macht und Geld unter Männern und Frauen durchzogen ist.

Die letzten beiden Kapitel führen uns zu Frasers »Politik der Bedürfnisinterpretation«. Ausgehend von der durch die diskutierten »Antiepistemologien« vermittelten Einsicht, daß Bedürfnisse nicht als etwas Vorgegebenes zu verstehen sind, sondern schon deren Formulierung und Interpretation Gegenstände politischer Auseinandersetzungen sind, untersucht Fraser die Sozialversicherungssysteme der USA (Arbeitslosenversicherung und Programme zur Familienunterstützung). Sie zeigt, daß die administrative Erfüllung der Bedürfnisse diese wesentlich mit definiert und daß über diese Definition die gesellschaftliche Trennung in Arbeit und Zuhause, in Männersphäre und Frauensphäre, in eine Sphäre der öffentlichen Rechte und eine der öffentlichen Wohltätigkeit mitreproduziert wird. Sie zeigt aber auch, welche Formen des Widerstands und des Kampfes um die Anerkennung ihrer eigenen Bedürfnisinterpretationen die durch die Wohlfahrt Verwalteten entwickeln. Nach Frasers Diagnose sind in spätkapitalistischen Gesellschaften nicht nur die Inhalte der Bedürfnisinterpretationen umstritten, sondern auch die Frage, was überhaupt als ein politisch relevantes Bedürfnis – und damit überhaupt als »politisch« – zu gelten hat. Dieser Kampfplatz um die Durchsetzung »davongelaufener Bedürfnisse« (sie sind den normativ modernen häuslichen und ökonomischen Institutionen »davongelaufen«), den Fraser in Anlehnung an Arendt »das Gesellschaftliche« nennt, ist der Ort von politischer Praxis, an dem Intellektuelle in spätkapitalistischen Gesellschaften ihre Aufgabe haben – freilich eine heikle und immer fragwürdige. Denn »politisiert« sind nach Fraser die Bedürfnisse immer dann, wenn sie aus den Enklaven der getrennten Sphären durchsickern und ausbrechen, also solange sie »umstritten« sind. Wenn sie ihr Ziel – die öffentliche und staatliche Anerkennung – erreichen, werden sie zu Gegenständen der Verwaltung und damit entpolitisiert. Die »Brückendiskurse« der intellektuellen Experten haben aber genau diese notwendige und problematische Funktion der Übersetzung in eine Sprache, die öffentlich und staatlich anerkennbar ist. Das Resultat solcher Übersetzungen muß in der Folge wieder durch den Widerstand der zum Objekt von nun verwalteten Bedürfnisinterpretationen gewordenen Frauen und Männer – durch deren »oppositionelle Diskurse« – durchbrochen werden. Erst damit wird es wieder zum Gegenstand einer Auseinandersetzung gemacht – also politisiert. Es ist wohl nicht zuletzt diese dialektische Bewegung, die Frasers Position in die »klassische Linke« einreiht. Jedenfalls macht die Stringenz und Überzeugungskraft ihres Entwurfs auf ein Phänomen aufmerksam, das sie selbst benennt, und zwar in ihrer Diskussion der dekonstruktivistischen Bemühungen um das Politische, in denen, wie Fraser bemerkt, die »Derridarianer« eine große Redseligkeit über den Marxismus und ein symptomatisches Schweigen über den Feminismus an den Tag legten: Es gibt tatsächlich eine feministischen Forschung, die »die am weitesten entwickelte, fortschreitende, postmarxistische Befragung des Politischen (darstellt) – eine Befragung, und das sollte man zur Kenntnis nehmen, die engagiert bleibt, während sie die gegebenen Begriffe und Institutionen des Politischen problematisiert und die Fallstricke des Transzendentalismus vermeidet, indem sie in ihre philosophische Kritik empirische und normative Elemente integriert.« (136)

Noch eine Bemerkung zur Übersetzung, die ich insgesamt für gut gelungen halte: In präziser und verständlicher Sprache fängt sie den Wechsel in Tempo und Ton von Frasers sehr unterschiedlich geschriebenen Texten ein. Dennoch finden sich auch hier ab und zu die Wortschöpfungen, die für Teile der wissenschaftlichen und philosophischen Sprache unserer Tage so charakteristisch sind: Worte wie »konfliktär« (22) oder »Praktik« (271) schleifen Bruchstücke von Worten aus dem Englischen (in anderen Übersetzungen aus dem Französischen) ins Deutsche und produzieren einen Effekt von Wissenschaftlichkeit, hinter dem sich eine semantische Grauzone eröffnet – vielleicht aber auch nur ein Blick in die »Nächste Generation«. Denn die »Aktoren« (182) hätte ich am ehesten auf den Spielkarten meines Sohnes zu »Star-Trek. The-Next-Generation« vermutet: die Namen der Spezies der Klingonen klingen dort nämlich so ähnlich. Und damit wäre ich offenbar gar nicht so falsch gelegen: Klingonen sind nämlich – nach Auskunft des »Star-Trek« -Experten des Hauses – »eine humanoide Lebensform, ähnlich der des Menschen, kriegerisch und stolz. Sinn des Lebens: ehrenvoll im Kampf zu sterben«.

Elisabeth Nemeth (Wien)

Institut für Sozialforschung (Hg.): Geschlechterverhältnisse und Politik. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M 1994 (319 S., br., 22,80 DM)

Der in der Reihe *gender studies* erschienene Sammelband dokumentiert eine Vortragsreihe des Frankfurter Instituts (von 1992/93) mit Beiträgen deutscher und US-amerikanischer Feministinnen. Themen sind darin vor allem die Gender-Debatte und Beiträge zur Konzeption von feministischer Öffentlichkeit und Politik. Zentral für fast alle Aufsätze ist die zu der Zeit in Deutschland geführte Auseinandersetzung um das Verständnis von Geschlecht. Diese verknüpft sich einerseits mit epistemologischen Fragen und Debatten, die entlang der Opposition Essentialismus vs. Konstruktivismus verlaufen. Andererseits wird diskutiert, ob durch das Infragestellen der für feministische Theorie bislang zentralen Kategorie »Geschlecht« das Subjekt feministischer Politik verlorengeht. Die Diskussion um die Konstruktion von »Geschlecht« findet hauptsächlich in den Beiträgen der deutschen Theoretikerinnen ihren Ausdruck. Zentral sind dabei Auseinandersetzungen mit den Überlegungen Judith Butlers, die in immer neuen Varianten resümiert werden. So werden Zusammenfassungen zum Thema sex/gender, die die Basis für eine Kritik bilden sollen, häufig redundant und geraten zur wissenschaftlichen Pflichtübung, die als Zeichen einer zunehmenden Akademisierung feministischer Theorie gedeutet werden können.

Viele Beiträge sind bemüht, einem voluntaristischen Verständnis von Gender zu begegnen. Hilge Landweer versucht, in Abgrenzung zu Butler, einen »Boden von Gewißheiten« (146), die Zweigeschlechtlichkeit, zu betonen, die Brüche erst sichtbar mache und warnt vor einem Aufbruch aus diesem System, der »nicht nur kulturell modifizieren will.« (164) Dekonstruktivistische Ansätze versteht sie als »Ausdruck eines Machbarkeitswahns, der Geburt, Geschlecht und Tod« (ebd.) zu überwinden glaube. Auch Gudrun-Axeli Knapp warnt vor Überlegungen denen ein »Begriff von gesellschaftlicher Objektivität« (268) fehlt: »kognitivistische Vereinseitigungen« und »handlungstheoretische Engführung des Strukturbegriffs« (270) könnten die Folge sein. Damit versucht sie, eine gesellschaftstheoretisch-historische Perspektive einzubeziehen, die »historisch bestimmte Formen von Verkörperung« (282) betont, aber auf einem irreduziblen »›Rest‹ mit einer eigenen Materialität« (277) insistiert und verfehlt die Pointe Butlers. Keineswegs geht es dieser um Repräsentationsbeziehungen zwischen dem Geschlechtskörper (sex) und seinen je historisch unterschiedlichen Ausprägungen (gender). Vielmehr soll, so Andrea Maihofer, der »geschlechtliche Körper selber (also nicht nur seine Bedeutung) als gesellschaftlich begriffen« (175) werden. In ihrem Aufsatz formuliert

sie an dieser Konzeption ihre Kritik: der real gelebte Körper gerate leicht aus dem Blick und die Überlegung, daß das Verhältnis zum Körper immer fiktional sei, werde ontologisch verabsolutiert, Geschlechtlichkeit auf ein Bewußtseinsphänomen reduziert. Das moderne westliche Denken zeichne sich immer durch eine binäre Logik aus, in der Geschlecht gedacht wird und der nicht voluntaristisch zu entgehen sei. Eine Chance sieht sie jedoch darin, »ein Verständnis von ›Geschlecht‹ zu entwickeln, in der das Dilemma selbst stets kritisch präsent bleibt.« (180) Sie schlägt vor, Geschlecht als »gesellschaftlich-kulturelle Existenzweise« zu verstehen. Damit könne der Trennung von Kultur und Natur begegnet werden, indem durch die Balance versucht würde, auf keine der beiden Seiten umzukippen.

Judith Butler versucht in ihrem Beitrag die Diskussion über diese Begriffe zu verschieben, um den »Sinn von Konstituiertheit und Zwang beschreiben zu können, angesichts dessen die Vorstellung von ›Wahl‹ oder ›freier Entfaltung‹ nicht bloß fremd, sondern undenkbar und manchmal sogar grausam erscheinen.« (101) Der heterosexistische Zwang, *eine* Geschlechtsidentität annehmen zu müssen, verweist auf ein Problem feministischer Politik: Die Artikulation einer kohärenten Identitätsposition erfolgt um den Preis der Ausschließung, was meist zur Schwächung des Personenkreises führt, den sie einigen soll. Zudem bestehe die Gefahr einer Identitätspolitik darin, daß die »Überwachung von Identitäten die Stelle einer Politik einnehmen« (135) könnte, einer Politik, die dem sozialen Geschlecht Vorrang vor anderen Orten politischer Mobilisierung, wie Klasse oder Sexualität, gebe. Deshalb ergeht ihre politische Forderung »an das Denken« einerseits immer wieder die Frage zu stellen, ob kohärente Identitäten die Basis für ein politisches Bündnis darstellen können, andererseits die Folgen der Ausschlüsse anzuerkennen und zu versuchen, die »Ordnung der Ablehnung« (133) zu verstehen. Begegnen will sie der Logik des ausgeschlossenen Widerspruchs, indem untergeordnete Identitäten in einen öffentlichen Bereich geführt werden, immer wieder Bilanz gezogen und kritisch reflektiert werden müsse.

Auch andere Ansätze in diesem Band widmen sich der Frage nach einer Handlungsmöglichkeit bzw. -fähigkeit feministischer Politik. So wurde in der Debatte um Gender auch die Frage nach dem Subjekt einer solchen Politik aufgeworfen. Iris Young stellt ein Konzept »serieller Kollektivität« vor, das keine gemeinsamen Eigenschaften von Frauen identifizieren müsse. Auch wenn ihr Versuch, Frauen als Serie zu konzeptualisieren, den normierenden und essentialisierenden Formen zu entgegnen versucht, so formuliert sie doch einen Entwurf, der ein Substrat des Individuums beibehält, welches lediglich überformt wird. Ihr gesellschaftstheoretischer Ansatz formuliert verschiedene Dilemmata feministischer Politik und stößt auf die Risiken der Bündnispolitik, nämlich deren normierende Wirkung. In Abgrenzung gegenüber einer Politik mit totalisierendem Anspruch, die ihrer partiellen Forderung nicht bewußt ist, verweist sie jedoch auf die Zwangsläufigkeit und damit auf die Notwendigkeit von Bündnispolitik, die die Vielfalt von Feminismen gewährleisten könne (vgl. 260).

In Butlers und Youngs Analysen dient die Kritik an Identitätspolitiken insbesondere dem Verständnis von deren dilemmatischer Konstruktion: der Versuch, das Subjekt feministischer Politik, also eine kohärente Identitätsposition bestimmen zu wollen, geschieht immer um den Preis der Ausschließung. Letztlich verweisen sie jedoch immer wieder auf deren produktiven Gehalt, sei es durch ihr Demokratisierungspotential bei Berücksichtigung der Probleme, sei es durch das Hervorbringen einer Vielfältigkeit von Feminismen. Es wird zwar durch diese theoretische Analyse die Logik des politischen Feldes untersucht, aber weiterhin versucht, eine politische Position innerhalb dieser Logik zu definieren. Ansätze zu einem neuen Politisierungsmodell, welches nicht nur die Wahl auf einem bereits festgelegten Feld von Positionen läßt und eine Kritik herrschender Politikformen bedeuten würde, werden dabei kaum diskutiert.

Wie diese traditionellen Politikmuster im Bereich medialer Öffentlichkeit wirken, zeigt Nancy Fraser am Fall Anita Hill und Clarence Thomas. Sie beschreibt die Verschränkungen rassistischer, sexistischer und klassenspezifischer Diskriminierung. Ein entscheidendes Merkmal von Herrschaft bestehe darin, »die Grenzlinie zwischen dem öffentlichen und dem privaten Bereich... festzulegen (und die Macht zu besitzen), diese Grenzen zu kontrollieren und zu schützen.« (19) Zwar bleibt die Kritik der Trennung von Privatheit und Öffentlichkeit von ihren Überlegungen ausgenommen, dennoch verweist sie darauf, daß Öffentlichkeit nicht per se der Demokratie zugute kommt, sondern daß es eine Vielfalt von Öffentlichkeiten zu berücksichtigen gelte, die untereinander hierarchisch strukturiert seien.

Frasers diskurstheoretischer Ansatz ist der einzige der genannten Beiträge, der ausdrücklich bemüht ist, dekonstruktivistische Überlegungen mit den realen Lebenszusammenhängen von Frauen zu verbinden. Die anderen Aufsätze fassen diese, wenn überhaupt, nur in einem sehr abstrakten Sinne und sind vielmehr als Dokumente eines Diskussionsprozesses feministischer Intellektueller zu verstehen, der bemüht ist, die eigenen Analysekriterien feministischer Theorie zu reflektieren. Welche Impulse das für eine Kritik an sexistischen und rassistischen Unterdrückungsverhältnissen bringt, bleibt weiterhin abzuwarten. Zu befürchten ist jedoch, daß kritischere Forderungen, nach Beseitigung der Strukturen, »die (Frauen) als Frauen serialisieren« (Young, 258), zugunsten partizipatorischer Ansätze verloren gehen, wie das zur Zeit in demokratietheoretischen Überlegungen zum Ausdruck kommt. Manuela Bojadžijev (Frankfurt/M)

MacKinnon, Catharine: Nur Worte. S.Fischer Verlag, Frankfurt/M 1994 (120 S., br., 19,90 DM)

Cornell, Drucilla: Die Versuchung der Pornographie. Aus dem Amerikanischen von Vincent Vogelvelt. Berlin Verlag, Berlin 1995 (143 S., br., 20,– DM)

Die Autorinnen untersuchen, welche Implikationen eine feministische Problematisierung von Pornographie für deren rechtliche Regulierung hat. Cornells *Die Versuchung der Pornographie*, der ein sehr erhellender Einleitungsaufsatz von Barbara Vinken vorangestellt ist, wurde als umfassende Replik auf MacKinnons in *Nur Worte* vorgebrachte Argumente geschrieben. Beide Autorinnen teilen zunächst zwei Prämissen: daß Pornographie Frauen »verletzt« und daß es aus diesem Grunde inadäquat ist, Pornographie mit dem Begriffs- und Regelungsinstrumentarium von »Obszönitäten« zu erfassen – wie dies nicht nur in den Vereinigten Staaten der Fall ist. Darüber hinaus sind beide der Ansicht, daß nur das Zivilrecht ein sinnvolles Regelungsinstrument darstellt, weil es den betroffenen Frauen selbst die Möglichkeit gibt, ihre Rechte einzufordern. In Analyse wie rechtlicher Konzeptualisierung ergeben sich freilich – wie nicht anders zu erwarten – gravierende Differenzen.

MacKinnon geht von der Behauptung aus: »Pornographie ist Masturbationsmaterial. Sie wird als Sexualität benützt. Sie ist daher Sexualität. Männer wissen das.« (20) Männer wissen das, weil sie ausagieren (müssen), was MacKinnon als die »Botschaft« der Pornographie versteht. Sie lautet schlicht: »Nimm sie« (23) und richtet sich ohne Umwege direkt an das männliche Genital. Pornographie »redet« also nicht, sie »handelt« und kann genau aus diesem Grund auch nicht unter den Schutz der Redefreiheit fallen. Sprachphilosophisch betrachtet kann MacKinnon so interpretiert werden, daß sie diese Handlung als »performativen Sprechakt« faßt – gleich einem richterlichen Urteil. Dies ist ein Vergleich, den MacKinnon selbst zieht: »Wie Recht tut Pornographie, was sie sagt.« (38)

Die Einwände gegen eine solche Konzeption sind vielfältig. Zum einen ist schon MacKinnons behavioristische Grundannahme zurückzuweisen, wonach Männer nach

einem einfachen Modell von Stimulus und Response reagieren. Zum zweiten bin ich mit Cornell und anderen Autorinnen, die von MacKinnon pauschal als Postmodernistinnen denunziert werden, einer Meinung, daß die Botschaft von Pornographie wesentlich komplexer ist, als MacKinnon annimmt und auch annehmen muß, da sie eine direkte Kausalitätslinie vom Konsum pornographischen Materials zu Vergewaltigung zieht. Dieser Einwand dementiert freilich nicht, daß Pornographie zu einem gesellschaftlichen Klima beiträgt, das Gewalt gegen Frauen fördert. Darüber hinaus hinkt die Analogie zu den performativen Sprechakten schon deshalb, weil diese die Fähigkeit implizieren, den von ihnen intendierten Effekt auch hervorzubringen. (Cornell, 100)

Bedeutsamer ist ein anderes Argument. MacKinnon dürfte recht haben, wenn sie die Auffassung vertritt, daß das Recht auf Redefreiheit im Kontext des Gleichheitssatzes gelesen werden muß. (78ff) Sie moniert, daß das Recht der Redefreiheit sich entwickelt hat, »ohne den gleichen Zugang zur Rede als zentralen Punkt in jeder Gleichheitsagenda zu betrachten.« (78) Um die liberale Idee eines »Marktplatzes der Ideen« zu verwirklichen, müßten demnach die institutionellen Vorkehrungen zur Ermöglichung einer wirksamen *counter speech* gegen Diskriminierung eröffnet werden. Da dieser Begriff der »Gegenrede« wohl nicht auf »Argumente« beschränkt ist, sondern dazu auch den pornographischen (Gewalt-)Klischees widersprechende Darstellungen, wie etwa Schwulen- und Lesbenpornographie, gezählt werden können, könnte Drucilla Cornells *zoning* als eine mögliche Realisierung dieser Idee verstanden werden. Denn neben der Einrichtung von pornographiefreien Zonen plädiert sie für einen *Pluralismus* pornographischer Darstellungen in jenen Zonen, wo Pornographie erlaubt ist.

Freilich ist der Hintergrund, vor dem Cornell ihr Konzept vorbringt, ein etwas anders akzentuierter. Das Anliegen ihres »ethischen Feminismus« ist die Befreiung des »weiblichen Imaginären«. Anders als MacKinnon nämlich, die der Auffassung ist, daß das Problem von Pornographie »nur« der Mißbrauch ist, der bei der Produktion von pornographischen Werken stattfindet und der durch Pornographie provoziert wird, meint Cornell, daß durch das ungewollte Ansehen pornographischer Bilder die geistige Integrität von Frauen verletzt wird. Aus diesem Grund soll eine ungewollte Konfrontation mit derartigem Material, das zum Unbewußten spricht und Ausdruck männlicher Allmachtsphantasien ist, verhindert werden. Cornell rekurriert an dieser Stelle auch auf die traditionelle liberale Differenzierung zwischen »Kränkungen«, denen man ausweichen kann und solchen, die »einem ins Gesicht« schlagen (109).

Eingebettet ist dieses Konzept des *zoning* in eine umfassende rechtliche Regulierung der Pornoindustrie. Im Zentrum ihrer Überlegungen steht das Anliegen, die Selbstorganisation von Pornodarstellerinnen, die anstreben, ihre Arbeitsbedingungen etwa mittels gewerkschaftlicher Zusammenschlüsse zu verbessern, zu unterstützen. Von großer Bedeutung ist dabei eine genaue Einhaltung der Verträge, die von seiten der Frauen abgeschlossen werden. Für den Fall, daß sie gezwungen werden, andere als die vereinbarten sexuellen Handlungen durchzuführen, soll es ihnen möglich sein, auf Schadenersatz zu klagen und ein gerichtlich verfügtes Verbreitungsverbot zu erwirken. Darüber hinaus muß es freilich auch möglich sein, die vereinbarten Handlungen zu verweigern.

Drucilla Cornells Konzept, das durch seinen Pragmatismus besticht, kann m.E. die größere Plausibilität für sich beanspruchen als MacKinnons rigider puritanischer Anti-Pornographismus, der selbst noch die Abbildungen in *Playboy* als inkriminiertes Material definiert und innerhalb dessen Vorstellungswelt Frauen jedenfalls ihre Subjektivität nur auf Kosten ihrer Sexualität behaupten können.

Elisabeth Holzleithner (Wien)

Butler, Judith: Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts. Aus dem Amerikanischen von Karin Wördemann. Berlin Verlag, Berlin 1995 (367 S., Ln., 39,80 DM)

»Und was ist mit dem Körper, Judy?« (14) Diese Frage stellt sich Judith Butler im Vorwort, da sie seit dem Erscheinen des *Unbehagens der Geschlechter* wiederholt – wohl im Zusammenhang mit dem oftmals vorgebrachten Vorwurf eines linguistischen Idealismus – an sie gerichtet worden war. In *Körper von Gewicht* unternimmt Butler einen neuen Anlauf in ihrem Versuch, zu zeigen, daß die kulturell gängige Wahrnehmung von Körpern als zweigeschlechtlich eine Schimäre ist, die vom »Heterosexismus«, also dem Zwang zur Heterosexualität, vorgegaukelt wird. Das biologische Geschlecht, so lassen sich ihre Thesen zusammenfassen, ist nichts anderes als die »ritualisierte Wiederholung von Normen«. Dieses beständige Zitieren von Normen erfaßt Butler, von Derrida inspiriert, mit ihrer »poststrukturalistischen Neuformulierung der diskursiven Performativität«. Die Materialität des Körpers sei die »produktivste Wirkung von Macht als Diskurs«, dessen Macht darin besteht, daß er die Wirkungen *erzeugt*, die er *benennt*. Dabei würden sowohl kulturell anerkannte (heterosexuelle) als auch »verwerfliche« (homosexuelle) Körper geschaffen, denn alle Normen operieren mit »Verwerfungen«, geben regulative Ideale vor, denen nicht alle Normunterworfenen zu folgen imstande sind.

Die Leserin stutzt. Inwiefern kann Butler damit dem eingangs vorgebrachten Einwand entgehen? Die Rekonstruktion ihrer Thesen legt zwei Argumentationsstränge offen, die hier kurz vorgestellt werden sollen. Von herausragender Bedeutung ist ihre Auseinandersetzung mit Lacans strukturalistischer Fassung der im »ödipalen Szenario« ausgesprochenen Kastrationsdrohung, die als zentraler Organisationsmodus der Zivilisation anzusehen ist. Während Lacan jedoch das Inzestverbot als wesentlichen Inhalt des *Gesetzes des Vaters* darstellt, konzentriert Butler sich auf das von ihr als bedeutsamer identifizierte, ebenfalls ausgesprochene Verbot gegen Homosexualität.

Im ödipalen Szenario herrscht demnach die Angst davor, sich mit den vom Symbolischen »verworfenen« Figuren des »verweiblichten Schwulen« oder der »vermännlichten Lesbe« zu identifizieren. Davor zittern die – vom Geschlecht noch nicht »markierten« – Körper, denn sie könnten mit Homosexualität »bestraft« werden. Butler schlußfolgert, daß demzufolge die *weibliche Morphologie als solche* die Ablehnung von Männlichkeit voraussetzt. Die weibliche Anatomie ist also als ständiges Befolgen der Norm »Du mußt heterosexuell werden« zu verstehen. Um nun noch zu zeigen, daß das weibliche Geschlecht keine »prioritäre Position« ist, liest sie dieses Normenfolgen nach dem Modell der dekonstruktiven Lesart von Rechtsnormen: Wenn ein Richter das Gesetz zitiert, dann scheint es nur so, als könnte er sich auf eine ursprüngliche Autorität stützen. Tatsächlich nimmt er lediglich Rekurs auf eine autoritative gesetzliche *Konvention*, auf eine Kette von Zitaten und verschleiert so, daß die Autorität, auf die er sich beruft, *keinen »Grund«* hat. Die Autorität, die als »prioritär« ausgegeben wird, erweist sich somit als aus dem zeitgleichen Einzelfall ihrer Zitierung »abgeleitet«.

So interpretiert, stellt sich die Vorstellung eines naturgegebenen biologischen Geschlechts, wie sie im Alltagsdiskurs als Selbstverständlichkeit herumgeistert, als Fiktion dar, die durch das Zitieren des väterlichen Verbots erzeugt wird. Pointiert formuliert: Jede »Bestrafung« mit Homosexualität erzeugt die Fiktion eines natürlichen Geschlechtsunterschieds von Mann und Frau. Um diese Fiktion zu entlarven, hat Butler uns allerdings selbst eine fiktive Geschichte erzählt. Denn »anscheinend« gibt es keinen Körper vor seiner Markierung, weil »jeder Rekurs auf den Körper vor dem Symbolischen nur im Symbolischen stattfinden kann«. Gleichwohl meint Butler, daß diese Fiktion »vielleicht – eine unverzichtbare Fiktion« ist (137), denn sie ist notwendig, um

in der Folge die »Normen« des biologischen Geschlechts in eine potentiell produktive Krise zu versetzen.

Da diese produktive Krise dazu dienen soll, bislang verwerflichen bzw. verworfenen Körpern zu kulturellem Gewicht zu verhelfen, hat ihre Arbeit auch eine politische Dimension, wie Butler selbst – wenngleich mit etwas Unbehagen – eingesteht. Das politische Konzept ist *Subversion*. »Neue Stellen« sollen eingenommen werden, deren Ort noch unklar ist. Damit tritt die Unabsehbarkeit der Um- und Neudeutung, durch die die hegemoniale Kultur unterminiert werden soll, in ihrer ganzen Verheißung in den Diskurs ein. So kann Butler denn auch mit einem Handstreich eine rechtliche Besserstellung von Homosexuellen für irrelevant erklären, indem sie in ihrer, wie sie selbst eingesteht, schwierigen Prosa darauf hinweist, daß die »Vervielfachung der Subjektpositionen auf einer pluralistischen Achse die Vervielfachung ausschließender und erniedrigender Schritte zur Folge hätte, und diese würden lediglich noch größere Fraktionierung herstellen, eine verstärkte Zunahme von Differenzen ohne irgendeine Möglichkeit, zwischen ihnen zu vermitteln.« (157) Damit wird freilich auch die Möglichkeit einer Vermittlung zwischen Subversion und Reform verworfen. Butler setzt vielmehr auf von ihr idyllisch geschilderte Gemeinschaften von Homosexuellen, wie sie etwa im Dokumentarfilm *Paris is Burning* dargestellt werden, auf »Familien«, die sich tapfer jene Worte aus dem patriarchalen Begriffskompendium angeeignet haben, mit denen sie sonst geschmäht werden. Elisabeth Holzleithner (Wien)

Meyer, Eva: Tischgesellschaft. Stroemfeld Verlag, Basel und Frankfurt/M 1995 (166 S., br., 28,– DM)

Die *Tischgesellschaft* steht für die Idee des Politischen, die sich in den Schriften von Hannah Arendt findet. Diese Idee unterscheidet sich ebenso gründlich von der weltlosen Gemeinschaft der Christen in der Nächstenliebe wie von der Idee der Marktgesellschaft, die durch die Abstraktion des Geldes als universales Äquivalent gestiftet wird. Eva Meyer bietet in den einzelnen Kapiteln von verschiedenen Blickwinkeln her eine Deutung von Arendts *Tischgesellschaft*. Ihr Grundgedanke ist: In der Tischgesellschaft, in der der Tisch zum Bild für die Dinge wird, die die gemeinsame Welt der um ihn Sitzenden ausmacht, löst sich das Schema »Ich« und die »Anderen« auf in eine Multiplizität von Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten, die politische Gemeinsamkeit ermöglichen, ohne die Freiheit des Einzelnen aufzuheben. Diese ihre Ausgangsthese konkretisiert Eva Meyer zunächst am Beispiel der eigenen feministischen Geschichte, mit den Erfahrungen beim Versuch, »ich« zu sagen, um eine Leitformel des feministischen Diskurses: »Das Persönliche ist politisch«, gründlich zu entschlacken – eine Leitformel, die Gefahr läuft, zur Festschreibung von Vergangenem und von Gewohnheiten des Duldens und des Leidens zu werden. Mit Gertrud Stein macht Meyer die Kriege des vergangenen und des gegenwärtigen Jahrhunderts zum Thema, um zu erläutern, was moralisch gesehen Geschichte als Erfahrung ist und sein kann. Dabei geht es wesentlich um eine Sache: Die Befreiung der Bewegungen des Schreibens, der Erinnerung und der Wahrnehmung, so daß die Geschichten, die erzählt werden, nicht nur eine Vergangenheit bewahren, sondern auch den Raum für die Zukunft öffnen (25-29).

Was die folgenden Kapitel, die von der Sprache handeln, zu politischen macht, ist eben dieser Gedanke einer Befreiung des Sprechens und Denkens, die ihrerseits auf gewaltsame Mittel verzichtet. Dabei kommen als GesprächspartnerInnen in Eva Meyers *Tischgesellschaft* neben Gertrud Stein und Elfriede Jelinek J.L. Austin und Ludwig Wittgenstein zu Wort. Das Ergebnis dieser Konversation ist zum Beispiel in der Frage: Was ist Kunst? eine Verbindung der Austinschen Kennzeichnung »performativer Einstellungen« mit Steins lapidarer Auskunft: Kunst ist, was man gerne ansieht, gerne liest.

Und Eva Meyer fügt hinzu, daß es nicht darauf ankomme, etwas gern zu tun neben seiner »richtigen Beschäftigung«, sondern eine – nach Absichten und Zwecken – »richtige« Beschäftigung zu finden, die man zugleich wirklich gerne hat (50). In diesem Sinn spielerisch Regeln zu ändern und Grenzen zu verschieben, wie es Wittgenstein dem normalen Sprachgebrauch zutraut, wäre auch eine mögliche Form, politisch zu wirken. Das Schreiben und Bilden in der Kunst steht, wie Eva Meyer betont, in einer derartigen Konzeption des Politischen nicht unter dem Gesetz der Äquivalenz und der Allgemeinheit, sondern unter dem der Ähnlichkeiten, die Gemeinsamkeit stiften, ohne Insistenz auf Andersheit und Differenz.

Das Herstellen von Ähnlichkeiten muß aber irgendwo beginnen. Dieser Ort ist der Raum, der die Umgebung von Menschen und ihrer Körper bildet –, um dann, diesen Beginn in der eigenen Handlung wiederholend, einen Abstand zu setzen, sein eigenes Selbst als schöpferische Tätigkeit zu spiegeln. Diese beiden Schritte sind eingebettet in ein Netz von Sprachspielen, von denen die Anwesenheit von Anderen ein Teil ihrer Logik ist (65). Mit den Anderen befinden wir uns nicht nur in einem Netz von Sprachspielen, sondern in einem Raum, nicht in einem euklidischen, sondern in einem Erfahrungsraum. Um ihn zu verstehen und uns in ihm, muß man die Grammatik des Sehens verstehen und die Politik des Blicks, die ihn erzeugen – etwa den der Architektur. Am Beispiel der Videoinstallationen von Dan Graham macht Eva Meyer deutlich, wie dieser Blick gebrochen werden kann, wie scheinbar geschlossene Räume des Außen und Innen aufeinander durchlässig und einander reflektierend werden können (68). Ein subversives Gedächtnis wird auf diese Weise aktiviert, die die Ähnlichkeit von Vergangenem und Gegenwärtigem, das Nichtsichtbare zutagebringt.

Um den Personalwechel zur »Halbzeit« von Eva Meyers Buch anzukündigen, könnte man sagen: Für manchen tut's ein Tisch nicht, ein anderes Gestell muß her. »Im Gestell der Sprache« – die imaginäre Begegnung Heideggers mit Hannah Arendt in Elfriede Jelineks Text *Totenauberg* liefert das Szenario für eine höchst merkwürdige *Tischgesellschaft,* wobei Eva Meyer übrigens in diesem Zusammenhang ganz allgemein sagt, daß eine *Tischgesellschaft* überhaupt »nur in dem Maße existiert, wie sie realisiert wird« (82). Wie realisiert sich nun diese Tischgesellschaft, wo der Tisch zum Gestell wird, und an dem sich in Heideggerscher Diktion »entbirgt«, was sich allerdings erst durch Jelineks brillante Sprachentfügungen zeigt: die Monströsitäten und Grauen der Naziverbrechen.

Und da entbirgt sich freilich noch einiges mehr, und nicht nur durch und bei Heidegger. Einiges treibt sich um und kehrt wieder, unter dem »Gesetz des Gespenstes«, wie es Meyer in Berufung auf Derrida formuliert; nicht nur dazumal des »Gespenst des Kommunismus«, wie Marx im Kommunistischen Manifest sagte. Der Geist der Revolution selbst, dem *wirklichen Leben* verpflichtet, war nicht davor gefeit, »gespenstische« Züge anzunehmen, unter dem »Gesetz des Gespenstes« in einem Artaudschen »alchimistischen Theater«, wo der Geist unter Umständen zum Gas wird, das Millionen von Toten produzieren kann.

Wofür steht hier die Metapher des Gespensts? Bei Marx ist es vor allem der Warenfetischismus, die Mystifikation der Ware als Produkt menschlicher Arbeit durch »die bloße Erscheinungsform dahinter versteckter menschlicher Verhältnisse«. Um solche Nebelzonen des Denkens zu erhellen, gelte es, Herstellen und Handeln zu entflechten, und darüber hinaus, und über Marx hinaus, im Sinne Arendts das Miteinander von Denken und Tun zu erhellen, wobei freilich der Eindruck entsteht, daß Arendts Antwort auf die Frage, was denn Denken sei, mit ihrer historischen Analyse der Phänomene des Gespenstischen, des Totalitarismus insbesondere, nicht ganz überzeugend vermittelt ist, und sich die Darstellung dieses Zusammenhangs in der Tischgesellschaft in Geschichten verstrickt, die auf einen unexplizierten historischen und theoretischen Horizont verweisen.

Auf ähnliche Weise verfährt Meyer auch im Schlußkapitel über das »Machen des zwanzigsten Jahrhunderts« – und dies in voller Absicht. Es ist kein Zufall, daß Gertrud Stein, die Meisterin des Ich-sagens, ausführlich zu Wort kommt, gewissermaßen noch einmal an den Tisch gebeten wird, der hier eine Metapher ist für die konkrete Pluralität gelebter Erfahrung, die für Arendt den Kern des Politischen ausmacht.

Weil der Text exemplifiziert, wovon er spricht, intendiert er nicht eine »Theorie über alles«. Ein Beitrag zu einer Tischgesellschaft, der nichts anderes zu sein beansprucht als eben dies. Als solcher präsentiert er Sagenwertes nicht als »So-und-nicht-anders-ist-es« und appelliert an eine verständige und gesprächsbereite Aufnahme, die ihm Unerläutertes nicht als uneingelöste Schuld aufrechnet, mit anderen Worten, er lädt uns ein, an der im Buch versammelten Tischgesellschaft teilzunehmen. Elisabeth List (Graz)

Rullmann, Marit, Gudrun Gründken und Marlies Mrotzek: Philosophinnen. Von der Antike bis zur Aufklärung. eFeF-Verlag, Zürich, Dortmund 1993 (331 S., Ln., 54,– DM)

Das vom Verlag als »erstes deutsches Nachschlagewerk« angekündigte Buch enthält 38 Porträts gelehrter Frauen, die chronologisch angeordnet und – der Epocheneinteilung Antike, Mittelalter, Renaissance, Aufklärung folgend – mit Einleitungskapiteln versehen sind, in denen jeweils knapp die soziale Situation gebildeter Frauen sowie dominante philosophische Strömungen umrissen sind. Die einzelnen Porträts geben Auskunft zur Biographie und stellen die Schriften der jeweiligen Denkerin vor.

Marit Rullmann und ihre Mitautorinnen schreiben gegen die Tradition des »›Verschweigen(s)‹ der Philosophinnen und ihres historischen Anteils an der Philosophie« (12). Dabei soll deutlich werden, daß es »eine lange Tradition weiblichen Philosophierens gibt« (20). Sie betonen, »auch NichtwissenschaftlerInnen erreichen« zu wollen, weswegen sie einen »›akademischen‹ Schreibstil« vermieden haben (ebd.). Der populäre Stil geht jedoch mit theoretischer Nachlässigkeit einher. Die rationalistischen Philosophinnen z.B., die wie Mary Astell »die ›Selbstbestimmtheit des Menschen Ich‹« (213) für Frauen reklamierten, taten dies nicht »im Namen Gottes« (19), sondern in dem einer körperunabhängigen universalen Vernunft. Symptomatisch mag auch die Anmerkung zu Nietzsche sein, »so eindeutig« sei sein Frauenbild nicht gewesen, da er »als einer der wenigen Philosophen die Geschlechterdifferenz immer wieder thematisiert« habe (253).

Die Auswahl der porträtierten Denkerinnen umfaßt neben bekannten Frauen wie Hypatia, Hildegard von Bingen, Olympe de Gouges, Flora Tristan und Harriet Taylor-Mill unbekanntere wie Theano und Phyntis (5. Jh. v. Chr.) oder die »Frühfeministinnen« der Renaissance wie Moderata Fonte und Lucretia Marinella. Bewußt wurden auch »Denkerinnen aufgenommen..., deren wissenschaftlicher Beitrag umstritten oder eher gering einzuschätzen ist« (20). Auffallend ist, daß viele der vorgestellten Frauen schwerpunktmäßig auf literarischem oder politischem Gebiet tätig waren. Ob es sinnvoll ist, z.B. Flora Tristan als Philosophin zu klassifizieren, diskutiert Rullmann nicht, vielmehr scheint der Titel »Philosophie« als Prädikat »wertvoll« zu fungieren.

Interessant ist das Buch als Dokument patriarchatskritischen Denkens. Wie Rullmann feststellt, waren »fast alle philosophierenden Frauen gezwungen, sich mit der Frage nach dem Geschlechterunterschied zu befassen« (17f). So ist bereits von Arete (4. Jh. v.Chr.) überliefert, daß sie über die »Unglückseligkeit der Weiber« (57) schrieb und Leontion (3. Jh. v. Chr.) soll »Berühmtheit erlangt haben« mit einer Streitschrift gegen Theophrasts Abhandlung *Über die Ehe*, in der sie »die Frauen...vor Verunglimpfungen in Schutz nimmt« (60). Inwiefern diese Erkenntnisse als gesichert gelten können, geht aus den Texten leider nur unzureichend hervor. Einige Porträts geben zudem interessante Einblicke in Prozesse der Umdeutung von männlich artikulierten philosophischen Konzepten. So

reklamiert Phyntis, eine Anhängerin des Pythagoras, die »sophrosyne« als »›erste weibliche Tugend‹« (37). Beide Geschlechter seien gleichermaßen zu »Gerechtigkeit«, »Tapferkeit« und »Klugheit« fähig (38). Lucretia Marinella (1571-1653) arbeite wie auch Tullia d'Aragona (1508/10-1556) an einer Umdeutung des homosexuell konstruierten platonischen Eros. Sie legt dar, »wie der stufenweise Aufstieg über das Schöne ... gerade die Frauen prädestiniere, zu größerer Gotteserkenntnis zu gelangen« (169). Vor allem die »größere Schönheit des weiblichen Körpers weise ... daraufhin, daß die Seele der Frau eigentlich weit wertvoller sei« (170). Die aristotelische Temperamentenlehre interpretiert sie dahingehend, daß »ein gemäßigter Körper wie jener der Frauen ... viel geeigneter zu den maßvollen Handlungen der Seele« sei (zit. n. ebd.).

Insgesamt haben die Porträts und die ihnen folgenden Literaturangaben eher den Status von Appetithäppchen als den umfassender Informationsquellen. Im Artikel zu Teresa von Avila z.B heißt es, es existiere »eine unübersehbare Menge von Sekundärliteratur zu ihrem Werk«, angegeben werden jedoch nur zwei Titel und bei Mary Wollstonecraft beschränkt sich die angegebene Sekundärliteratur auf die Erinnerungen ihres Lebensgefährten William Godwin. Zum wissenschaftlichen Gebrauch ist das Buch somit nur bedingt geeignet. Für den für 1995 geplanten zweiten Band zum 19. und 20. Jahrhundert bleibt ein größeres Ausmaß an Präzision und Ausführlichkeit zu wünschen.

Susanne Lettow (Berlin)

Sprach-und Literaturwissenschaft

Barck, Simone, Silvia Schlenstedt, Tanja Bürgel, Volker Giel und Dieter Schiller (Hg.): Lexikon sozialistischer Literatur. Ihre Geschichte in Deutschland bis 1945. J.B. Metzler Verlag, Stuttgart, Weimar 1994 (580 S., 146 Abb., Ln., 78,– DM)

Dokumentiert werden sollten, wie man aus den »Vorbemerkungen« erfährt, die »Kontroversen« (V), die »Anläufe und Abbrüche« (VI) in der sozialistischen Literatur, ihre »Ausgrenzungen« – auch die »ihrer eigenen internen Geschichte« (V). Die Zeitläufe haben nun dazu geführt, daß das *Lexikon sozialistischer Literatur* selbst zu einem einzigartigen Dokument dieser gebrochenen Geschichte geworden ist. Mit der Arbeit war 1987 im Rahmen eines Forschungsprojekts des Zentralinstituts für Literaturgeschichte an der Akademie der Wissenschaften der DDR begonnen worden. Ende 1989 – die Auflösung der DDR war eingeleitet – lagen bereits vier Fünftel des Manuskripts vor. Doch sein Erscheinen im Verlag Bibliographisches Institut in Leipzig war nicht mehr möglich. Fünf Jahre später ist das Buch doch noch erschienen. In einer auf unvorhersehbare Weise gewandelten historischen Situation; überarbeitet, erweitert um nach 1989 neu erschlossene Archivmaterialien zur »Geschichte des Stalinismus« (VI); erweitert aber auch um Beiträge von Autorinnen und Autoren aus der alten Bundesrepublik und aus dem Ausland (Frankreich, USA). Diese Entstehungsgeschichte mag das Bewußtsein der Herausgeberinnen und Herausgeber zusätzlich geschärft haben für die Brüche und Widersprüche ihres Gegenstands.

Entstanden ist ein umfangreiches, sorgfältig gestaltetes Werk mit über 400 Stichworten, zahlreichen Illustrationen und einem gut ausgestatteten Apparat. Es umfaßt die rund hundert Jahre vom Erscheinen früher proletarischer Flugblätter und Schriften bis zur »Zeitmarke 1945« (V). Warum gerade diese »Zeitmarke« gewählt wurde und nicht etwa 1989, wird nicht mitgeteilt. Ich halte die Entscheidung der Herausgeber aber für legitim. Einerseits wird man argumentieren können, daß die Literatur der DDR – die offensichtlich ausgeklammert werden sollte – als (sozialistische) Literatur *sui generis* zu betrachten sei, in ihren historischen Voraussetzungen mit den Umständen, unter denen

im 19. und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts sozialistische Literatur entstand, nicht zu vergleichen. Und andererseits steht der Zeitgeist einer produktiven Diskussion über den Sozialismus in der DDR-Literatur (aber auch in der Literatur der alten BRD) entgegen, wie nach einer Reihe von ähnlich verlaufenen Debatten die gegenwärtige Polemik gegen den Ost-Pen zeigt.

Auffallend groß ist die Zahl von Stichworten zu Sachbegriffen. Man hat darin eine Eigenart eines Lexikons des vorliegenden Typs zu sehen. Ihre Organisationen und Strukturen gehören zum Wesen einer sozialistischen Literatur: Zeitschriften und Verlage, Bibliotheken und Filmverleihe, Theatergruppen und Gesangsvereine, politische und künstlerisch-literarische Bildungsgruppen, von den *Deutsch-Französischen Jahrbüchern* des jungen Marx über die *Arbeiter-Radio-Bewegung* der Weimarer Republik bis zu den vielfältigen Strukturen des antifaschistischen Exils. In der Weite und Vielfalt dieses kulturellen Apparats wird der Unterschied zur Kultur und Literatur des Bürgertums besonders anschaulich. Sozialistische Literatur ist ihrem Ursprung und ihrer Absicht nach politisch, parteilich, operativ. Auch wo Kunst angestrebt wird, bildet die Sache, in deren Dienst sie steht, das Zentrum. Verfasserinnen und Verfasser treten hinter ihre Texte zurück, bleiben – oft aufgrund realer Bedrohungen – auch anonym. Solche Konzepte stehen der seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert herrschenden bürgerlichen Auffassung von der einsamen Größe der Dichter und der Zweckfreiheit der Kunst entgegen; im literarischen Kanon ist für diese Art von Literatur, wie für ihre Schöpferinnen und Schöpfer, bis heute kaum Platz.

Zum herrschenden Kanon bildet das *Lexikon sozialistischer Literatur* ein »Gegen-Archiv« – der Ausdruck stammt von Burkhardt Lindner, wurde für die *Ästhetik des Widerstands* von Peter Weiss gefunden. An Weiss' Roman wird hier mit Absicht erinnert. Nicht nur, weil man im *Lexikon* eine Anzahl Namen aus dem Roman wiederfindet. Sondern auch, weil es, wie Weiss' Roman, eine unersetzbare Bedeutung hat als ein Ort, wo Namen aufbewahrt werden, die von den Siegern der Geschichte vergessen worden sind und heute abermals vergessen werden. Hier findet man lange vergeblich gesuchte Namen und Daten. Etwa über jene Asja Lacis, die in der Literatur meist nur wegen ihres (schlechten) politischen Einflusses auf Walter Benjamin erwähnt wird, oder über den roten Grafen Stenbock-Fermor, der die Erinnerungen des Gefängnispfarrers in Plötzensee, Harald Poelchau, niedergeschrieben hat; über Kurt Kläber, den Verfasser des Jugendbuchs *Die rote Zora*, über Maria Osten, Kurt Kersten, Minna Kautsky, Otto Heller, Adam Scharrer, Eduard Claudius und viele andere. Darunter auch viele Frauen, deren Chancen, als sozialistische Autorinnen und Verfasserinnen von didaktisch angelegten Werken oder Jugendbüchern in den Kanon aufgenommen zu werden, besonders gering waren: Namen wie Gertrud Alexander, Maria Leitner, Lu Märten, Alex Wedding, Hermynia Zur Mühlen und viele andere, aber auch zahlreiche Namen schreibender Sozialistinnen aus dem 19. Jahrhundert, deren Erfassung man zu einem wesentlichen Teil der Mitherausgeberin Tanja Bürgel zu danken hat.

Zu unbekannten wie bekannten Namen der sozialistischen Literatur haben die Verfasser/innen oft ein Konzentrat ihrer langjährigen Beschäftigung mit dem Gegenstand einbringen können; so Gerhard Bauer über Oskar Maria Graf, Walter Fähnders über Bredel und Marchwitza, und in einer schönen Würdigung Gilbert Badia über Luxemburg als Schriftstellerin. Besonders in den Beiträgen aus der DDR wird man solche Konzentrate finden: Werner Mittenzwei über Brecht, Sigrid Bock über Seghers, die verstorbene Gudrun Klatt über Friedrich Wolf, Jürgen Schebera über Musik-, Bühnen- und Filmorganisationen, Dieter Kliche über Bebel, Kautsky, Mehring, Thalheimer, Zetkin, und die Exilforscherin Silvia Schlenstedt in zahlreichen ausgezeichneten Beiträgen über Institutionen des Exils und über Lyrikerinnen und Lyriker, darunter besonders viele jüdische.

Der Gewinn, den die Aufarbeitung des Stalinismus nach 1989 für das *Lexikon* noch gebracht hat, wird etwa im Beitrag von Simone Barck über Ernst Ottwalt sichtbar: nicht nur wird auf Ottwalts Ende in einem Stalinlager hingewiesen – das hat Barck schon in der DDR getan –, sondern man erfährt jetzt auch, was die Öffnung neuer Archive inzwischen erwiesen hat: daß Ottwalt vor seiner Verhaftung in Moskau andere deutsche kommunistische Autorinnen und Autoren belastet hat, die schließlich gleich ihm im Gulag zu Tode gekommen sind. Barcks unpolemische Darstellung gibt einen Eindruck von der Schwierigkeit, solches Verhalten im nachhinein und in einer historisch gewandelten Situation zu beurteilen. Auf vergleichbar angemessene Weise informiert Mitherausgeber Dieter Schiller über Koestler, Regler und Sperber, jene »Renegaten« also, deren Werke im Westen einseitig rezipiert, im Osten mit Haß verfolgt und vom Lesepublikum ferngehalten worden sind.

Ein in der neuen Bundesrepublik kaum mehr erwartetes Werk. Als germanistisches Lexikon, als alternative Literaturgeschichte, aber auch als Lesebuch, das nicht nur zum Zurück-, sondern auch zum Nachvorndenken anregt, ist diese Publikation ein Ereignis.

Robert Cohen (New York)

Nordbruch, Claus H. R.: Heinrich Böll. Seine Staats- und Gesellschaftskritik im Prosawerk der sechziger und siebziger Jahre. Eine kritische Auseinandersetzung. Rita G. Fischer Verlag, Frankfurt/M 1994 (194 S., br., 39,80 DM)

In seiner sehr soliden Einführung ins Werk Bölls (Stuttgart 1993) wunderte sich Bernhard Sowinski, daß es zu »Bölls Auffassungen über Staat und Gesellschaft bisher keine abschließende Darstellung gibt«. Nordbruchs Buch stößt nun zwar in diese Forschungslücke, die Qualität einer »abschließenden Darstellung« wird man ihm jedoch nicht zuerkennen können. Was sich als »kritische Auseinandersetzung« mit charakteristischen Themen und Kategorien wie Spontaneität, Sinnlichkeit, Fahnenflucht, Leistungsverweigerung und Solidarität ankündigt, erschöpft sich größtenteils in bloßer Beschreibung der bekannt kritischen Haltung Bölls gegenüber der Bundesrepublik.

Schon die Vorstellung der Prämissen verdeutlicht, wie skizzenhaft und oberflächlich Nordbruch verfährt. So beschränken sich die Ausführungen zur »charakteristischen Disposition Bölls« (21) auf dessen angeblich überempfindliche Reaktion auf politische Angriffe. Nach Gründen für dieses Verhalten wird nicht gesucht, als wären die Grundbegriffe der Böllschen Poetik – Zeitgenossenschaft und Erinnerung – für des Autors Zorn, Angst und Mitleid ohne Bedeutung. Keine ernsthafte Reflexion erfährt auch »Bölls politischer Standpunkt« (23), der zum Sammelsurium von Schlagworten herabgesetzt und mit Zitaten zwar illustriert, nicht aber gewissenhaft nachgezeichnet wird. So führt Nordbruch im Abschnitt zur Kategorie »Leistungsverweigerung« lediglich Belege aus Illustrierten an und referiert aus zweiter Hand Analysen von Fromm und Max Weber. Geht es ihm um »Bölls Ideal als Gegenpol zu den Charaktereigenschaften der Deutschen« (48), bietet er eine Aneinanderreihung von fünf Zitaten verschiedener Autoren, die in dieser Zusammenstellung absolut nichts belegen, dafür aber mit folgenden bemerkenswerten Worten eingeleitet werden: »Da das Volk die Gesellschaft eines Staates bildet und der Wesenszug der Gesellschaft eben durch dieses Volk bestimmt wird, ist es logisch, daß die Charakterzüge dieses Volkes das Spiegelbild der Gesellschaft sind.« (48) Meist jedoch schwingt sich der Verfasser nicht zu solch dubioser Erkenntnis auf, sondern sucht etwa vergebens nach der »Motivierung für Bölls Suche nach alternativen Lebensformen« (168).

Nicht zuletzt aber leidet die Arbeit an Zergliederung (es finden sich sogar Kapitelchen vom Umfang einer halben Seite) und an der Vorliebe des Autors für das Zitieren aus zweiter Hand. In dieser Technik bringt es Nordbruch zu wahrer Meisterschaft,

schreibt er doch gar einen Satz aus *Gruppenbild mit Dame* dem Autor einer Monographie über Böll zu (vgl. 100). Für die künftige Forschung, soviel scheint sicher, wird sich sein Buch kaum als zitierfähig erweisen. Leszek Żyliński (Thorn)

Moi, Toril: Simone de Beauvoir. The making of an intellectual woman. Blackwell, Oxford, Cambridge/Mass. 1994 (324 S., br., 12,90 £)

Die in den USA lehrende norwegische Literaturwissenschaftlerin nähert sich der Vordenkerin des modernen Feminismus auf bisher unbeschriebenen Wegen. Wo traditionelle biographische Ansätze eine lineare (Lebens-)geschichte erzählend rekonstruieren, verknüpft Moi heterogene, biographische wie literarische Facetten zu einer »personalen Genealogie« (7). Die letztendlich zu vage als ›geneologisch‹ bezeichnete Methode Mois schuldet ihre Begriffsbildung den Arbeiten Michel Foucaults; anders als dieser lehnt sie jedoch »den Begriff des ›Selbst‹ oder des Subjekts nicht ab« (ebd.). Autobiographische und literarische Texte werden gleichwertig in die Analyse einbezogen, um die Bedeutung Beauvoirs als »emblematische intellektuelle Frau des 20. Jahrhunderts« (1) auszuloten. Tatsächlich leistet sie eine materialistisch fundierte, präzise am Text arbeitende psychoanalytische Interpretationsarbeit. Sie untersucht Konfliktfelder wie Eifersucht und Mütterlichkeit, die das persönliche Verhalten Beauvoirs ebenso prägen wie ihr literarisches Werk. Moi sieht in der Transformation und Bearbeitung dieser Leitmotive im ›Lebens-Werk‹ Beauvoirs das latente Bedürfnis, ihre Sprechposition als Intellektuelle abzusichern. Zentral sind für Moi die Widersprüche der Intellektuellen, die sich der »traditionellen patriarchalen Trennung von Kopf und Körper« widersetzt (24), und die ständige Arbeit Beauvoirs, ihren Status zu verteidigen und auszubauen.

Was bedeutet die Tatsache, daß Beauvoir auf der 1929 in Pariser Tageszeitungen veröffentlichten Liste der *agrégés* ihres philosophischen Jahrgangs auf dem zweiten Platz nach Sartre erscheint? Moi nimmt diese Frage zum Ausgangspunkt eines Exkurses über das französische Bildungssystem vor dem Zweiten Weltkrieg und untersucht die Möglichkeiten, die es Frauen bot. Mit Pierre Bourdieu ist sie davon überzeugt, daß soziale Herkunft, Schullaufbahn sowie Ort und Zeit der Bildungskarriere in besonderer Weise auf die Konstituierung der eigenen Sprechposition wirken. Jenseits der ausgewiesenen voruniversitären Eliteinstitutionen von Paris, die damals Jungen vorbehalten waren, bahnte sich die hochbegabte Simone ihren Weg durch katholische Mädchenschulen zur Sorbonne. Der für ihre Zeit außergewöhnliche Bildungsweg und die Karriere, die sie darauf aufbaut, machen Beauvoir zu einer *miraculée* (Bourdieu), einer Ausnahmeerscheinung im französischen intellektuellen Feld, dessen Regeln sie außer Kraft zu setzen scheint.

Beauvoir selbst schwankt zwischen der Identifikation mit diesen, eben auch patriarchalen Regeln, deren Anerkennung ihrer Rede als Lehrerin und Autorin Legitimität und Macht verleiht, und der selteneren, blitzartig aufscheinenden Erkenntnis ihres eigenen ›nachgeordneten Status‹ in dem bestehenden intellektuellen Feld. Ihre besten Arbeiten schreibt Beauvoir, so Mois These, im Bewußtsein dieses Konflikts, »ihre eigene Marginalität von einer Position im Zentrum untersuchend.« (68) Zu diesen Arbeiten gehört für Moi der Roman *L'Invitée* von 1943 (dt.: *Sie kam und blieb*), den sie provokativ als melodramatische Literarisierung des Existentialismus liest. Sie zeigt, wie nah Beauvoirs Autorinnenposition den intellektuellen Konflikten ihrer Protagonistin Françoise ist, und wie die Struktur des Existentialismus selbst als philosophische Folie des Romans dient. »Melodramatisch« am Existentialismus Sartrescher Prägung sei sein nahezu totalitärer Gestus, *alles* verstehen zu wollen, aus jeder Alltagssituation oder jedem Alltagsgegenstand Philosophie machen zu wollen. »*Das Sein und das Nichts* nimmt nicht nur an, daß alles zur Sprache gebracht werden kann, sondern daß es

ein Zeichen moralischer Schwäche ist (ein Fall von ›Unwahrhaftigkeit‹), dies nicht zu tun.« (104) Moi hebt dagegen hervor, was Beauvoir trotz der eigenen Unterwerfung unter die existentialistischen Prämissen der unbedingten Aufrichtigkeit *nicht* zur Sprache bringen kann. Im Übergang zu einer psychoanalytischen Lesart von *L'Invitée* gelingt es ihr, den Stellenwert des Schreibens bei der Konstituierung der Intellektuellen herauszuarbeiten. Wird dabei der Roman zum »Fetisch«, dessen Funktion es ist, die Unabgeschlossenheit des existentialistischen Lebensprojektes zu überdecken (248), so bleibt Beauvoirs Beziehung zu Sartre der eine ›sakrosankte‹ Bereich, der von ihren schreibend gewonnen Einsichten niemals berührt wird.

Vor allem durch ihre 1949 veröffentlichte Abhandlung *Le deuxième sexe* (dt.: *Das andere Geschlecht*) ist die Schriftstellerin zur Theoretikerin der Neuen Frauenbewegung geworden. Moi streift die Rezeptionsgeschichte dieses Werkes nur kurz, analysiert dann um so genauer den Stellenwert, den Sexualität und Utopie darin haben. Während sie einerseits die bekannte Kritik an Beauvoirs Verherrlichung männlicher Sexualität minutiös an geradezu grotesken Textbeispielen nachvollzieht, versucht sie andererseits, die utopische Emphase Beauvoirs, die auch deren weiblichem Subjektbegriff inhärent ist, für eine Neuformulierung des feministischen Selbstverständnisses der Gegenwart stark zu machen. Aber Mois Relektüre verliert in ihrer unentschiedenen Mischung von historisierenden und aktualisierenden Impulsen an Wirkung. Auch die thematische Begrenzung ihrer Analyse scheint mir an dieser Stelle nicht ganz geglückt. Schöpft sie doch die Erkenntnisse nicht aus, die sie aus dem Vergleich zwischen Beauvoirs Analyse der Frauenunterdrückung und Frantz Fanons *Black Skin, White Masks* (1952) hätte gewinnen können. – Moi hätte hier an Mary Anne Doanes Fanon-Kritik (in: G.J. Lischka. Feminismus und Medien. Bern 1991, 7-65) anknüpfen und sie für Beauvoirs problematische Theorie der Sexualität fruchtbar machen können. Doch diese Schwächen fallen hier nur deshalb ins Gewicht, weil die Schreibweise Mois sonst von einer bewundernswerten Transparenz der Argumentation gekennzeichnet ist, die es LeserInnen leicht macht, ihren Gedankengängen zu folgen. Kerstin Barndt (Berlin)

Klarer, Mario: Frau und Utopie. Feministische Literaturtheorie und utopischer Diskurs im anglo-amerikanischen Roman. Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1993 (164 S., br., 34,– DM)

Ausgehend von der These, daß die »späten 60er Jahre mit ihren Emanzipations- und Revolutionsbestrebungen...eine umfassende Erneuerung utopischer Hoffnung« (1) bewirkten, versucht die Studie des Innsbrucker Anglisten, fünf utopische Romane von Autorinnen des englischen Sprachraums vor dem Hintergrund disparater Ansätze aus dem Bereich der *women's studies* zu lesen, um so »Wechselwirkungen zwischen feministischer Literaturtheorie und Frauenutopie« (2) aufzuzeigen. Das Genre der Utopie wird dabei, mit Wolfgang Biesterfeld (*Die literarische Utopie*, 1982), großzügig als Beschreibung einer fiktiven, nicht erfahrbaren gesellschaftlichen Ordnung definiert, was den Einschluß auch eher der *science fiction* (Ursula Le Guins *The Dispossessed*) bzw. der fantastischen Literatur (Mary Shelleys *Frankenstein*) erlaubt.

»Die Frauenutopie...entbehrt...bisher einer motivgeschichtlichen Analyse der Geschlechtsfrage in der von männlichen Autoren dominierten Utopietradition« (9). Klarer macht sich daran, dieses eingangs des ersten Teils (»Geschlechtliche Topik in der männlichen Utopietradition«, 9-49) konstatierte Manko zu beheben, indem er die Geschichte des literarischen Entwurfes von ›Gegenwelten‹ aus der Feder männlicher Autoren von der Antike bis ins 20. Jahrhundert verfolgt. Plausibel weist er den Staats- und Gemeinschaftstheorien u.a. von Platon, Vergil, Thomas Morus, Francis Bacon, William Morris, H.G. Wells und Aldous Huxley eine konstante Fixierung und Reduktion

der Frau auf die Rolle der Erzeugerin und Behüterin nach, der weder Mitspracherecht noch autarke Entscheidungskompetenz zugebilligt werden. Wo Frauen ihre Selbstbestimmung anstreben und erreichen, verdeutlichen bereits in der Antike Topoi wie »Amazonenmythos« (11) und »Frauenkommunismus« (14) die grundsätzliche Ablehnung solcher Emanzipationsansätze durch die Autoren. Hervorzuheben ist hier besonders die gelungene Einbeziehung der nicht-fiktionalen, gleichwohl für ihre intendierte Leserschaft utopisch anmutenden Reisebeschreibungen von Columbus, Amerigo Vespucci und Marco Polo, welche die negativ konnotierten »Weiblichkeitskonzeptionen aus klassischer Utopie und Naturgeschichte« (31) adaptieren und so maßgeblich zu ihrer Tradierung bis in die Moderne beitragen.

Der zweite Teil (»Geschlechtliche Metafiktion und feministische Literaturtheorie in der weiblichen Utopietradition«, 50-117) setzt mit einem Abriß der Tendenzen feministischer Forschung der letzten 30 Jahre ein, in dem sowohl die wichtigsten Grundströmungen *(Images of Women Criticism, Gender Studies, Women's Literary History; écriture féminine, Gynocriticism)* wie auch Differenzierungen zwischen den Ansätzen führender französischer (Cixous, Irigaray, Kristeva) und anglo-amerikanischer Propagandistinnen (Benstock, Mary Eagleton, Millett, Moi, Spivak) herausgearbeitet werden. Als Beispiel einer Frauenutopie *avant la lettre* behandelt Klarer sodann das französische *Livre de la Cité des Dames* (ca. 1404) der Christine de Pizan, dessen allegorisch gehaltene Kritik an »patriarchalen literarischen Frauenbildern« (66) und Problematisierung vom »fiktionalen Ort einer Frauenliteratur« (ebd.) es in der Tat als Wegbereiter sowohl für das zentral feministische Anliegen des *Room of One's Own* als auch für das postmoderne Textverfahren der Autoreferentialität erscheinen läßt.

Seine Lesart von Mary Shelleys *Frankenstein* (1816) als »schonungslose Absage an technokratische Visionen« (76) untermauert Klarer durch eine an Evelyn Fox Keller und Jacques Lacan orientierte Systematik von Shelleys Gebrauch sexuell konnotierter Begrifflichkeiten. Das Scheitern der mechanistischen und technokratischen Vision des männlichen Protagonisten erklärt er aus dessen Unfähigkeit zum organischen (weiblichen) Umgang mit Elementen des »*Mater*-ials« (73). Margaret Atwoods *The Handmaid's Tale* (1985) und Sally Miller Gearharts *The Wanderground* (1979) werden Gegenstände einer Motiv- und Symbolanalyse vor dem Hintergrund der Dichotomie von Oralität und Literalität. Klarer begreift die Texte als Warnung vor geschlechtsspezifischer (männlicher) Okkupation eines innovationsverkörpernden Mediums (Schrift, Literatur), die zu Sterilität und Unproduktivität im biologischen wie im metaphorischen Sinne führt. Beide Autorinnen, so seine These, rekurrieren in der Metaphorik ihrer Dystopien (»Pen Is Envy«, Atwood; »phallacies«, »*re*-membering«, Gearhart) direkt auf den *writing the body*-Ansatz Irigarays, Cixous' und Elaine Showalters. Die Romane der amerikanischen Linguistin Suzette Haden Elgin, *Native Tongue* (1984) und *The Judas Rose* (1987), versteht Klarer in ähnlicher Manier als fiktionalisierte Umsetzung der vor allem mit den Spracherwerbstheorien Julia Kristevas und den soziolinguistischen Ansätzen Deborah Camerons und Jennifer Coates' verknüpften Debatte um ›Frauensprache – Männersprache‹. Ursula Le Guins *The Dispossessed* (1974) schließlich wird für Klarer zum Paradetext für eine spezifisch weibliche Konzeption des Zeitbegriffs. Unter Rekurs auf Sandra M. Gilberts und Susan Gubars Metapher der *Madwoman in the Attic* arbeitet er Simultaneität und Zirkularität des Erzählten als Gegenentwurf zur männlichen, linearen Besetzung der Zeitauffassung heraus; der Roman wird so als Vertreter einer ›weiblichen‹ Postmoderne rezipierbar, in der die Verbindung von Syntax, Sprache und Weiblichkeit zum Credo einer geschlechtsbewußten Erzählstruktur wird.

Während Klarer in den Ausführungen zur männlichen Tradition der Utopie das dort dominante Frauenbild in den Mittelpunkt rückt, analysiert er die sechs Romane aus-

schließlich als »Projektionsfläche für literaturtheoretische Anliegen« (50). Zwar ist in den individuellen Interpretationen die Verknüpfung der Fiktionen mit wissenschaftstheoretischen, ökonomischen, technologischen und linguistischen Aspekten des Feminismus durchaus überzeugend, doch hätte eine stärkere Rekurrenz auf das seine Lesart der Anfänge des Genres bestimmende Konzept von »Rollentausch-Visionen« (14) der Historisierung aller angesprochenen Frauenutopien gut getan. Sein Anliegen, zu zeigen, »wie leicht die zeitgenössische Frauenutopie die... antiken Topoi – zum Teil mit nur geringfügiger Variation – aufnimmt und von einer dystopischen Männerphantasie in eine positiv besetzte Frauenutopie umsetzt« (12), bleibt so nur ungenügend verwirklicht.

Göran Nieragden (Köln)

Terdiman, Richard: Present Past. Modernity and the Memory Crisis. Cornell University Press, Ithaca 1993 (389 S., br., 20,84 $)

Die US-amerikanische Feier des nachgeschichtlichen Zustands à la Francis Fukuyama hat kürzlich sogar Derrida zu einer deutlichen Replik provoziert, in der er das marxistische Erbe des Poststrukturalismus betont (vgl. *Argument* 208, 116ff). Auch Richard Terdiman, Romanist im kalifornischen Santa Cruz, ist der Meinung, daß es nicht so einfach sei, der Macht der Vergangenheit zu entrinnen. Fukuyamas Wunsch nach einer Flucht aus der historischen Verantwortung ähnelt eben nur scheinbar der Geschichtsmüdigkeit so unterschiedlicher Charaktere wie Karl Marx und Joyces Stephen Dedalus, die sich in fast identischen Formulierungen nach einer Befreiung vom Alpdruck vergangener Geschlechter sehnen. Wie Terdiman mit großer theoretischer Luzidität und stilistischer Klarheit zeigt, handelt es sich bei dem gleichzeitigen Festhalten- und Loslassenwollen der Vergangenheit um eine *memory crisis*, die die kulturelle Produktion der Moderne entscheidend beeinflußt hat.

In zwei einführenden Kapiteln historisiert Terdiman die »Erinnerungskrise der Moderne«: Sie entsteht mit der Herausbildung von Nationalstaaten in Europa und den Revolutionen des späten 18. Jahrhunderts. Nicht nur brachte die Überwindung des Absolutismus die Entstehung eines neuen historischen Bewußtseins mit sich; die ökonomischen und demographischen Veränderungen verursachten auch das Verschwinden kollektiver mündlicher Erinnerungsstrukturen (29ff, 41). Obwohl Terdiman dies nicht ausdrücklich vermerkt, war das neue historische Bewußtsein von den Idealen kultureller Homogenität und zeitlicher Linearität geprägt. Die Negierung von kultureller Differenz und zeitlicher Komplexität wurde zum unheimlichen Anderen der Moderne und damit zum Wegbereiter der von Terdiman diagnostizierten Erinnerungskrise.

In detaillierten Analysen französischer Texte des 19. Jahrhunderts demonstriert der Autor, wie Musset, Baudelaire und Proust den vorherrschenden Diskurs selektiven Vergessens mit ästhetischen Gegenentwürfen konfrontierten. Baudelaires Gedichte kreisen um das Flüchtige des Großstadtlebens, das den herkömmlichen Zeitkategorien inkommensurabel ist; Proust beschwört mit dem Konzept der *mémoire involontaire* den nichtlinearen Verlauf der Vergangenheit. Die zweifellos interessanteste Einzeluntersuchung ist Terdimans akribische Bestandsaufnahme der Funktion von Erinnerung in Freuds Psychoanalyse. In einem eleganten Ritt durch Freuds Gesamtwerk liefert Terdiman inspirierende Vergleiche zwischen den Erkenntnissen über die Erinnerungsfunktion in der analytischen Praxis (Kindheitsneurosen, Traumdeutung) und den ästhetischen Experimenten der französischen Frühmodernisten. Die Vergleiche überlagern jedoch die für Freuds Denken so zentralen historischen Zäsuren des Ersten Weltkrieges und des Faschismus. Eine stärkere historische Rückkopplung wäre hier wünschenswert gewesen. Terdimans Anspruch, eine Diagnose der Erinnerungskrise *der Moderne* zu liefern, ist sicher überzogen und wird nicht erfüllt; auch der Versuch, *memory* zu

historisieren, bleibt unvollständig und schematisch. Dennoch bilden die beiden Anfangskapitel sowie die beiden Kapitel zu Freud Meilensteine in der Gedächtnistheorie und weisen weit über die latent formalistischen Entwürfe vieler deutschsprachiger Veröffentlichungen auf dem Gebiet hinaus.

Terdiman konstatiert einen Konflikt zwischen zwei dominanten Gedächtniskonzepten, den er dialektisch zu überwinden sucht. Dem älteren Modell, das Erinnerung als originalgetreue Reproduktion von archivierten Daten begreift, stehen hermeneutische Repräsentationsmodelle gegenüber, die die Faktizität der Gedächtnisdaten durch ihre endlose Interpretierbarkeit ersetzen. In Anlehnung an Freud entwickelt Terdiman das Modell einer komplexen Gedächtnismaschine, in der »faktische« Erinnerungsstücke mit deren späteren Interpretationen oder sogar ihrer imaginären Produktion konvergieren (349). Wie Freud, der immer wieder die Faktizität unbewußter Erinnerungsspuren betonte, hält Terdiman an der Faktizität vergangener Ereignisse fest – auch wenn diese nur noch in vermittelter Form zugänglich sind. Es ist nicht zuletzt die Erfahrung von menschlichem Leid, die Terdiman einen Mittelweg zwischen positivistischem Faktenglauben und einer unbegrenzten Semiosis einschlagen läßt.

Das Gedächtnis selbst, so Terdiman, solle als normatives Regulativ zur Verhinderung einer beliebigen Auslegung der Vergangenheit herangezogen werden (352). Hier aber stellt sich die Frage nach den Besitzverhältnissen am Kulturgut Gedächtnis: Veredelt es nicht oftmals den Triumphzug des historischen Siegers? Ist nicht unser Gedächtnis, wie auch die Geschichte selbst, ein Schlachtfeld konkurrierender Machtinteressen?

Wo Terdiman Gefahr läuft, in eine idealistische Falle zu tappen, weist eine ›postkoloniale‹ Autorin wie Toni Morrison in *Beloved* bei der Behandlung des Gedächtnisthemas einen Ausweg, indem sie hinter dem Erinnerungsarchiv der dominanten Kultur die Stimmen der Vergessenen ertönen läßt. Hier ist einer der literarischen Orte, an dem sich Terdimans Wunsch nach einem dialektischen Umgang mit dem Thema Erinnerung zu erfüllen scheint.

Gesa Mackenthun (Greifswald)

Fleischanderl, Karin: Des Kaisers neue Kleider. Schreiben in Zeiten der Postmoderne. Edition Wespennest, Wien 1994 (117 S., br., 30,– DM)

Diese ideologie- und stilkritische Kampfschrift gegen postmoderne Literatur vom Standpunkt moderner Ästhetik ist veranlaßt durch die Beobachtung, daß die nachmoderne Art des Schreibens »zu einem dominanten und weitgehend homogenen Stil zu werden droht, zur *Koine* des ausgehenden zwanzigsten Jahrhunderts« (11). Obwohl die Autorin, Mitherausgeberin der Literaturzeitschrift *Wespennest*, den Anspruch erhebt, ein in Kultur und Politik weitverbreitetes Phänomen zu beschreiben – so rechnet sie die »Partei Berlusconis in Italien« zur »politischen Postmoderne« (13) –, besteht ihre Materialbasis lediglich aus einigen Autoren der deutschen und italienischen Romanliteratur: Umberto Eco, Christoph Ransmayr, Robert Schneider, Patrick Süskind und Antonio Tabucchini, daneben noch Botho Strauß.

In der Charakterisierung des Gegenstands bewegt sich Fleischanderl im Rahmen der 1985 von Ihab Hassan vorgenommenen Bestimmungen, verkehrt aber die damit einhergehende Bewertung durchgängig ins Negative. Kritisiert wird ein Verzicht auf eigenständige Arbeit am Material, d.h. an subjektiver Erfahrung und an der Sprache: »Die postmoderne Literatur weigert sich, literarische Arbeit im eigentlichen Sinn – die Arbeit am Wort – zu leisten.« (35) Kunst zu sein, beanspruche sie daher zu Unrecht. Statt einen eigenen Stil auszubilden, griffen die Autoren auf vergangene Muster zurück, was aber nicht, wie in der Poesie der modernen Avantgarde, zu formalen Innovationen führe, sondern nur zu beliebig komponierten und bequem konsumierbaren Sprachbasteleien. Ihr Stilprinzip, der Pastiche, mache dem Publikum weis, daß die Werte der alten Eliten ewig

wahr seien. Nichts als Anbiederung an die kulturellen Renommierbedürfnisse von »Halbgebildeten« (94) – dem von Charles Jencks so genannten »Kognitariat« – erkennt die Autorin auch in der Vermischung von Hoch- und Trivialkunst durch Doppel- oder Mehrfachkodierungen, wie sie exemplarisch in Ecos *Namen der Rose* vorgeführt werden. Sie nimmt den theoretischen Topos vom Ende der Differenzen zwischen Kunst und Unterhaltung als gültige Beschreibung postmoderner Literaturpraxis und untersucht nicht, ob zwischen einem Unterhaltungsroman wie Süskinds *Parfüm* oder Ecos bzw. Ransmayrs Romanen vielleicht doch Qualitätsunterschiede bestehen.

Keinen Zweifel läßt Fleischanderl daran, daß die Postmoderne ein Werk der politischen und kulturellen Rechten ist, antihumanistisch, antiemanzipatorisch, antiaufklärerisch: »Sie ist ein Ausverkauf, ein Totalabverkauf, der die Ladenhüter des humanistischen Erbes ein letztes Mal unters kaufwillige Volk bringt.« (53) Da die Postmoderne keinen Unterschied zwischen Realität und Schein mehr kennen will, sitzt sie der Simulationsindustrie der Medien auf. Sie vergißt, daß der Mensch ein körperhaftes, triebhaft begehrendes Wesen ist und der Körper mit seinen Begierden »dem Subjekt immer wieder neues Material liefern [wird], das sich gegen die objektiven Instanzen durchsetzen will« (104). Auf diese Widerständigkeit des Leibes sollte sich Ästhetik heute besinnen. Die postmoderne Literatur jedoch bleibt wegen ihrer »Erfahrungslosigkeit« (75) und »Verleugnung von Wirklichkeit« (19) »letztlich völlig unbedeutend für unsere zeitgenössische Existenz« (86). Da sie die Utopie zur Idylle verkitscht und den Schrecken, das Häßliche und das Grausame durch ihren Dekorstil verharmlost, ist sie ohne sozialkritischen Stachel; ihre Ironie, der jede Selbstkritik abgeht, ist nichts als ein Vorwand, um »nach den Experimenten der Moderne wieder ungeniert erzählen zu dürfen« (73). So kokettiert postmoderne Literatur »zwar mit dem Wissen um die Schein- oder Lügenhaftigkeit jeder (literarischen) Wirklichkeit, weigert sich jedoch, sich mit dem Widerspruch zwischen der Aussage und den Bedingungen des eigenen Sprechens auseinanderzusetzen« (74).

Indem sie sich begnügt, moralisierend gegen literarische Phänomene zu Felde zu ziehen, ohne deren epistemologische und poetologische Gründe zu beachten, kann die Autorin nicht erkennen, daß die kritisierten Romane häufig philosophische Programmtexte sind oder doch in einem ihrer Codes enthalten. Ein Beispiel: Sie zitiert Giorgio Manganelli mit dem Ausspruch, »Literatur sei Lüge und der Autor nur der Protagonist in der Fabel eines anderen Lügners« (48), und wertet ihn als einen Beleg für radikale selbstreflexive Modernität, die sie von der Naivität postmoderner Fabeln abgrenzt. Eine Strukturanalyse von Ransmayrs Roman *Die letzte Welt* würde jedoch ergeben, daß Manganellis Diktum hier radikal und konsequent in eine Erzählung umgesetzt worden ist. Statt in der Mehrfachkodierung nur Geschäftemacherei und Anbiederung an die Masse zu argwöhnen, müßte zur Kenntnis genommen werden, daß postmoderne Werke häufig einen Metadiskurs über den eigenen Status führen. Statt von der Literatur zu fordern, sie solle »Täuschung und Lüge...in ihrem Verhältnis zur Wahrheit« (74f) darstellen, wäre es sinnvoller, sich kritisch mit den Gründen zu befassen, welche die Postmoderne von der Kategorie der Wahrheit Abschied nehmen lassen. Eine solche ins Grundsätzliche vordringende Kritik müßte sich mit der Frage auseinandersetzen, wie auf den Nihilismus zu antworten ist, der alle postmoderne Literatur philosophisch grundiert. Karin Fleischanderls Polemik aber ist viel zu stark von der postmodernen Haltung bestimmt, die Erscheinungsformen schon für das Wesentliche zu halten, als daß sie sich eine solche Frage stellen könnte. Henning Bothe (Stadthagen)

Reemtsma, Jan Philipp: Das Buch vom Ich. Christoph Martin Wielands »Aristipp und einige seiner Zeitgenossen«. Haffmanns Verlag, Zürich 1993 (344 S., Ln., 48,– DM)

Der *Aristipp* ist Wielands letzter und – obwohl Fragment geblieben – umfangreichster Roman. Als Briefroman angelegt, eröffnet er ein Panorama des griechischen Kulturraumes im 4. Jh. v.u.Z. Die Diskurse, die in den Briefen berührt werden, reichen von Handel und Krieg über Liebe und Lebenskunst bis hin zu Fragen der Ästhetik und Philosophie – also ein für den Literaturwissenschaftler vielversprechender Text, der allerdings wenige Bearbeiter fand, bis sich jetzt der Arno-Schmidt-Förderer und Leiter des Hamburger Instituts für Sozialwissenschaft entschloß, eine Monographie vorzulegen.

Nachdem Reemtsma einleitend anhand von Goethes Nekrolog die paradigmatische Haltung der Wieland-Rezeption – überaltertes Monument einer zu vergessenden Aufklärung – herausarbeitet, unternimmt er den Versuch, Wielands Strategie der literarischen Subversion darzulegen. Ausgangspunkt hierfür bildet das längste der Briefstücke, in dem ein kritisches Referat von Platons *Politeia* gegeben wird. Die dort entwickelte Position zur Platonischen Philosophie wird in Bezug zum philosophischen Diskurs der Antike gesetzt, so daß ein Feld der Auseinandersetzung kenntlich wird, das einerseits als historisch spezifisches betrachtet werden kann, andererseits aber auch die Anschlußpunkte zur Philosophie um 1800 markiert. Diese führt Reemtsma aus, um schließlich zu einer Bestimmung der erkenntniskritischen Position Wielands zu kommen, die im aktualisierenden Zugriff bestimmten Überlegungen Wittgensteins nahesteht (vgl. z.B. 64f). Die Frage, die sich angesichts des »maßlosen Anspruchs« (134) der platonischen Philosophie stellt, lautet: »wie spricht man über das ›Sprachspiel der Philosophen‹?« (65). Reemtsmas Antwort läuft zunächst über die Personenkonfiguration innerhalb des *Aristipp*, in der verschiedene mögliche Umgangsweisen vorgeführt werden, sei es Indifferenz, sei es rein stilistische Kritik oder die Befragung des Praxisbezuges. Diese Vielstimmigkeit kennzeichnet eine Philosophierezeption, die nach der Gültigkeit philosophischer Aussagen im Kontext der jeweiligen Lebensform fragt: Was bedeutet dieser Satz für wen unter welchen Umständen? Eine solche Fragestellung führt in der Personenkonstellation des Romans zur Ablehnung eines spekulativ-universellen Philosophierens. Positiv tritt Wieland in seiner Kritik des Platonismus, der nur Stellvertreter absolutistischer Philosophie-Positionen ist, für einen toleranten Pragmatismus des Denkens ein, der sich der Bedingtheit seiner Gehalte bewußt ist und diese nicht zu verabsolutieren sucht. Ein solcher Standpunkt läßt Wieland dann auch in religiösen und sexuellen Fragen zu freigeistigen Ansichten gelangen. Dieser »Liberalismus« läßt ihn nach 1800 als veralteten Autor erscheinen, da die konservative Wende, die der dominante öffentliche Diskurs gegen die französische Revolution vollzogen hat, Wieland als vorrevolutionären, bürgerlichen Fortschrittler abstempelt, dem zudem noch der Ruf rokokohafter Libertinage anhängt – zumindest was seine Schriften anbelangt. Doch geht Wieland über die Darstellung von Libertinage hinaus, wenn er die weibliche Hauptfigur, die Hetäre Lais, in ihrer sozialen und ökonomischen Abhängigkeit zeichnet, eine von Männern im Geschlechterkampf eingerichtete Abhängigkeit (vgl. 199ff).

Vermag Reemtsma also deutlich, eine aktuelle Bedeutsamkeit Wielands herauszustellen, so verwundert es, daß er selbst hinter aktuelle methodische Ansätze zurückfällt. Nachdem er den »literarischen Positivismus« gebührend geschmäht hat, meint er gleichwohl, nach der realhistorischen Person, die der Lais zum Vorbild diente, fragen zu müssen. Als Entschuldigung fungiert ein Begehren nach »magischer Intimität mit dem verehrten Dichter« (208). Trotz aller Selbstreflexion wird mit Reemtsmas unverhohlener Verehrung für Wieland ein zentrales Problem seiner Darstellung kenntlich. Oftmals werden Leser und Leserin direkt aufgefordert, Wieland zu lesen, wird auf die Schönheit einzelner Texte aufmerksam gemacht (vgl. exemplarisch 116). Es wird geworben für die

Lektüre eines Autors, der es zweifellos verdient hat, doch geschieht dies im Rahmen einer Untersuchung, die sich als literaturwissenschaftliche versteht. Auf diese Weise geraten zwei Diskurse durcheinander, die neben unterschiedlichen Darstellungsformen auch differente Denkformen beanspruchen. So verlieren sich die scharf gedachten analytischen Teile bisweilen im anekdotischen Conférencierston des Wielandverehrers, wird dem Autor und seinen selbstreflexiven Aussagen ebenso wie seiner Vita zuviel Wert beigemessen. Christian Jäger (Berlin)

Kunst- und Kulturwissenschaft

Holzer, Horst: Medienkommunikation. Einführung in handlungs- und gesellschaftstheoretische Konzeptionen. Westdeutscher Verlag, Opladen 1994 (237 S., br., 24,80 DM)

»Es ist nicht zu bestreiten«, schreibt Holzer knapp 40 Seiten vor dem Ende dieses Bandes, »daß in den vergangenen Jahren die Vertreter einer Position sehr wenig zum (medien-)kommunikationstheoretischen Disput beigetragen haben, von der aus vor allem in den siebziger Jahren die hier debattierten Themen intensiv und systematisch bearbeitet worden sind. Gemeint sind die Autorinnen und Autoren, die sich – wenn auch mit jeweils unterschiedlicher Begründung und unterschiedlicher Verfahrensweise – im Rahmen der historisch-materialistischen Gesellschaftswissenschaft den Bereichen ›Kommunikation‹ und ›Massen(medien)kommunikation‹ gewidmet haben« (185). Und als letztes Zeugnis verweist Holzer auf das Sonderheft von *Media, Culture & Society* mit dem etwas pauschal-larmoyanten Titel »After the Frankfurt School« von 1983, in dem die ehemaligen Koryphäen der kritischen Medientheorie sich noch einmal versammelten und zu zeithistorischen Diagnosen ansetzten.

Inzwischen sind mehr als elf Jahre vergangen, und vieles hat sich in der »Medienkommunikation« grundlegend geändert. Darf man Holzers Einschätzung daher auch als Selbstkritik lesen? Denn auch er, der schon in den sechziger Jahren sein analytisches Seziermesser an den Medienverhältnissen hierzulande wetzte, und zwar nicht nur theoretisch, sondern mit konkreten empirischen Analysen, der lange Zeit als profunder Verfechter einer – sagen wir – staatskapitalistischen Medientheorie stritt, zum Vorbild für etliche wurde, aber dafür auch seine akademische Karriere opfern mußte, schweigt seit den späten achtziger Jahren weitgehend oder begnügt sich mit der Rekapitulation theoretischer Entwürfe anderer.

Dabei geht es in den Medienverhältnissen inzwischen drunter und drüber, wie täglich zu erfahren ist. Die technischen Produktivkräfte überschlagen sich, sämtliche rechtlichen Regularien sind aus den Fugen, der brutale Kampf der globalen Medien-Giganten obsiegt und macht sich – wie etwa in Italien – den gesamten Staatsapparat zu eigen, die gewerbliche Arbeit wird von Grund auf umgekrempelt, die modernen Industriegesellschaften mutieren zu sogenannten Informationsgesellschaften, jedenfalls verändern sich die Strukturen und Prioritäten gesellschaftlicher Wertschöpfung. Und all diese Transformationen und Turbulenzen sollen es nicht wert sein oder sogar erfordern, sie analytisch zu durchdringen, und zwar mit einem theoretisch Rüstzeug, das (einst) unermüdlich als die geeignetste und aussagekräftigste Methode gepriesen, vielleicht auch verklärt wurde? Dabei überbieten sich Feuilletons und postmodernistische Essayisten atemlos mit bombastischen Szenarien und vollmundigen Erklärungen, die sich allerdings recht schnell als windig und willkürlich entpuppen. Aber marxistische oder materialistische Konzepte sucht man weithin vergebens.

Wer nun erwartet hat, Holzer formuliere mit diesem Bändchen mindestens – wie man früher sagte – Prolegomena einer Theorie, der wird auf eine lange Probe gestellt und sieht sich am Ende enttäuscht. Denn bis zu besagten letzten Seiten handelt Holzer

theoretische Konzepte anderer ab, die – wie Habermas und Luhmann – einschlägig bekannt sind (und auch von Holzer bereits 1987 ähnlich referiert wurden) oder – wie die im ersten Kapitel vorgestellten Ansätze – bislang noch nicht zur Ehre einer ›theoretischen Schule‹ gekommen sind: Tatsächlich haben die von Holzer ausgewählten Alltagstheoretiker der Medienkommunikation, der in Nijmegen lehrende Karsten Renckstorf, früher am Hamburger Hans-Bredow-Institut als Forschungsreferent tätig, der Kasseler Pädagoge Ben Bachmair und die Freiburger Psychologen und Soziologen Michael Charlton und Klaus Neumann bestenfalls Fragmente einer Theorie vorgelegt oder mit eingehenden empirischen Fallstudien auf sich aufmerksam gemacht.

Da Holzer ihre diversen Publikationen indes kompakt, fast systematisch darstellt, aber auch recht selektiv die eine oder andere heranzieht, erscheinen ihre Ansätze schlüssiger und konsistenter, als sie mitunter in den Originaltexten sind. Holzer favorisiert die »strukturanalytische Rezeptionsforschung« aus Freiburg als »überzeugendes« Konzept, »wie der Umgang mit einem Medienangebot und die sich dabei herausbildende Verknüpfung zwischen diesem und dem handlungsleitenden Thema des Rezipienten systematisch und präzis zu beschreiben sind« (83). Ohne Frage gelangen den Freiburger Forschern einige sensible, aufschlußreiche Fallstudien über den Medienalltag von Kindern und Familien. Doch wie dieser struktur-genetisch bedingt ist, welche funktionalen Interdependenzen also zwischen Medienkommunikation, personaler Kommunikation, Identität, Sozialisation und Bewußtseinsbildung bestehen und wie sich diese fortwährend verändern und neu konstituieren, darüber machen Charlton/Neumann trotz ihres genannten theoretischen Anspruchs nur vage bis defizitäre Angaben. Gewiß sind solche Mängel und analytischen Blindstellen bei der Komplexität des Untersuchungsfeldes fast unausweichlich, aber aus wissenschaftlicher Sicht darf man beanspruchen, daß sie zumindest gekennzeichnet und reflektiert werden. Erst dann könnte man Holzers Prädikat nähertreten, daß ihr »bemerkenswerter Versuch« »die wichtigsten Kategorien und Theoreme vorgibt, mit denen die...Bedingungen (heutiger Medienkommunikation) eingelöst, ihre Wechselbeziehungen systematisch verfolgt und taugliche Untersuchungshypothesen entwickelt werden können. (Dadurch) eröffnet er einen präzisen Zugriff auf das Thema ›Medienkommunikation‹« (86). Allein der zentrale Begriff ›Alltag‹ bleibt in diesem Ansatz weithin unerörtert und wird nicht in der Theoriediskussion verortet.

Ebenso ergeht es dem ›Gesellschaftsbegriff‹ im nächsten Kapitel. Holzers Rekonstruktionen der Habermasschen und Luhmannschen Kommunikationstheorien brauchen hier nicht rekapituliert zu werden. Stutzig macht am Ende, daß Holzer Luhmanns Begrifflichkeiten für recht »plausibel« hält und sie mit denen von Habermas zumindest teilweise in Übereinstimmung sieht (178). Dabei läßt er abermals so elementare Kategorien wie System, Handlung, Kommunikation ungeklärt und vergleicht ihre jeweilige Semantik nicht miteinander. Am Ende rekurriert Holzer nur noch auf die Kritiker Luhmanns, die ihm konzedieren, mit seinem »›Weltmodell der Kommunikation‹ zwar...eine Reihe interessanter und erhellender Einzelaussagen« gemacht zu haben, »diese jedoch nicht zu einer empirisch plausiblen und kontrollierbaren Konzeption verbinden« zu können. (183). Zuvor wurde dieses Modell dadurch ausgezeichnet, daß mit ihm Massenkommunikation als »primäre Integrationskraft in der modernen Gesellschaft« und als harmonisierendes Potential der »erdumspannenden Gesamtheit aller möglichen Kommunikationen« (ebd.), also der sogenannten Weltgesellschaft, erkannt werden könne. Von analytischer Unvoreingenommenheit und Scharfsicht läßt sich dabei wohl nur noch schwerlich sprechen.

Recht zurückhaltend oder auch verkaufstechnisch geschönt verspricht der Klappentext am Ende »einige Anmerkungen, die an den marxistisch inspirierten Umgang mit dem Thema erinnern«. Und damit begnügt sich Holzer. Er wiederholt seine bekannten

Positionen über den Zusammenhang von »Ökonomie, Staat und Massenkommunikation« und berücksichtigt dabei kaum neuere Entwicklungen. Die grassierende Konzentrationswelle ist ihm etwa keine Betrachtung wert. Die öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten hält er immer noch für quasi-staatliche Apparate, ohne zu fragen, ob dort überhaupt noch die Repräsentanten von Staat und Parteien Einfluß haben und nicht längst schon zu Marionetten des Medienkapitals geworden sind. Intermediale Verflechtungen und ihre Einflußpotentiale nimmt er nicht genügend zur Kenntnis. Da Holzer außerdem den Begriff des Interesses nicht hinreichend analytisch durchdringt, kommt er bei seinen sozialpsychologischen Ausführungen über das Publikum zu dem erstaunlichen Votum, »daß die Medien aufgrund gerade der Interessen und Ansprüche des Publikums tätig sind, die diesem, und zwar dem einzelnen wie den Familien, von der gesellschaftlichen Formung der Lebensbedingungen in hohem Maße eingepreßt werden« (214). Daß die Medien dagegen und darüber eine aufklärerische Funktionen haben (könnten) – wie es früher hieß – und mit welcher Akribie und Penetranz die Demoskopie die vermeintlichen Bedürfnisse des Publikums ausforscht und an die Medien verkauft, diese Zusammenhänge kommen leider ebenfalls zu kurz. Hans-Dieter Kübler (Hamburg)

Anders, Günther: Obdachlose Skulptur. Über Rodin. Verlag C.H. Beck, München 1994 (124 S., 35 Abb., br., 19,80 DM)

Das Manuskript zu dem posthum erschienenen Buch des Philosophen und politischen Schriftstellers Günthers Anders entstand in dessen amerikanischem Exil, als er in Kalifornien anläßlich einer Ausstellung in der Vigo-Vino Galerie einen Vortrag über das Werk von Auguste Rodin zu halten hatte. Ursprünglich auf englisch 1944 unter dem Titel »Homeless Sculpture« mit der Beck-Ausgabe erstmals veröffentlicht und später, 1947, auch in französischer Sprache, liegt nunmehr eine deutsche Übersetzung vor.

Anders knüpft an Rainer Maria Rilkes berühmt gewordenen Rodin-Vortrag an, den dieser fast vier Jahrzehnte zuvor gehalten und mit dem nüchternen und gleichwohl, so Anders, »magischen« Wort *Dinge* begonnen hatte. Wer Günther Anders etwas kennt, der weiß, daß von ihm hier wohl kaum ein Ausflug in die harmlose und unanstößige Sphäre des schönen Scheins unternommen wird. Denn nichts liegt Anders ferner als selbstgenügsames philosophisches Reflektieren über Kunst an sich, über rein ästhetische Probleme. Wie dem ihm in vielem kongenialen Adorno, so ist auch ihm Kunst eine soziale Tatsache, soll heißen: zutiefst gesellschaftlich und vergesellschaftet. Und nur als solche vermag er Kunst zu entziffern, die er dem gedankenlosen Konsum entreißt, indem er sie von allem bloß Gefälligen entkleidet. – Den Ausführungen Rilkes, der kurzzeitig Rodins Privatsekretär war, verdankt Anders etliches. Wie dieser sieht er, daß es für Skulpturen im späten 19. Jahrhundert keinen »passenden gesellschaftlichen Ort«, kein »architektonisches Obdach« mehr gibt. Im Gegensatz zu Rilke sieht Anders in dieser Obdachlosigkeit keine »göttliche Qualität«, sondern eine »gesellschaftliche Abnormität«. Und doch sei »Obdachlosigkeit« der begriffliche Schlüssel, um die Skulpturen Rodins »aufzuschließen«. So interpretiert er Rodins Formgebungsexperimente als grandios scheiternden Versuch, seinen Skulpturen das Schicksal der Obdachlosigkeit zu ersparen. Gerade dieses Scheitern habe Rodin über seine Zeitgenossen erhoben, deren Erfolge, verglichen mit denen Rodins, nur »dekorative Anekdoten« gewesen seien. Rodin habe die »Zeichen der Zeit« gesehen und begriffen, daß es einfältig ist, so zu tun, als ob sich mit der Universalisierung des Warenverhältnisses und der damit immerfort wachsenden »Verdinglichung« des Menschen nichts an der Funktion von Skulptur geändert hätte. In seiner Interpretation der Rodinschen Werke geht Anders über das Deskriptive hinaus. Die Entbergung des Dahinterliegenden, von Logik und Bedeutung der Dinge, darauf sinnt Anders, dessen Denken durch die Husserlsche Schule gegangen ist und das, wenn auch

in einer ganz spezifischen Ausprägung, dem kategorischen Imperativ der Phänomenologie »Zu den Sachen selbst!« folgt. Methodisch derart geschult, diagnostiziert Anders an den Werken Rodins jenen Riß zwischen Mensch und Welt, der nicht nur Freiheit, sondern auch Fremdheit gegenüber der Welt einschließt.

Nicht zur Welt zu gehören, von ihr ausgeschlossen, eben »weltlos« zu sein, diesen negativen ontologischen Befund hat Anders, den man als einen Meister der dichten Beschreibung bezeichnen kann, schon früh, in den zwanziger und dreißiger Jahren, auf den Begriff gebracht. So etwa in dem ersten Kernstück seiner »negativen Anthropologie«, das er im Jahre 1929 vor den Kant-Gesellschaften in Hamburg und Frankfurt unter dem Titel »Die Weltfremdheit des Menschen« vortrug, das aber erst Mitte der dreißiger Jahre im Pariser Exil in Form zweier französischsprachiger Aufsätze veröffentlicht wurde. Jean-Paul Sartres Formel vom zur Freiheit verdammten Menschen ist von den Thesen Anders', dem »Früh-Denker«, so eine treffliche Charakterisierung durch Hans Mayer, nicht bloß marginal beeinflußt worden, was Sartre ihm drei Jahrzehnte später eingestand, als er diesen persönlich kennenlernte als einen der Juroren des Russell-Tribunals zur Untersuchung der Kriegsverbrechen in Vietnam. Aber auch außerhalb des Bereiches anthropologischer Reflexion findet sich bei Anders die philosophische These, daß die Welt dem Menschen fremd und dieser selbst weltfremd sei. So in seinen Betrachtungen zur Kunst und Literatur, wovon ein Teil unter demTitel »Mensch ohne Welt« veröffentlicht vorliegt. Zu nennen ist hier insbesondere der mit Hannah Arendt, seiner damaligen Frau gemeinsam verfaßte Aufsatz über Rilkes *Duineser Elegien* wie auch seine Deutung des Döblinschen Romans *Berlin Alexanderplatz.* Und auch in Kafkas Werk stößt er, freilich dort in ein von der philosophisch-anthropologischen Sprache verschiedenes Idiom gefaßt, auf die ontologische Distanz des Menschen zur Welt.

Die Figuren aus den Werken Rilkes, Kafkas und Döblins, sie alle legen, wie auch die Skulpturen Rodins, Zeugnis ab von der trostbedürftigen Welt- und Heillosigkeit des Menschen. Daß Anders' metaphysische Perspektive sich an diesen Kunstwerken zu bewähren vermag, scheint zum einen an den existentiellen Erfahrungsgründen des Andersschen Denkens zu liegen. Die Idee von der Weltfremdheit hatte für ihn, den Juden, der aus Nazideutschland flüchten mußte, nachdem die Gestapo seinen Namen in Bert Brechts Adreßbuch gefunden hatte, durchaus biographische Entsprechungen. Was es heißt, weltfremd, entwurzelt, heimatlos zu sein, hiervon vermittelte ihm die Emigration einen trostlosen Begriff. Zum anderen scheint es die Welt in ihrer Veränderung selbst zu sein, die auf die Kunstwerke derart einwirkt, daß in ihnen etwas erschlossen ist, etwas, das das Signum ihrer Epoche zum Vorschein bringt.

Mehr als zwei Drittel dessen, was Anders geschrieben hat, sei, so schätzte er einmal, noch ungedruckt. Es ist zu hoffen, daß diese großenteils literarischen Arbeiten in nicht allzu ferner Zukunft den Weg aus ihrem Verborgenendasein finden werden. Seit langem überfällig ist allerdings die deutsche Übersetzung seiner Arbeiten aus dem Pariser und amerikanischen Exil. Immerhin, mit dem vorliegenden Rodin-Buch wurde ein erster, wen auch nur kleiner Schritt getan. Chaim Fellow (Berlin)

Danto, Arthur C.: Die philosophische Entmündigung der Kunst. Wilhelm Fink Verlag, München 1993 (255 S., br., 44,– DM)

In neun Aufsätzen behandelt der Autor, der sich ausgiebig auf Kunst- und Philosophiegeschichte bezieht, ein zentrales Thema: die philosophische Okkupation des Ästhetischen. Seit Platons Diktum, daß die Kunst lüge, verfolge die Philosophie, so die provokante These des Autors, eine Strategie der Entmündigung der Kunst. Dies drohe der Kunst auf zwei Wegen, die beide in Platons Kunstphilosophie wurzeln:

Erstens reduziert die Kunstphilosophie das Wesen des Ästhetischen auf seine Unter-

haltungsfunktion. Damit wird die ontologische Relevanz der Kunst entschärft, so daß »die Realität logischerweise gegen die Kunst immun sein muß« (29). Der Zugang zur Alltagswirklichkeit bleibt dem ästhetischen Verhalten versperrt; ästhetische Wahrheit und die Referenzialität der Kunst verlieren ihren Sinn. Zweitens interpretiert das philosophische Denken die Kunst als das andere seiner selbst, als eine ästhetische Form des Begriffs. In Hegels These vom ›Ende der Kunst‹ sieht der Autor die zeitgemäße und adäquate Theorie der Entmächtigung reflexiver Kunst durch die Reflexion der Kunst. Die kunstphilosophische Orientierung an der Erkenntnisfunktion raubt dem Ästhetischen seine Autonomie. Die Philosophie tritt das Erbe an: »Das historische Stadium der Kunst ist vorüber, wenn man erkannt hat, was die Kunst ist und was sie bedeutet. Die Künstler haben der Philosophie den Weg bereitet, und nun ist der Augenblick gekommen, an dem die Arbeit den Philosophen überlassen werden muß« (141).

Danto schlägt zwei Verteidigungsstrategien vor: Gegen die philosophische Entschärfung des Ästhetischen zum »ontologischen Ferienort« (31) bringt er seine Version einer unmittelbaren Identität von Kunst und Interpretation ins Spiel. Die Kunstphilosophie müsse die kategoriale Differenz zweier vollkommen identischer Gegenstände wie die zwischen Warhols Brillo Box und einem gewöhnlichen Karton für Topfreiniger begründen können. Den entscheidenden Unterschied zwischen einem herkömmlichen Gebrauchsobjekt und seiner Verklärung zur Kunst sieht Danto darin, daß der ästhetische Gegenstand »eine Idee verkörpert« (209). Die Interpretation der Welt fließt in die Konstruktion des Kunstwerks ein. Das reflexiv-interpretative Moment der Kunst, und hier anerkennt Danto die vorausschauende Leistung Hegels, wird in der Moderne zum expliziten, aber abgetrennten Moment des ästhetischen Prozesses: die Interpretation tritt neben den eigenständigen Kunstgegenstand, der ohne sie zerfallen würde. So hat die gegenständliche Abstraktion zur Konsequenz, »daß die Gegenstände bis zum Nullpunkt reduziert werden, während die Theorie ins Unendliche wächst« (141).

Diese in der Moderne sich an sich selbst explizierende Struktur erhebt Danto zu einer allgemeinen Bestimmung der Kunst. Die Kunst beruht auf einer ursprünglichen interpretativen Leistung des Künstlers, der ästhetische Gegenstand und seine Interpretation konstituieren das Werk. »Die Interpretation ist praktisch der Hebel, mit dem man einen Gegenstand aus der wirklichen Welt in die Kunstwelt versetzt« (61). Die nachträgliche Interpretation der Kunstkritiker ist gegenüber der ursprünglich-konstitutiven Interpretation des Künstlers sekundär. Die sekundären Interpretationen beziehen sich auf die Ursprungsinterpretation, und die Wahrheit der Kunst besteht in Dantos Sicht in einer adäquaten Rekonstruktion der »Position des Künstlers in der Welt« (69). Mit der Identitätsbehauptung von Interpretation und Kunst ist jedoch die Strategie einer philosophischen Entmündigung der Kunst erst zur Hälfte abgewehrt, denn es scheint sich die begriffliche Struktur gegenüber dem originär Ästhetischen zu behaupten. Ein näherer Blick auf die ästhetische Form macht jedoch klar, worin Danto die unaufhebbare Eigenart der Kunst sieht: als evokative Form (Lukács) existiert die ästhetische Wirklichkeit immer nur als Wirklichkeit des je einzelnen Rezipienten. Die Differenz von Philosophie und Kunst, die durch die konstitutive Funktion der Interpretation gefährdet war, gewinnt Danto so zurück. Kunst und Philosophie unterscheiden sich durch ihre formale Struktur, durch die ästhetische Metapher: »Jedes Werk handelt von dem ›Ich‹, das den Text liest und das sich nicht mit dem impliziten Leser, für den der implizite Erzähler schreibt, sondern mit dem wirklichen Gegenstand des Textes identifiziert, so daß jedes Werk eine Metapher für jeden Leser wird – vielleicht für jeden dieselbe.« (186) Danto gelingt somit die Abwehr beider philosophischer Entmächtigungsstrategien: Kunst hat einen ontologischen Bezug, aber nur für die Welt des einzelnen. Kunst läßt sich somit nicht durch die allgemeine Sprache der Philosophie ersetzen.

Neben der hier kurz skizzierten Generallinie behandeln die Aufsätze u.a. das Problem von ›Tiefeninterpretationen‹ oder die ›Evolution der Kunst‹. Dabei gelingt es Danto, seine philosophisch anspruchsvollen Thesen mit sprachlicher Leichtigkeit zu formulieren, was der Lektüre seiner kurzen Essays auch literarische Qualitäten gibt. Dem entspricht die ausgezeichnete Übersetzung von Karen Lauer. Thorsten Themann (Bremen)

Soziale Bewegungen und Politik

Kratz, Peter: Rechte Genossen. Neokonservatismus in der SPD. Elefanten Press, Berlin 1995 (326 S., br., 29,90 DM)

Die stete Rechtsdrift der heutigen SPD ist nicht zu übersehen. Weniger sichtbar – angesichts der heftigen internen Streitigkeiten über fast alle Politikbereiche – ist allerdings der genaue Kurs, den die SPD eingeschlagen hat oder noch einschlagen wird. Peter Kratz, der bis 1994 als wissenschaftlicher Mitarbeiter bei verschiedenen SPD-Bundestagsabgeordneten beschäftigt war, bei der Bundestagswahl 1994 aber für die PDS in Bonn kandidierte, versucht mit diesem Buch, eine Zusammenfassung der Rechtstendenzen und ihrer historischen Wurzeln innerhalb der SPD herauszuarbeiten. Kratz sieht in der SPD eine Partei, in der sich im Zweifelsfall stets der rechte Flügel durchsetzte. Er möchte daher »eine Linie aufzeigen, auf der die SPD seit dem Beginn des Jahrhunderts über die Wegscheiden, für die die Daten 1914, 1919, 1932/33, 1989 stehen, immer für die Modernisierung der Kapitalverwertungsmöglichkeiten Partei ergriff, dabei von der großen Mehrheit der Bevölkerung Opfer verlangte und dies mit den Konzepten der Konservativen Revolution rechtfertigte« (12f). Derzeit sei die SPD erneut im Begriff, durchaus noch vorhandene emanzipatorische Ziele über Bord zu werfen, sie betreibe eine neokonservative »Formierung der Gesellschaft gegen das Individuum« (57).

Als den ersten sozialdemokratischen Vorläufer dieser modernen Formierungsbestrebungen betrachtet Kratz das Konzept eines »Kriegssozialismus« zu Beginn des Jahrhunderts, das seinen Höhepunkt im »Burgfrieden« des August 1914 gefunden und als Basis für die Nachkriegspolitik der SPD unter Ebert gedient habe. Die Linie, so Kratz, findet nach 1945 ihre Fortsetzung in der »Formierten Gesellschaft« der Großen Koalition Ludwig Erhards. Mitte der achtziger Jahre sei schließlich die Idee des »Sozialismus in einer Klasse« geboren und zum Leitmotiv erklärt worden. Sie beinhalte eine »Solidarität der Habenichtse untereinander, deren Anteil am Kuchen immer kleiner wird und deshalb *in sich* neu aufgeteilt werden soll: Mittelverdiener sollen an Kleinverdiener abgeben, damit Großverdiener geschont werden können.« (73) Seitdem sei, nach einer kurzen Dominanz des linken Flügels in den späten sechziger, den siebziger und frühen achtziger Jahren, erneut ein Paradigmenwechsel erfolgt. Wieder sei »die Parteirechte ... hegemonial geworden« (16).

All diesen Formierungsbestrebungen sei – bei allen gravierenden Unterschieden, die Kratz keineswegs vernachlässigt – zum einen gemeinsam, daß sie »die alte dialektische Weisheit« ignorieren, »nach der demokratischer Sozialismus nur auf den Schultern des Liberalismus möglich ist« (13). So schreibt Kratz über die jüngste Rechtswende: »An die Stelle des freien und gleichen Individuums im gesellschaftlichen Kontext ist nach dem Paradigmenwechsel die geordnete Gemeinschaft getreten, in der Ungleichheit dem Wohle des Ganzen dienen soll.« (10) Allen voran Wolfgang Thierse, Leiter der Grundwertekommission, vertrete die »Ideologie des ›Sozialpatriotismus‹« (122), bevorzuge ganz im Sinne einer konservativen Zivilisationskritik die »›Nationalkultur‹ und ›Kulturnation‹« (123) und kritisiere, »daß ›Narzißmus‹ und ›Hedonismus‹ in der Gesellschaft ›an die Stelle älterer Werte gerückt‹ seien« (124).

Gleichzeitig werde das Prinzip des humanistischen Internationalismus aufgegeben zugunsten eines »Imperialismus im Interesse der Konzerne« (22). Peter Glotz z.B. propagiere mit seiner Vision einer »Winning Culture« einen Begriff, der – wenn auch in modernisierter Fassung – nichts anderes beinhalte »als die wilhelminische und faschistische Überheblichkeit derer, die andere zu Loosern machen wollen« (ebd.). Dem Parteistrategen Glotz schreibt Kratz ohnehin eine Schlüsselrolle bei der Neupositionierung zu und widmet ihm ein ganzes Kapitel. Als Chefredakteur der sozialdemokratischen Theoriezeitschrift *Neue Gesellschaft* und als ehemaliger Bundesgeschäftsführer habe Glotz mit seiner »Elitepolitik« (129) Maßstäbe gesetzt: »Sein angeblicher Antinationalismus ist nicht mehr als Ethnopluralismus im europäischen Großwirtschaftsraum« (129). »Seine Motive sind nicht humanistisch, sondern kapitalistisch.« (130)

In der wechselseitigen Annäherung von SPD-Spitzenfunktionären und neurechten Ideologen und Institutionen erkennt Kratz eine Fortschreibung der »Querfront« aus den zwanziger Jahren, als »rechtsextreme Eliten« sich um eine Zusammenarbeit mit Vertretern aus dem gesamten politischen Spektrum, vor allem aber der SPD bemühten: »Die Übergänge der SPD-Prominenz zu rechtsextremen Formierungskonzepten des Kapitals waren schon immer fließend.« (106) Unter Berufung auf das Buch *Handeln für Deutschland* von Helmut Schmidt faßt Kratz die neokonservativen »Richtlinien für die SPD der 90er Jahre« (301f) so zusammen: »Dienstverpflichtung, preußische Tugenden, heroischer Realismus der sich aufopfernden Eliten, nationale Einheit und Identität, Ablehnung eines einheitlichen Rechtssystems im wiedervereinigten Deutschland, Ethnopluralismus des Bildungswesens, Gleichheit nur in der angeblich gemeinsamen Armut aller nach dem 8. Mai 1945, Sozialabbau, Deregulierung bis zum Ausnahmezustand, Elitenherrschaft, die Übereignung der ehemaligen DDR an die Hochtechnologie-Konzerne, Kerneuropa unter Ausgrenzung kleinerer Nationen, selbst offener Rassismus.« (302)

In vielen Punkten kann man der Argumentation sehr gut folgen. Im ewigen Spagat zwischen Anpassung an die bestehenden Verhältnisse und der Erarbeitung von Alternativen läuft die SPD in der Tat Gefahr, vollends zur einen Seite wegzukippen. Zudem ist das Buch allein aufgrund des vielfältigen Materials, des umfangreichen Personenregisters und der teilweise regelrecht entlarvenden Zitate die Lektüre wert. Doch in letzter Konsequenz schießt Kratz über sein Ziel hinaus. Er zeichnet das Bild einer SPD, die nicht vor allem aus der Defensive heraus und unter dem Druck der politischen Gegner, der ökonomischen Machtverhältnisse und von Teilen der eigenen Wählerschaft agiert, sondern vorwiegend bewußt, gezielt, teilweise gar marionettenhaft und anhand eines ausgeklügelten Plans im Sinne der High-Tech-Unternehmen ihre Anhängerschaft gewissermaßen verrät und auf eine ökonomische Durchorganisierung der Gesellschaft abzielt. Die »Führungsriege der Sozialdemokratie« erscheint so als die »Erbin Erhards« (83), während »etablierte Organisationen der Linken ... inzwischen freiwillig die Positionen des Kapitals« (15) vertreten. Robert Erlinghagen (Siegen)

Müller-Rommel, Ferdinand: Grüne Parteien in Westeuropa. Westdeutscher Verlag, Opladen 1993 (264 S., br., 29,– DM)

Mit dieser Habilitationsschrift, in der »die elektoralen Entwicklungsverläufe Grüner Parteien in siebzehn westeuropäischen Ländern über einen Zeitraum von zehn Jahren auf lokaler, regionaler und nationaler Ebene ›ihrer‹ politischen Systeme systematisch beschrieben werden«, »sollte untersucht werden, in welcher Intensität die unterschiedlichen sozioökonomischen und politischen Strukturvariablen der westeuropäischen Länder die Höhe der Wahlergebnisse Grüner Parteien erklären« (199).

Als Strukturvariablen untersucht Müller-Rommel das sozioökonomische System der

einzelnen Länder, das politische und Parteiensystem, außerparlamentarische Kräftekonstellationen, politische Werte und Einstellungen und die parteiinterne Organisationsfähigkeit der einzelnen Grünen Parteien. An die quantitative Analyse schließt eine auf 13 Variablen (Bevölkerungsdichte, Inflationsrate, Wahlsystem etc.) gestützte qualitative Analyse an. Seine Hypothese: Eine hohe Bevölkerungsdichte fördert den Wahlerfolg der Grünen, ebenso eine niedrige Inflationsrate, ebenso eine hohe Proportionalität im Wahlsystem. Sein Fazit: »Verantwortlich für die Wahlerfolge der Grünen sind – in unterschiedlicher Intensität – die besonderen institutionellen und sozioökonomischen Ausprägungen in den einzelnen Ländern. Mit anderen Worten: Die Erklärungsstärke der einzelnen Faktoren variieren im Ländervergleich. Obwohl sich in drei Ländern mit erfolgreichen Grünen Parteien (Deutschland, Belgien, Schweiz) nahezu alle aufgestellten Hypothesen bestätigten, konnte kein allein erklärender Faktor für die Wahlerfolge aller Grünen Parteien gefunden werden« (196). Müller-Rommel hebt als wohl wichtigstes Arbeitsergebnis die Infragestellung der These Rokkans und Lipsets (1967) von der relativen Stabilität etablierter Parteien hervor und hält dem einen »Erosionsprozeß« entgegen, »der zunächst auf lokaler und regionaler Ebene ansetzt und dann die nationale Ebene der Parteiensysteme erreicht. Damit ist ein zentraler Gedanke der etablierten Parteientheorie, nämlich die These von der gleichsam ehernen Chancenlosigkeit neuer (und alter) Kleinparteien in westeuropäischen Parteiensystemen in Frage gestellt« (199).

Das Buch bietet einen guten Einblick in die Geschichte und Strukturen der westeuropäischen Grünen, der durch 40 Schaubilder und 16 Tabellen unterstützt wird. Die Literaturliste dürfte mit 33 Seiten ihresgleichen suchen. Kleine Mängel sind bei der Breite des Themas fast zu ignorieren: So hätte dem Kapitel zu den neuen sozialen Bewegungen ein Rückgriff, zumindest ein Hinweis auf das Standardwerk von Joachim Raschke (*Soziale Bewegungen,* 1988) gut zu Gesicht gestanden. Der Überblick über »die empirischen Befunde der Kleinparteienforschung« im Anhang scheint in bezug auf einzelne Länder (z.B. Frankreich) ergänzungsbedürftig. Auch die Literaturliste zu diesem Teil sollte bei einer Neuauflage aktualisiert werden; z.B. sollten die Studien Georg Fülberths über die deutschen kommunistischen Parteien aufgenommen werden.

Johannes M. Becker (Marburg)

Knütter, Hans-Helmuth: Die Faschismus-Keule. Das letzte Aufgebot der deutschen Linken. Ullstein-Verlag, Frankfurt/M 1993 (206 S., br., 19,90 DM)

Seit etwa drei Jahrzehnten versucht der Bonner Politologe Hans-Helmuth Knütter, Jahrgang 1934, sich als Frontkämpfer der »streitbaren Demokratie« zu profilieren. Auf der Linie des Antitotalitarismus richtete er seine Attacken gegen »Extremisten von rechts und links«. Dabei verkörperten die Linken stets die eigentliche Bedrohung. Der Hauptfeind stand im Osten.

Ein Nachfolger für das mit dem zusammengebrochenen Staatssozialismus verschwundene Feindbild war schnell gefunden: der »sogenannte Antifaschismus«. Entstanden auf Anregung des Cheflektors des Ullstein-Verlags Zitelmann, ist das Buch einerseits als Kampfansage an die gesamtdeutsche Linke gerichtet, die sich auf der Basis des Antifaschismus neu formiere. Andererseits ist es als Handlungsanleitung für die Rechte im Streit um politische Hegemonie zu verstehen. Knütter sieht die politische Rechte derzeit in der Defensive, während der Linksextremismus »in meinungsführenden Teilen der Gesellschaft anerkannt« (8) werde. Schuld sei »opportunistisches Denken« insbesondere in der CDU/CSU, die »gebannt ... auf die rechte Konkurrenz starre, die ihr weitere Wähler abwerben könnte«, und deshalb »alle rechten und rechtsextremen Parteien« (9) bekämpfe.

Hinsichtlich des Antifaschismus unterscheidet Knütter zwei Ansätze: das »mehrdimensionale Antifaschismus-Verständnis des Sozialismus«, das »sowohl eine moralische Komponente ... als auch eine sozio-ökonomische« (23) beinhalte, und ein »bürgerlich-liberales und christliches Antifaschismus-Verständnis, das *eindimensional* ist, weil es nur die moralische Komponente umfaßt, die sozio-ökonomische Analyse hingegen vernachlässigt.« (23) Als »Gegner des Totalitarismus« (21) weist Knütter den ersteren zurück. Die Mehrdeutigkeit des Begriffs mache den Antifaschismus für eine »Integrationsideologie« (20) geeignet: »Sozialisten und Nichtsozialisten, Atheisten und Christen, Bürgerliche verschiedener Richtungen und Kommunisten, uneinig über grundsätzliche politische Fragen, sehen im ›Faschismus‹ ein Feindbild, dessen Bedrohlichkeit die Notwendigkeit des Zusammenhaltens suggeriert und jede Abweichung als Begünstigung des absolut Bösen moralisch ins Zwielicht rückt.« (21) Dabei übersieht Knütter, daß es sich nur um eine oberflächliche Integrationswirkung handelt, die keiner inhaltlichen Debatte über Mittel und Ziele des Antifaschismus standhält. Das Gespenst der »Einheitsfront« mit antikapitalistischer Stoßrichtung scheint für seine Weltsicht unverzichtbar.

Knütter bleibt seiner Unterscheidung nicht immer treu. Häufig verwendet er den Begriff »Antifaschismus« ohne jeden Zusatz, obwohl er sich ausschließlich auf die »mehrdimensionale« oder »einseitige« Variante bezieht. Auf diese Weise entsteht der nicht ganz korrekte, aber womöglich erwünschte Eindruck, nach Knütters Ansicht sei jede Ausprägung des Antifaschismus abzulehnen. Durch diese Inkonsequenz kann er am fragwürdigen Totalitarismuskonzept festhalten und gleichzeitig den Antifaschismus insgesamt diffamieren. Zumindest den »einseitigen« Antifaschismus empfindet Knütter als Bedrohung der Demokratie: »Die Gemeinsamkeit der politisch-intellektuellen Eliten der Gründungszeit der Bundesrepublik hat sich unter der Einwirkung antifaschistischer Vorstellungen aufgelöst.« (157) Der Antifaschismus als »Fundamentalnorm« vergifte das politische Klima, »so wie ein im Übermaß eingenommenes Heilmittel krank machen kann« (13). Hier wirke die Integrationsideologie »desintegrierend« (157). Denn beim Antifaschismus handle es sich um eine Norm, »deren zweifelhafter Wert in der Verdrängung der anderen Grundlagen der politischen Ordnung, nämlich der Gemeinsamkeit der Demokraten, des Antikommunismus und des Antitotalitarismus besteht.« (13) Antikommunismus als Fundamentalnorm ja, Antifaschismus nein.

Knütter sieht im Antifaschismus eine »Schöpfung von Intellektuellen, die besonders auch bei Halbgebildeten und stark emotional gesteuerten und psychisch labilen Menschen auf positive Resonanz stößt« (61). Er sei ein »Krisensymptom« (156) und biete in Zeiten der Konzeptionslosigkeit eine »Pseudowelterklärung« (156). Schlußfolgerung: Es gilt, das gegenwärtige »ideelle Vakuum« (155) zu füllen und – etwas überraschend – »das soziale Netz zu sichern und damit ein Grundgefühl der Geborgenheit zu vermitteln« (156). Dabei sind weniger humanistische als machtpolitische Erwägungen ausschlaggebend: »Wer ökonomische, gesellschaftliche und politische Erschütterungen vermeiden will, muß sich darum bemühen, die Verhältnisse und das Denken in Übereinstimmung zu bringen.« (154) Daneben gelte es, »den gefährdeten Rechtsstaat ... kämpferisch zu vertreten und repressive Toleranz zu üben. Der einseitige »Antifaschismus« muß nicht toleriert, er muß zugunsten des Antitotalitarismus bekämpft werden.« (158) Gleichzeitig bedarf es nach Knütter im Zuge der »Aufdeckung kommunistischer Untaten« (154) einer Neubewertung des Sozialismus/Antifaschismus, um zu einer »Relativierung nationalsozialistischer Untaten« zu kommen, »die eben nicht als einmalig und unvergleichbar erscheinen« (154).

Robert Erlinghagen (Siegen)

Deppe, Frank, und Michael Felder: Zur Post-Maastricht-Krise der EG. FEG-Arbeitspapier 10, Institut für Politikwissenschaft, Universität Marburg 1993 (92 S., br., 15,– DM)

Krisen scheinen im europäischen Integrationsprozeß nicht die Ausnahme, sondern eher der Normalfall zu sein. »Der Wechsel zwischen ›Blüte‹-Perioden auf der einen und Stagnations- bzw. Rezessionsperioden auf der anderen Seite erfolgte seit den 50er Jahren fast mit der Gesetzmäßigkeit eines Konjunkturzyklus.« (7) Frank Deppe versucht zu Beginn seines Aufsatzes »Von der ›Europhorie‹ zur Erosion – Anmerkungen zur Post-Maastricht-Krise der EG« den Begriff der EG-Krise durch einen kurzen historischen Abriß vom Scheitern der EVG 1954 bis zum ersten Scheitern des Projekts einer Wirtschafts- und Währungsunion (WWU) Anfang der siebziger Jahre näher zu bestimmen. Sein Beitrag umfaßt ca. 60 Seiten, der von Michael Felder »Die Krise des EG-Systems und Perspektiven seiner Weiterentwicklung in den neunziger Jahren« rund 20 Seiten des *papers* der beiden Marburger Wissenschaftler. Deppe widmet zwei Drittel seines Textes der Wandlung der EWG zur EG und der Planung und Durchsetzung des Binnenmarkt-Projekts, indem er eingehend deren Hintergründe, wie den Umbruch vom Fordismus zum Postfordismus, die Globalisierung der Ökonomie und die Konkurrenz der nationalen und regionalen Standorte um die erfogreichste Strategie weltmarktorientierter Modernisierung darstellt. Dabei sieht Deppe die nationalstaatliche Steuerungsfähigkeit weniger vom »Sachzwang Weltmarkt« als von der Konkurrenz lokaler und regionaler Produktions- und Investitionsstandorte bedroht. »Die ›Krise des Staates‹ ist daher nicht einmal überwiegend Ausdruck seines Souveränitätsverlustes nach außen (als Folge der Transnationalisierung der Produktion und der Finanzmärkte), sondern vor allem auch Resultat seiner ›Ohnmacht‹ gegenüber den inneren, gesellschaftlichen Desintegrationsprozessen.« (25)

Die Antwort der EG-Kommission auf die verstärkte internationale Konkurrenz war die Vorlage des »Weißbuches zur Vollendung des Binnenmarkts« im Jahre 1985, in dem für dieses Ziel eine Frist bis zum 31. Dezember 1992 gesetzt wurde. Der »Binnenmarkt '92«, das »größte Deregulierungsprojekt der Weltgeschichte« (wie es der deutsche EG-Kommissar Schmidhuber einmal formulierte), bewirkte nach Jahren der Stagnation auch einen neuen Integrationsschub der EG. Möglicherweise war es auch nur die Ankündigung dieses Projekts und die Aussicht, damit die rivalisierenden Wirtschaftsblöcke Japan und USA niederkonkurrieren zu können, die in den Chefetagen von Wirtschaft und Politik den »Wandel vom Europessimismus zur Europhorie« (27) bewirkte.

Unbestritten löste die Verkündung des Binnenmarkt-Projekts eine riesige Welle von Konzernzusammenschlüssen auf EG-Ebene aus. »Die empirische Entwicklung der Konzentrationsbewegung in der EG seit 1987 unterstreicht die These, daß nunmehr dauerhaft die ›Zeit des Europakapitals‹ eingeläutet sei.« (35) Jedoch scheint auch nach Überschreiten der magischen Datumsgrenze 31. Dezember 1992 die europäische Integration keine erfahrbar neue Qualität bekommen zu haben. 87 Prozent der Spitzenmanager europäischer Konzerne zeigten sich von der Realisierung des Binnenmarkts enttäuscht, wie die Umfrage eines Londoner Sozialforschungsinstituts im Auftrag des UPS-Konzerns im Herbst 1993 ergab.

Eine Kritik von Anspruch und Wirklichkeit des Binnenmarkt-Projekts fehlt bei Deppe/Felder jedoch völlig. Quasi im Schlußwort zu bemerken, das Binnenmarktprojekt stelle sich bei nüchterner Betrachtung »nicht nur als eine Erfolgsgeschichte dar« (82), und dann nebulös auf die »negativen Folgen der Deregulierungspolitik« zu verweisen, kann wohl nicht als ernstzunehmende Kritik gelten.

So entgeht Deppe/Felder, daß die »Post-Maastricht-Krise« vielleicht nur eine »Post-Binnenmarkt-Krise« ist. Die vollmundigen Versprechen der Binnenmarkt-Strategen

befriedigten offenbar nicht einmal die europäischen Konzernvertreter. Die Gewerkschaften mußten sich mit einer Sozialcharta zufriedengeben, die als »feierliche Erklärung« nur eine Farce ist, die Belegschaften müssen sich an eine Welle von Betriebsverlagerungen in Niedriglohnzonen gewöhnen und der »freie Personenverkehr« ist Anfang 1994 auf unbestimmte Zeit verschoben worden. Dazu steigen die Arbeitslosenzahlen auf Rekordhöhen – die in der Bibel der »Europhorie«, dem 1987 von der EG-Kommission in Auftrag gegebenen Cecchini-Bericht, geschürten Wachstumshoffnungen haben sich als unrealistisch erwiesen. Da ist es eigentlich nur zu verständlich, daß die Bevölkerung der EG-Staaten nicht gleich hinterherhechelt, wenn man ihr statt des Zieles »Binnenmarkt '92« nun das Ziel »Maastricht/ WWU '99« wie die Wurst vor die Nase hält.

Der im Februar 1992 von den Staats- und Regierungschefs der EG unterzeichnete Maastrichter Vertrag hat v.a. die »politische Klasse« begeistert, bei den Bevölkerungen ist er, wie Umfragen und die Volksabstimmungen in Dänemark und Frankreich beweisen, eher unpopulär. Dies begründet nach Deppe/Felder den im Vergleich zu früheren EG-Krisen neuen Charakter der Post-Maastricht-Krise: »Während die ›alte Krise‹ im wesentlichen auf den Interessengegensätzen zwischen den Nationalstaaten beruhte, verläuft nun die Spaltungslinie quer durch alle Gesellschaften – als Konflikt zwischen den Regierenden und dem Volk – und tritt als Legitimationskrise auf.« (64)

Deppe und Felder sind sich darin einig, daß es sich auch diesmal um keine »Existenzkrise« der EG handelt. Der Stand der bisher erreichten Integration ist nicht bedroht. Während Deppe aber durchaus eine »längere Stagnationsperiode« (55) für möglich hält; konstatiert Felder: »Die Bewahrung des Status quo, eine Ruhepause, kann sich die EG heute nicht mehr leisten. (...) Eine Vertiefung des Integrationsprozesses stellt die einzige Möglichkeit dar, um die Erosion der Nationalstaatlichkeit und den Verlust der Handlungsfähigkeit des politischen Systems aufzuhalten.« (69) Hauptakteure eines solchen neuen Integrationsschubs müssen nach Felder »starke Nationalstaaten« (ebd.) sein, die in der Lage sind, Handlungsfähigkeit auf europäischer Ebene wiederherzustellen. Darauf, daß Legitimation nicht nur durch die Fähigkeit zur Krisenbewältigung, sondern auch durch eine neue demokratische Qualität des Integrationsprozesses beschafft werden könnte, geht Felder erst am Schluß ein. Das Demokratiedefizit kann nicht durch Rückgriff auf den Nationalstaat (Stichwort: Subsidiarität), sondern soll durch neue Konzepte, etwa »ein dualistisches Föderalismusmodell, wie es in der Schweiz und in den USA verwirklicht ist« (80), behoben werden.

Die im Maastrichter Vertrag formulierten Ziele, v.a. der Zeitplan für die WWU, werden (zumal nach der EWS-Krise im Sommer '93) mittlerweile selbst von maßgeblichen Vertretern der »politischen Klasse« als unrealistisch abgetan. Trotzdem wurde der Maastrichter Vertrag am 1. November 1993 feierlich in Kraft gesetzt und die EG in »EU« umgetauft. Dadurch ist die Kritik am Maastrichter Vertrag natürlich nicht leiser geworden. Auch sind die Kritiker nicht samt und sonders Nationalisten und Populisten vom Schlage eines Brunner oder Gauweiler. So beschreibt z.B. Ralf Dahrendorf in seinem *Spiegel*-Essay (3.1.94) den Maastrichter Vertrag als Endpunkt der bisherigen Integrationsstrategie (»ein Schritt zu weit«) und fordert ein »Europa für die Zukunft«, einen demokratisch legitimierten Neubeginn. Frank Deppe skizziert als mögliche Alternative zu Maastricht die Positionen von Klaus Busch, Jörg Huffschmid und Gilbert Ziebura, die alle eine Öffnung/Erweiterung und Umstrukturierung der EG/EU fordern. Derzeit scheint eine Umsetzung solcher Konzepte in Regierungspolitik jedoch – da ist Deppe zuzustimmen – »völlig unrealistisch« (59). Klaus Wardenbach (Brüssel)

Bogdandy, Armin von (Hg.): Die Europäische Option. Eine interdisziplinäre Analyse über Herkunft, Stand und Perspektiven der europäischen Integration. Nomos Verlag, Baden-Baden 1993 (340 S., br., 98,– DM)

Eine Absicht dieses Bandes ist es, deskriptiv zu klären, was mit europäischer Integration gemeint ist (Bogdandy, 11). Wie Eduardo Tortarolo in seiner begriffsgeschichtlichen Studie zeigt, ist umstritten, was »Europa« ist und für welche Werte es steht. Hinsichtlich der EG bekennen sich Battistelli und Isneria zu einer grundlegenden Ungewißheit: Ist die EG »eine sich herausbildende politische Gemeinschaft, deren Endresultat die Vereinigten Staaten von Europa seien werden, und damit eine föderalistische oder konföderalistische Lösung? Eine internationale Organisation intergouvernmentalen Typs, auf das Ziel gerichtet, die nationalen Politiken auf den Gebieten mit hohen politischen, ökonomischen und sozialen Interdependenzen zu koordinieren? Ein *tertium genus* zwischen diesen Formen, also ein Gebilde auf dem Scheideweg zwischen Nationalstaat und dem Weltsystem?« (174) Daneben möchte der Band ein konstatiertes »Theoriedefizit« aufarbeiten. Es fehlt nach Bogdandy »an empirischen Theorien, welche retrospektiv den Prozeß in seinen einzelnen Dimensionen sowie deren Zusammenhang beschreiben, erklären und möglichst noch Prognosen über die weitere Entwicklung geben, wie auch an spezifisch normativen Theorien, die es erlauben, den Prozeß anhand von klaren Maßstäben zu überprüfen« (12). Was leistet der Band zur Klärung dieser Defizite?

Aus systemtheoretischer Perspektive behauptet J. Clam, daß die europäische Vereinigung die Vernetzung einer Reihe von gewachsenen, primär selbstbezogenen und selbstordnenden nationalen Systemen in einem Großsystem darstelle: Das europäische Vereinigungsmodell sei »die der heute erreichten intrasystemischen Ausdifferenzierungs- und suprasystemischen Integrationsstufe adäquate Gestaltung des intersozialen Machtmediums« (88). Der Rezensent bekennt, daß ihm diese These unverständlich ist. Was aus dieser systemtheoretischen Sicht heraus als unsinnig erscheinen muß, ist Orietta Angeluccis sozialpsychologische Frage nach der »europäischen Identität der Europäer«. Sie kommt auf der Grundlage einer Auswertung der Umfrageergebnisse des Euro-Barometers zu dem Ergebnis, daß es zwar eine affektive Unterstützung der europäischen Einigung gäbe, »nicht aber eine verbreitete europäische soziale Identifikation und damit keine europäische Nation im psychologischen Sinne« (319). Europa ist somit keine Nation, der im Sinne von Erich Lehmbergs Definition »ein System von Vostellungen, Wertungen und Normen, ein Welt- und Gesellschaftsbild« (252) zugrundliegt, das es vermag, »eine Großgruppe zu integrieren und gegen ihre Umwelt abzugrenzen«. Folgte man jedoch neofunktionalistischen Integrationstheorien, wäre Europa dennoch ein Gebilde, das insoweit sozialpsychologisch integriert ist, als es von einer allgemeinen Elitenakzeptanz getragen wird; dieser Transfer von Loyalitäten weg vom Nationalstaat hin zu der neuen supranationalen Gemeinschaft sei am prononciertesten bei den »Führern organisierter Interessengruppen« (143).

Das mag nur diejenigen erstaunen, die wie die Autoren dieses Bandes die weltwirtschaftliche Determinierung des Integrationsprozesses glauben verneinen zu müssen. Selbst in Christoph Buchheims Beitrag über das »Projekt der wirtschaftlichen Integration« wird die politische Determinierung dieses Prozesses behauptet. Integration habe auf die dauerhafte Festlegung nicht nur von Deutschland, sondern auch von anderen europäischen Staaten auf eine demokratische Gesellschaftordnung und die Vermeidung von Kriegen abgezielt. Zu diesem Zwecke sei die Wirtschaft der europäischen Staaten instrumentalisiert worden. Politisch sei die wirtschaftliche Integration erfolgreich gewesen, habe sie doch die gesetzten Ziele erreicht; aus weltwirtschaftlicher Perspektive sei das Urteil jedoch zwiespältig, insoweit Manifestationen von Wirtschaftsprotektionismus die

»weltweite Integration in einer liberalen Wirtschaftsordnung massiv behindert« habe (301). Akzeptiert Buchheim zumindest implizit, daß die europäische Einigung mit wirtschaftlichen Interessen verknüpft war, so betont Dirk Kroegel geopolitische Faktoren: »Das Ziel einer Kontrolle Deutschlands war der Antrieb für eine politische Integration in den drei wichtigen Phasen bei der Entstehung der Montan-Union 1950, bei der Erweiterung der EG um Großbritannien 1972 und der neuen Initiative für die Entstehung der politischen Union im Jahre 1990« (201). Kroegel reflektiert nicht systematisch (und das heißt: im Kontext der Umstrukturierung der Weltwirtschaft), warum das politische Projekt einer Wirtschafts- und Währungsunion in den achtziger Jahren den Integrationsprozeß dominierte. Von Kapitalismus ist in diesen Beiträgen keine Rede, und auch die beiden Kapitel, die einen Überblick über theoretische Ansätze zum Verständnis des Integrationsprozesses geben, vernachlässigen polit-ökonomische Modelle. Stattdessen befassen sich Christian Welz/Erich Engel und Fabrizio Battistelli/Pierangelo Isneria mit den gleichen neofunktionalistischen Integrationstheorien sowie mit den Interdependenz- und Regimetheorien, wie sie innerhalb der Internationalen Beziehungen entwickelt wurden. Keines der beiden Kapitel geht über eine Darstellung dieser Theorietraditionen hinaus.

Bogdandy versucht in seinem Beitrag über die Verfassung der europäischen Integrationsgemeinschaft nachzuweisen, daß der Integrationsprozeß zur »Überwindung des souveränen Nationalstaats als ausschließliches Ordnungsprinzip« geführt habe (103). Er zeigt auf, daß der Europäische Gerichtshof das Gemeinschaftsrecht nicht mehr als Teil des Völkerrechts ansehe, sondern es als eigenständige Rechtsordnung zwischen dem internationalen und dem staatlichen Recht fasse. Da diese Rechtsprechung von allen nationalen Gerichten anerkannt worden sei, müsse festgestellt werden, daß auf dem Gebiet der Mitgliedsstaaten nicht nur deren Hoheitsgewalt wirke, sondern auch die der Gemeinschaft (109). So wie das nationale und gemeinschaftliche Rechtssystem als nebeneinanderstehende, auf einem Territorium wirkende Rechtsordnungen verstanden werden müßten, so gelte es auch hinsichtlich des politisch-administrativen Systems zu erkennen, daß neben den staatlichen Zentren ein neues, selbständiges transnationales Zentrum mit zusätzlichen Akteuren sich ausgebildet habe, das jedoch die alten staatlichen Zentren nicht an die Peripherie dränge, sondern ihnen eine führende Rolle bei der Politikkonzeption und -durchführung belasse: In der europäischen Integrationsgemeinschaft »zeichnet sich keine Zentrierung hoheitlicher Gewalt an einer Stelle ab, wie sie mit der Ausbildung des Staates verbunden war. Es bildet sich damit ein schwaches politisches System auf europäischer Ebene, welches aber die durch den Staat bedingte Zentrierung des Politischen überwinde« (124).

Volker Haupt wendet sich dem »Bau demokratischer Institutionen im Prozeß der europäischen Einigung« zu. Er konstatiert zwei Schwierigkeiten des Demokratisierungsprozesses. Zum einen definiert er, wiederum aus Luhmannscher Perspektive, als zentrale demokratische Institution die in Erwartungen synchronisierte Gewohnheit des Bürgers, »sich unter Einhaltung bestimmter Regeln derart an der zielgerichteten Gestaltung des Gemeinwesens zu beteiligen, daß daraus eine Reproduktion sozialer Gewißheit erfolgt« (224f). Mit Angelucci betont er jedoch das Fehlen einer europäischen Erwartungsstruktur im Politischen. Zum andern unterstreicht Haupt den in der staatstheoretischen Krisenliteratur untermauerten »Zweifel an der Funktionstüchtigkeit parlamentarisch vermittelter Steuerungspolitiken« (227). Die »Entzauberung der Staates« (Helmut Willke) durch die Ausbildung polyzentrischer Strukturen, die die zentral organisierte und demokratisch legitimierte hierarchische politische Gestaltungskompetenz zerstört habe, lasse die Vorstellung einer in einem europäischen Parlament demokratisch verankerten Steuerungspolitik als unreflektiert erscheinen. Kompetenzsteigerung des Parlaments

bedeute letztlich nicht ein Mehr an Demokratie, sondern ein Mehr an Enttäuschungspotentialen. Was dann nationalstaatliche und europäische »Demokratie« unter diesen Bedingungen ›eigentlich‹ noch bedeuten könnte, wird von Haupt nicht diskutiert.

Schließlich sei noch auf den glänzend gearbeiteten Aufsatz von Jacques LeRider hingewiesen, der sich mit der Geschichte und Aktualität des »Mitteleuropa« -Themas beschäftigt und sehr wirkungsvoll den (seit kurzem wiedererwachten) Habsburg-Mythos von benevolenter (und nachahmenswerter) K.u.K. Supranationalität demoliert. Für Le Rider jedenfalls ist ›Kakanien‹ keine Option für das 21. Jahrhundert.

Roland Axtmann (Aberdeen)

Galbraith, John Kenneth: Die Herrschaft der Bankrotteure. Der wirtschaftliche Niedergang Amerikas. Hoffmann und Campe, Hamburg 1992 (204 S., geb., 35,– DM)

Hier sind zwei Aspekte von besonderem Interesse. Zunächst erklärt Galbraith die Entstehung dessen, was in der BRD unter dem Begriff Zweidrittelgesellschaft diskutiert wird. In den USA, wo diese Entwicklung weiter fortgeschritten ist, zeigt sich, daß eine Spaltung der Gesellschaft in eine ›zufriedene Mehrheit‹ und eine ›funktionelle Unterschicht‹ nicht notwendig zur Destabilisierung führen muß. Der zweite Aspekt betrifft die Möglichkeit sozialer Reformen in den USA. Ohne dies ausdrücklich klarzustellen, werden damit auch die Erfolgsaussichten der unter dem Slogan des ›Change‹ angetretenen Clinton-Regierung abgeschätzt.

Nach den Krisen der siebziger Jahre wurde die internationale Wirtschaftsentwicklung immer stärker durch kurzfristige Devisen-, Finanz- und Immobilienspekulationen geprägt. Es entstand ein ›Casino-Kapitalismus‹, in dem langfristige Investitionen in Ausbildung, Infrastruktur und Produktionsanlagen immer mehr an Bedeutung verloren. An dieser Jagd nach dem schnellen Dollar beteiligte sich die zufriedene Mehrheit der Amerikaner. Trotz aller Gegensätze eint diese Majorität ihre Ablehnung gesellschaftlicher Veränderungen. Hierfür gibt es die unterschiedlichsten Ursachen, die auf die gegensätzlichen gesellschaftlichen Positionen innerhalb der zufriedenen Mehrheit verweisen. Das Spektrum reicht von denen, die durch den Verlust ihres Arbeitsplatzes in die Unterschicht absinken würden, über den Mittelstand bis zu den Reichen, die für die Kosten sozialer Reformen aufkommen müßten. Demnach haben alle Angehörigen der Mehrheit an Status zu verlieren. Dies unterscheidet sie von der Unterschicht, die deshalb funktionell ist, weil sie Teilen der Mehrheit den drohenden sozialen Abstieg vor Augen führt und auf diese Weise Angst, Passivität und Resignation erzeugt. Gesellschaftliche Veränderungen werden als Bedrohung empfunden. Vor allem gilt dies für jene Teile der Mehrheit, die statt des Teilens ihres Reichtums nichts als die Möglichkeit des Verkaufs der eigenen Arbeitskraft zu verlieren haben. Erst wenn diese Haltung von einer Stimmung verdrängt wird, daß es nicht mehr schlimmer, sondern nur noch besser werden kann, haben soziale Reformen Aussicht auf Erfolg.

Zu Beginn der dreißiger Jahre habe in den USA, so Galbraith, eine vergleichbare Situation bestanden. Die Reformen des New Deal wurden von der reichen Oberschicht abgelehnt und mußten gegen ihren Willen – aber letztlich auch zu ihrem Nutzen – durchgesetzt werden. Mit dem New Deal entstand jenes Bündnis aus Facharbeiterschaft, Mittelstand und liberaler Bourgeoisie, das heute den Kern der zufriedenen Mehrheit bildet. Die damals entstandene ›Mixed Economy‹ aus privater Initiative und staatlicher Lenkung wird von Galbraith als dasjenige Gesellschaftsmodell empfohlen, das als einziges die negativen Auswirkungen überwinden könne, die der Casino-Kapitalismus der Zufriedenen zeitigt. Der krisenhafte Übergang von der prosperierenden Mixed Economy zu den Spekulationsgeschäften der zufriedenen Oberschicht wird dabei als Abkehr von einer keynesianischen Wirtschaftspolitik und Wendung zur ›Supply-Side-Economics‹

dargestellt. Galbraith untersucht aber nicht die Veränderungen in der Wirtschafts- und Sozialstruktur, die infolge des Erfolges der Mixed Economy eine Situation schufen, in der kurzfristige Finanzgeschäfte gegenüber langfristigen Investitionsvorhaben an Attraktivität gewonnen haben.

Das Buch enthält Hinweise zur Erklärung der Schwierigkeiten der Clinton-Regierung, den im Wahlkampf angekündigten Change herbeizuführen. In den USA gehen nur noch die Zufriedenen zur Wahl. Seit die Prosperitätsphase der Mixed Economy vorüber ist, haben die Angehörigen der Unterschicht keine Aussichten auf sozialen Aufstieg mehr. Wo persönlichen Karrieren aber die gesamtwirtschaftliche Grundlage fehlt, sehen die Unterprivilegierten auch keine Chance, ihre Lage durch politische Maßnahmen zu verbessern. Wozu also wählen gehen? Deshalb gibt es – unabhängig davon, ob Republikaner oder Demokraten die Wahlen gewinnen – immer eine parlamentarische Mehrheit für die Zufriedenen. Und deshalb wird jede Regierung die Interessen der Zufriedenen wahrnehmen und die Belange der Unterschicht vernachlässigen. Aus diesem Grund spielen Arbeitslosigkeit, Verelendung und Gewalt eine so geringe Rolle in der Regierungspolitik. Für die zufriedene Mehrheit stellen diese Themen keine Probleme dar. Anders ist dies bei bestimmten wirtschaftlichen Fragen wie der Entwicklung von Zinsniveau und Inflation. Sinkende Zinsen und höhere Inflationsraten vermindern den Wert und das Wachstum finanzieller Vermögen. Hierfür sind nach Meinung der zufriedenen Mehrheit und speziell ihrer vermögenden Oberschicht die öffentliche Verschuldung und – in der Vergangenheit – eine Zentralbankpolitik des leichten Geldes verantwortlich. Dementsprechend wird eine Sanierung der öffentlichen Haushalte und ein Knapphalten der Geldmenge verlangt.

Galbraiths Buch gibt Anlaß zur Skepsis, was die Durchsetzbarkeit sozialer Reformen in den USA angeht. Die gescheiterten Pläne zur Einführung einer öffentlichen Krankenversicherung sowie die jüngsten Konflikte um den Staatshaushalt bestätigen diese Skepsis. Ingo Schmidt (Göttingen)

Czempiel, Ernst-Otto: Weltpolitik im Umbruch. Das internationale System nach dem Ende des Ost-West-Konflikts. C.H. Beck Verlag, München, 2., neubearb. Aufl. 1993 (171 S., br., 19,80 DM)

Czempiel veröffentlichte diese Positionsbestimmung der Weltpolitik nach dem Ende des Ost-West-Konflikts 1991. Im Vorwort zur zweiten Auflage notierte er, daß die damit gegebene Chance zum Abbau der Rüstungspotentiale und Entmilitarisierung der Binnenstrukturen bis dahin nicht genutzt wurde. Hat sich die Tendenz seither verändert?

Seine Tour d'horizon beginnt der Autor mit der »europäischen Welt«. Die Ost-West-Konfrontation sei weniger eine ordnungspolitische als eine machtpolitische Konkurrenz gewesen, die also restauriert werden könne. Die Konfrontation habe zu Deformationen in den westlichen Gesellschaften geführt; um diese abzubauen, müsse man die NATO in den Hintergrund rücken und die Sicherheit Europas in Kooperation mit Rußland (z.B. über eine Stärkung der KSZE) organisieren. Im zweiten Kapitel beschreibt Czempiel die Lage der Staaten im nach wie vor grundsätzlich anarchischen System. Mit der Auflösung der UdSSR verloren die USA, die einzig verbliebene Supermacht, einen Hebel ihrer Gestaltungskraft (53), und weder ökonomisch noch politisch haben die USA den Reformern in Rußland größere Hilfen gewährt. Die Interessen Deutschlands liegen anders und bieten zugleich ein Beispiel für die zunehmende Bedeutung der regionalen Führungsmächte: sowohl durch die umfangreiche Wirtschaftshilfe wie durch die für den Westen überdurchschnittliche Abrüstung ging Deutschland auf die russischen Reformer ein. Allerdings ist die entstehende Weltordnung eine Negativordnung – sie verhindert, baut aber nicht auf. Beispielsweise konnte dem Irak der Machtzuwachs aus der Annexion

Kuwaits streitig gemacht, die dort herrschende Dynastie jedoch nicht zur Demokratisierung veranlaßt werden. Trotzdem erkennt der Autor im dritten Kapitel eine »seit den siebziger Jahren zu beobachtende Tendenz zur Demokratisierung« (105), deren Ursachen er in der Verbesserung der Kommunikation und dem Anstieg der Bildung sieht (115). Czempiel beschreibt den Vorgang als ein Stück Emanzipation der Gesellschaft vom Staat und konkretisiert sie im Anstieg der Non-Governmental Organizations (NGOs).

Im vierten Kapitel stellt der Autor die Wirtschaftswelt vor, wobei die entscheidende Analyseeinheit für ihn der Nationalstaat bleibt. Entsprechend dem Anstieg ihrer Wirtschaftspotentiale steigt die Bedeutung Japans sowie der EG, während die der USA sinkt. Nur ein größerer Konflikt könne den Vorrang des Militärischen und damit der USA wieder herstellen (136). Zur Expansion Japans auf dem amerikanischen Markt werden eindrucksvolle Zahlen genannt – z.B. betrug zwischen 1950 und 1990 das Gesamtvolumen japanischer Investitionen in den USA 130,5, das amerikanischer in Japan 8,5 Mrd. US-Dollar, und 1991 besaßen Japaner amerikanische Staatspapiere im Wert von 90 Mrd. US-Dollar (139). Die Konkurrenz zwischen den Großen nimmt zu, das Interesse an »Dritter Welt« sinkt – wobei diese zwischen Schwarzafrika und Ostasien auch immer weiter auseinanderdifferenziert wird.

Kurz geht Czempiel zum Schluß auf die Transnationalen Konzerne (TNC) ein, welche ein Viertel der Weltproduktion von Industriegütern herstellen, alle Auslandsinvestitionen kontrollieren und das Währungssystem der Welt dominieren. Ihre zunehmende Rolle »muß kein Schaden sein« (155); allerdings nennt der Autor kein politisches Instrument, dem er die Kapazität zutraut, zu verhindern, daß die weltweite Reprivatisierung zu »frühkapitalistischen Zuständen führt« (156). Der UN erkennt er nicht einmal das Recht zu, einen Verhaltenskodex für TNC zu entwickeln. Trotzdem hofft er darauf, den Widerspruch zwischen der Staatenwelt und der privaten (teilweise) weltweit integriert operierenden Wirtschaft durch Zusammenarbeit lösen zu können.

Welche Verhandlungsmasse könnten die einzelnen Staaten bei einer solchen Zusammenarbeit mit den TNC eigentlich einbringen? Erzwingt deren weltweite Mobilität – entgegen Czempiels Votum (132) – nicht doch eine Weltregierung, weil sie dem einzelnen Staat leicht ausweichen können? Gefährdet der Anteil ihrer Bedeutung die Emanzipation der Gesellschaften, wenn beispielsweise in der Folge von Konzentrationsprozessen innere Peripheren mit 20 oder 30 Prozent Arbeitslosen entstehen? Ist der Emanzipation der Gesellschaft gedient, wenn der Einfluß westlicher – für die Mehrheit der Menschheit also fremder – Informationsmedien zunimmt (117)?

Ein knapper, sehr kondensierter Essay, den mehrfach zu lesen sich lohnt und der zum Weiterdiskutieren einlädt.

Hans-Heinrich Nolte (Hannover)

Verfasser/innen

V: Veröffentlichungen A: Arbeitsgebiete M: Mitgliedschaften

Alisch, Rainer: siehe *Argument* 209

Axtmann, Roland, 1956; Dr.phil., Lecturer in Politics an der Univ. Aberdeen. A: Polit. Soziologie, Polit. Theorie

Barndt, Kerstin, 1964; Doktorandin an der FU Berlin und freie wiss. Mitarbeiterin am Deutschen Hygiene-Museum in Dresden

Becker, Johannes M., 1952; Dr.phil., PD an der Univ. Marburg. V: *Der Nationale Militärkonsens. Frankreichs Militär- und Sicherheitspolitik unter Mitterrand* (1989); *Ein Land geht in den Westen. Die Abwicklung der DDR* (1991). M: GEW, BdWi

Bojadžijev, Manuela, 1971; Studium der Gesellschaftswissenschaften und Philosophie an der Univ. Frankfurt/M

Bothe, Henning: siehe *Argument* 211

Cohen, Robert, 1941; PhD, Adjunct Associate Prof. of German, New York University. V: *Bio-Bibliographisches Handbuch zu Peter Weiss' »Ästhetik des Widerstands«* (1989); *Understanding Peter Weiss* (1993). A: Literatur der Weimarer Republik, antifaschistische Literatur

Erlinghagen, Robert, 1969; Studium der Politikwissenschaft und Romanistik an der Univ. Marburg. A: Faschismus

Guerrero Ortega, Francisco, 1967; Dr.phil., ab 1.2.1996 Prof.f. Philosophie an der Universidade Federal de Goias (Brasilien). A: Politische, Sozial- und Kulturphilosophie

Haug, Frigga: siehe *Argument* 210

Holzkamp, Klaus, 1927-1995; Dr.phil., Prof. em. für Psychologie an der FU Berlin, Hg. des *Forum Kritische Psychologie.* V: *Sinnliche Erkenntnis* (1973); *Gesellschaftlichkeit des Individuums* (1978); *Grundlegung der Psychologie* (1983); *Lernen. Subjektwissenschaftliche Grundlegung* (1993). A: Individualgeschichte der Subjektivität. M: BdWi, ÖTV

Holzleithner, Elisabeth, 1970; Mag.jur., Ass. an der Univ. Wien. A: Feminist. Rechtstheorie

Jäger, Christian: siehe *Argument* 211

Kübler, Hans-Dieter, 1947; Dr.phil., Prof. für Publikations- und Medienwissenschaft an der FH Hamburg. V: *Ältere Menschen und neue Medien* (Mitautor, 1991); *Kommunikation und Massenkommunikation* (1994)

Lee, Eun-Jeung, 1963; Dr.disc.pol., Forschungsstipendiatin der Alexander-von-Humboldt-Stiftung an der Univ. Halle. V: *Der soziale Rechtsstaat als Alternative zur autoritären Herrschaft* (1994)

Lettow, Susanne, 1965, M.A., Doktorandin an der FU Berlin. A: Geschlechterverhältnisse in der Philosophie

List, Elisabeth, 1946; Dr.phil., Prof. für Philosophie an der Univ. Graz. V: *Alltagsrationalität und soziologischer Diskurs* (1983); *Denkverhältnisse: Feminismus und Kritik* (Mithg., 1989); *Die Präsenz des Anderen: Theorie und Geschlechterpolitik* (1993)

Mackenthun, Gesa, 1959; M.A., Wiss. Mitarbeiterin an der Univ. Greifswald. A: Kolonialismus und Literatur, Ethnographie, Reiseberichte

Maiers, Wolfgang, 1950, Dipl.-Psych., Dr. phil. habil., PD an der FU Berlin. V: *Kritische Psychologie als Subjektwissenschaft* (Mithg., 1987); *Critical Psychology: Contributions to an Historical Science of the Subject* (Mithg., 1991). A: Theoretische Psychologie (Wissenschaftstheorie und Geschichte der Psychologie, Allgemeine Psychologie, Allgemeine Entwicklungspsychologie)

Markard, Morus, 1948; Dipl.-Psych., Dr. phil. habil., PD an der FU Berlin. V: *Einstellung – Kritik eines psychologischen Grundkonzepts* (1984); *Methodik subjektwissenschaftlicher Forschung* (1991). A: Sozialpsychologie, Methodik, Praxisforschung

Nemeth, Elisabeth, 1951; Dr.phil., Ass.-Prof. am Inst. f. Philosophie der Univ. Wien. V: *Otto Neurath oder Die Einheit von Wissenschaft und Gesellschaft* (Mithg., 1994)

Nieragden, Göran: siehe *Argument* 210

Nolte, Hans-Heinrich: siehe *Argument* 208

Osterkamp, Ute, 1935; Dipl.-Psych., Dr. phil. habil., PD, wiss. Angestellte am Institut für Kritische Psychologie der FU Berlin

Othmer, Regine, 1946; Dipl.-Päd., Mithrsg. der *Feministischen Studien.* M: Sektion Frauenforschung der DGS

Peitsch, Helmut: siehe *Argument* 209

Riek, Anna, 1969; Studium der Philosophie an der Univ. Frankfurt/M

Schmidt, Ingo, 1964; Dipl.-Volkswirt, wiss. Mitarb. an der Univ. Göttingen. A: Gewerkschaften, Keynesianismus, Regulationstheorie

Seifert, Ruth, 1951; Dr.phil., wiss. Oberrätin/Dozentin an der Führungsakademie der Bundeswehr in Hamburg. V: »Feministische Theorie und Militärsoziologie«, *Argument* 190 (1991)

Sève, Lucien; Prof.f.Philosophie, Leitungsmitglied des »Institut de recherches marxistes« (IRM) in Paris. V: *Marxismus und Theorie der Persönlichkeit* (1972); *Über die materialistische Dialektik* (dt. 1976); »Krise des Marxismus?«, *Argument* 122 (1982); »Für einen entschieden konkreten Marxismus«, *Argument* 143 (1984). M: FKP

Themann, Thorsten, 1962; Dr.phil. A: Phil. Ästhetik, Methodologie der Literaturwissenschaft

Tolman, Charles W., 1935; PhD, Prof. für Psychologie an der Universität Victoria (Kanada). V: *Positivism in Psychology* (Hg., 1991); *Critical Psychology: Contributions to an Historical Science of the Subject* (Mithg., 1991); *Psychology, Society, and Subjectivity: An Introduction to German Critical Psychology* (1994). A: Geschichte und Theorie der Psychologie

Wardenbach, Klaus, 1958; M.A., Mitarb. der Regenbogen-Fraktion im Europ. Parlament. A: Europa- und Entwicklungspolitik, Menschenrechte

Wulff, Erich: siehe *Argument* 209

Zehetner, Bettina, 1970; Mag.phil., Doktorandin an der Univ. Wien

Żyliński, Leszek, 1954; Dr. phil., Univ.-Ass. an der Nikolaus-Kopernikus-Universität Toruń. V: *Deutsche politische Zeitgeschichte 1981-1991 in den Auseinandersetzungen der Intellektuellen* (Hg., 1993). A: Deutsche Literatur- und Kulturgeschichte des 20. Jh.

ISSN 004-1157
Das Argument erscheint 1995 in 6 Heften (alle 2 Monate). Jahresumfang 1024 (966 + LVIII) Seiten. – Einzelheft 14 DM; Stud., Schüler, Erwerbslose 11 DM. Jahresabo 72 DM zzgl. Versand; Stud. etc. 57 DM zzgl. Versand. – Kündigung des Abos nur zum Jahresende bei Einhaltung einer Dreimonatsfrist. – Die Redaktion bittet um Mitarbeit, haftet aber nicht für unverlangt eingesandte Texte und Rezensionsexemplare. Aufsätze sollen höchstens 20, Rezensionen 2 MS-Seiten haben (1 1/2zeilig, 60 Anschläge, 2fache Ausfertigung). Autoren, die mit einem PC arbeiten, tragen zur Verringerung unserer Satzkosten bei, wenn sie uns zusätzlich zu 2 Ausdrucken eine Diskette schicken. Zitierweise wie in den Naturwissenschaften. – Das Argument wird regelmäßig von den folgenden sozialwissenschaftlichen Dokumentationsdiensten und Informationsbanken ausgewertet: Francis (Bulletin Signalétique), Literaturdokumentation zur Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, Politische Dokumentation, Social Science Citation Index, Germanistik, Internationale Bibliographie der Zeitschriftenliteratur, Internationale Bibliographie der Rezensionen, Sozialwissenschaftliches Literaturinformationssystem. – Copyright © Argument-Verlag GmbH. Alle Rechte – auch das der Übersetzung – vorbehalten. – Konten: Postbank Berlin 5745-108, BLZ 100 100 00. Bank für Gemeinwirtschaft Berlin (BfG) 11 14 40 13 00, BLZ 100 101 11. Fotosatz: Steinhardt, Berlin. Druck: alfa Druck, Göttingen. – November/Dezember 1995. – Es gilt Anzeigenpreisliste Nr. 6. – Beilagenhinweis: Dieses Heft enthält in Teilauflage eine Bestellkarte des Argument-Verlages.

Das Argument

Zeitschrift für Philosophie
und Sozialwissenschaften

Inhaltsverzeichnis

37. Jahrgang

Nr. 208 – 212

Argument

Das Argument

Zeitschrift für Philosophie und Sozialwissenschaften

Herausgegeben von Frigga Haug und Wolfgang Fritz Haug

1993/94 schrieben unter anderen
Peter Alheit, Marie-Luise Angerer, Régine Azria, Étienne Balibar, Giorgio Baratta, Zygmunt Bauman, Jörg Becker, Volker Braun, Teresa Brennan, Michael Brie, Willi Brüggen, Joseph A. Buttigieg, Alex Demirović, Margrit Eichler, Elke Erb, Martin Franzbach, Nancy Fraser, Alexander Galkin, Hans-Jochen Gamm, Dietrich Goldschmidt, Günter Grass, Donna Haraway, Jost Hermand, Joachim Hirsch, Barbara Holland-Cunz, Klaus Holzkamp, Elfriede Jelinek, Monty Johnstone, Eva Kaufmann, Carsten Klingemann, Arno Klönne, Helga Königsdorf, Néstor Kohan, Wolfgang Kowalsky, Yuri Krasin, Otto Kreye, Ingrid Kurz-Scherf, Harry Magdoff, Armand Mattelart, Günter Mayer, Claude Meillassoux, Mary Mellor, Ursula Menzer, Ellen Messer-Davidow, Wolf Dieter Narr, Oskar Negt, Maria Oppen, Helmut Peitsch, Marge Piercy, Claudia Pinl, Ulf Preuss-Lausitz, Ruth Rehmann, Karen Ruoff, Adolfo Sánchez Vázquez, Lissy Schmidt, Zafer Senocak, Eckart Spoo, Gabriele Stötzer, Paul M. Sweezy, Peggy Watson, Bastiaan Wielenga

Redaktion
Frigga Haug, Wolfgang Fritz Haug, Alexander Honold, Peter Jehle, Thomas Laugstien, Nora Räthzel, Jan Rehmann, Thomas Weber

Korrespondierende Redaktionsmitglieder
Sünne Andresen, Georg Auernheimer, Michael Krätke, Dieter Kramer, Antje Rapmund, Ulrich Schmid, Ulrich Schmitz, Werner van Treeck, Frieder O. Wolf, Erich Wulff, Gerhard Zimmer

Autonome Frauenredaktion
Susan Arndt, Hanna Behrend, Frigga Haug, Kornelia Hauser, Jutta Held, Annette Henninger, Brigitte Hipfl, Mechtild Jansen, Barbara Ketelhut, Helgard Kramer, Marlis Krüger, Annette Kuhn, Elisabeth List, Jutta Meyer-Siebert, Hertha Nagl-Docekal, Herlinde Pauer-Studer, Michaela Reisin, Birgit Rommelspacher, Christina Schenk, Ruth Seifert, Brigitte Sellach, Dorothee Sölle

Internationaler Beirat
Leena Alanen, Cynthia Cockburn, Claudia Gdaniec, Sandra Harding, Nancy Hartsock, Sara Mills, Maxine Molyneux, Eva Nikell, Hilary Rose, Dorothy Smith, Janna Thompson, Chris Weedon, Nira Yuval-Davis

Redaktion: Reichenberger Straße 150, 10999 Berlin, Tel. (030) 611 41 82, Fax 611 42 70
Redaktionssekretariat: Barbara Ketelhut (Hamburg), Thomas Laugstien (Berlin)
Argument-Verlag, Rentzelstraße 1, 20146 Hamburg
Telefon (040) 45 60 18 und 45 36 80, Fax (040) 44 51 89

Auslieferung
Interabo, Wendenstraße 25, Postfach 103245, 20022 Hamburg, Telefon (040) 23 09 92
Buchhandel: Rotation, Mehringdamm 51c, 10961 Berlin, Telefon (030) 692 79 34
Direktversand: Reichenberger Straße 150, 10999 Berlin, Tel. (030) 611 39 83, Fax 611 42 70

ISSN 004-1157
Das Argument erscheint 1995 in 6 Heften (alle 2 Monate). Jahresumfang 1024 (966 + LVIII) Seiten. – Einzelheft 14 DM; Stud., Schüler, Erwerbslose 11 DM. Jahresabo 72 DM zzgl. Versand; Stud. etc. 57 DM zzgl. Versand. – Kündigung des Abos nur zum Jahresende bei Einhaltung einer Dreimonatsfrist. – Die Redaktion bittet um Mitarbeit, haftet aber nicht für unverlangt eingesandte Texte und Rezensionsexemplare. Aufsätze sollen höchstens 20, Rezensionen 2 MS-Seiten haben (1 1/2zeilig, 60 Anschläge, 2fache Ausfertigung). Autoren, die mit einem PC arbeiten, tragen zur Verringerung unserer Satzkosten bei, wenn sie uns zusätzlich zu 2 Ausdrucken eine Diskette schicken. Zitierweise wie in den Naturwissenschaften. – Das Argument wird regelmäßig von den folgenden sozialwissenschaftlichen Dokumentationsdiensten und Informationsbanken ausgewertet: Francis (Bulletin Signalétique), Literaturdokumentation zur Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, Politische Dokumentation, Social Science Citation Index, Germanistik, Internationale Bibliographie der Zeitschriftenliteratur, Internationale Bibliographie der Rezensionen, Sozialwissenschaftliches Literaturinformationssystem. – Copyright © Argument-Verlag GmbH. Alle Rechte – auch das der Übersetzung – vorbehalten. – Konten: Postbank Berlin 5745-108, BLZ 100 100 00. Bank für Gemeinwirtschaft Berlin (BfG) 11 14 40 13 00, BLZ 100 101 11. Fotosatz: Steinhardt, Berlin. Druck: alfa Druck, Göttingen. – Nov/Dez 1995 – Es gilt Anzeigenpreisliste Nr. 6

Redaktionelle Beiträge

Editorial: Die neue Frauenredaktion ... 208/ 1
Nachrichten aus dem Patriarchat ... 208/ 7
Editorial ... 209/169
Zum Tode von Margherita von Brentano ... 209/174
Nachrichten aus dem Patriarchat: Die neue Frau ... 209/176
Editorial: Wozu bloß ein neuer Geschlechtervertrag? ... 210/483
Nachrichten aus dem Patriarchat: Schwört, nur noch Mütter zu sein... ... 210/495
Editorial ... 211/633
Erinnerung an Ernest Mandel *(M.Krätke)* ... 211/639
Heinrich Taut 1907-1995 *(W.F.Haug)* ... 211/641
Nachrichten aus dem Patriarchat: Frauensprache am Ende? *(L.F.Pusch)* ... 211/645
Klaus Holzkamp 1927-1995 *(W.F.Haug)* ... 212/809
Nachrichten aus dem Patriarchat: Die Widrigkeit der Frauenquote *(R.Othmer)* ... 212/813

Literarische Texte

Baier, Lothar: Von Auschwitz ins Schulamt, vom Hitler-Eid zur »Inneren Führung« 209/224
Braun, Volker: Dresdens Andenken ... 209/180
Braun, Volker: Material IX: Dresden als Landschaft ... 209/178
Goldschmidt, Dietrich: Als Redakteur bei der »Göttinger Universitäts-Zeitung«. Erinnerungen 1945 bis 1949 ... 209/207
Holzkamp, Klaus†: Rock Lyrics ... 212/815
Kuczynski, Jürgen: Deutsche Zusammenbrüche ... 209/223
Rehmann, Ruth: Bilder vom Kriegsende ... 209/195
Rathenow, Lutz: Die Macht der Worte ... 211/643
Scott, Rosie: Kommt, seht das Blut in den Straßen ... 208/ 11
Sölle, Dorothee: Die Gewalt hat sich eingenistet ... 208/ 9
Stötzer, Gabriele: 50 prozent ... 210/493
Taut, Heinrich: Befreiung mit Widerhaken ... 209/183
Wulff, Erich: Der Tag der Befreiung ... 209/201

Aufsätze

Alheit, Peter: Aufbruch in die »Erlebniskultur«? Kritische Überlegungen zur zeitgenössischen Kultursoziologie ... 208/ 91
Alisch, Rainer: Über Heideggers »Schweigen« reden ... 209/303
Appelt, Erna: Staatsbürgerin und Gesellschaftsvertrag ... 210/539
Behrend, Hanna: Das Ende des Nazi-Regimes und das Ende der DDR. Was ist und wem nützt Geschichtsaufarbeitung? ... 209/259
Boréus, Kristina: Vertragstheorie in der schwedischen feministischen Diskussion 210/513
Burchardt, Hans Jürgen: Strukturwandel in Kuba. Ein wirtschaftspolitisches Szenario ... 208/105
Cox, Phil: Heideggers »Schweigen«. Technik, Nazi-Medizin und Wissenschaftskultur ... 209/297
Dienst, Richard: Fernsehen und das Versprechen der Zeit ... 211/687
Dietze, Gabriele: Die verlorenen Schlachten der Männer und die Metamorphose der Privatdetektive ... 208/ 19
Diskussion: Politik im Kapitalismus *(A.Brinker, U.Ruschhaupt, F.Haug)* ... 210/534
Dokumentation: Frauen auf der Infobahn ... 210/567
Gess, Heinz: Durchkommen ist alles. C.G. Jungs Psychologie der Selbstrettung ... 209/359
González Casanova, Pablo: Wer vom Kapitalismus spricht, kann über Ausbeutung nicht schweigen ... 211/740
Guerrero Ortega, Francisco: Foucaults letztes, unvollendetes Projekt: Eine Rehabilitierung der Freundschaft ... 212/893

Hailer, Martin: Franz Böhms »Deutsche Philosophie«. Über den Versuch einer erkenntnistheoretischen Grundlegung des NS ... 209/325
Hanisch, Ludmila: Semitistik, Arabistik und Islamwissenschaft im NS ... 209/348
Hauck, Gerhard: Ideologie und Wahrheit. Anmerkungen zu W.F.Haugs Ideologietheorie ... 211/717
Haug, Frigga, und Nicola Tiling: Frauenfeindliche Witze ... 208/ 53
Haug, Frigga: Paradoxien feministischer Realpolitik. Zum Kampf um die Frauenquote ... 210/519
Haug, Frigga: Anorganische Intellektuelle ... 211/663
Haug, Frigga: Arbeitsfreundschaft. Erinnerungen an Klaus Holzkamp ... 212/857
Haug, Wolfgang Fritz: Verrat oder Versagen? Fragen zum Verhalten der Linksintellektuellen in der postkommunistischen Situation ... 211/653
Haug, Wolfgang Fritz: Nachbemerkung zur Diskussion »Gibt es einen neuen Verrat der Intellektuellen«? ... 211/666
Hochschild, Arlie R.: Der kommerzielle Geist des Intimlebens und die Ausbeutung des Feminismus ... 211/667
Hochschild, Arlie R.: »Ich bin keine Postmodernistin...« Ein Gespräch mit Martin Herz ... 211/681
Holzkamp, Klaus†: Alltägliche Lebensführung als subjektwissenschaftliches Grundkonzept ... 212/817
Honold, Alexander: Kafka – Die Falle der Subjektion ... 211/693
Jehle, Peter: Die Herausforderung der konservativen Romanistik durch Werner Krauss ... 209/335
Junginger, Horst: Religionswissenschaft im NS. Eine Forschungsnotiz ... 209/345
Keitel, Evelyne: Der weibliche Blick im amerikanischen Kriminalroman ... 208/ 35
Kobayashi, Toshiaki: Die Auflösung der Geschichte in die Ästhetik und das Nichts. Das japanische Symposion »Die Überwindung der Moderne« von 1942 ... 209/285
Kofler, Leo†: Marxistische Aufklärung ist die eigentliche Praxis unserer Zeit ... 211/647
Krieger, Verena: Rechtsentwicklung der Linksintellektuellen? ... 211/659
Kühnl, Reinhard: Der Weg der Faschismus-Forschung seit 1945 ... 209/227
Lee, Eun-Jeung: Die Legitimation der Herrschaft Kim Il-Sungs in Nordkorea ... 212/905
Lentini, Orlando: W.G.Runcimans »Triumph des Kapitalismus« ... 211/746
Liedman, Sven-Erich: Hoffnungslosigkeit und Leichtsinn bestimmen den postmodernen Zeitgeist ... 211/657
Maiers, Wolfgang: Der Beitrag Klaus Holzkamps zur Einheit der Psychologie ... 212/881
Markard, Morus: Theorie und Erfahrung. Klaus Holzkamps Impulse für eine subjektwissenschaftliche Praxis(forschung) ... 212/887
Navarro, Vicente: Notiz über Talcott Parsons als Nazi-Freund ... 209/389
Orozco, Teresa: Die Kunst der Anspielung. Hans-Georg Gadamer im NS ... 209/311
Osterkamp, Ute: Mitten im Umbau. Impulse aus Klaus Holzkamps letztem Lebensabschnitt ... 212/847
Özbek, Sinan: Familie als Ideologischer Staatsapparat. Althussers Autobiographie ... 211/711
Peitsch, Helmut: Deutsche Literatur 1945. Befreiung zum Neubeginn? ... 209/245
Priester, Karin: Der erotische Nihilist. Ernst Jünger und das Weib ... 209/273
Reheis, Fritz: Ökologische Blindheit. Die Aporie der herrschenden Wirtschaftswissenschaft ... 208/ 79
Reindl, Josef: Von der Treuhand zum Transplant. Industriesoziologische Analyse eines Transformationsprozesses ... 208/ 67
Scott, Rosie: Kommt, seht das Blut in den Straßen ... 208/ 11
Sève, Lucien: Frankreich muß Holzkamp erst noch entdecken ... 212/879
Spädtke, Gabriele: Zur Faschisierung des ärztlichen Subjekts ... 209/379
Thompson, Janna: Wollen Frauen den Gesellschaftsvertrag neu fassen? ... 210/497
Tolman, Charles W.: Die Bedeutung der Kritischen Psychologie für die Psychologie 212/867
Wallerstein, Immanuel: Den Kurs halten. Methoden der historischen Analyse ... 211/731

Watson, Peggy: Zivilgesellschaft und Geschlechterverhältnisse in Osteuropa 211/721
Weber, Klaus: Aus dem »Armenhaus der Wissenschaften«. Zur Psychologie im deutschen Faschismus 209/353
Wulff, Erich: Phänomenologische Psychopathologie und historischer Materialismus 210/555
Wulff, Erich: Zu Sinan Özbeks Deutung der Autobiographie Althussers 211/715
Wulff, Erich: Klaus Holzkamps Wirkung auf meine psychiatrische Theoriearbeit .. 212/873

Kongreßberichte

Jugend in der DDR nach 1945. Jahrestreffen des Mindener Kreises, 5.-7.5.1995 *(E.Holler)* 210/575
Zukunftsarbeit – Für einen neuen Gesellschafts- und Geschlechtervertrag. 16. Berliner Volksuni, 2.-5.6.1995 *(K.Liedtke, N.Tiling)* 210/571
Socialism in an Age of Global Capitalism. An International Seminar in Honour of Ralph Miliband, London, 24.6.1995 *(R.Markner, B.Teschke)* 211/751
Deutsch-französisches Philosophie-Seminar in Berlin, 16.-23.7.1995 *(F.Wallez, S.Blank, G.W.Bertram)* 211/753
Krieg. 7. Symposium der Internationalen Assoziation der Philosophinnen (IAPh) in Wien, 20.-23.9.1995 *(B.Zehetner, R.Seifert)* 212/917
Internationales Engels-Symposion in Wuppertal, 9.-12.10.1995 *(F.Haug)* 212/922
Nietzsche in der DDR. 5. Jahreshauptversammlung der Förder- und Forschungsgemeinschaft Friedrich Nietzsche e.V. in Halle/Röcken, 14.-15.10.1995 *(R.Alisch)* .. 212/924
Telepolis. Vilém-Flusser-Tagung in München, 19.-20.10.1995 *(R.Alisch)* 212/925

Besprechungen

Philosophie

Althusser, Louis: Die Zunft hat Zeit / Die Tatsachen *(S.Özbek)* 211/711
Arndt, Andreas: Dialektik und Reflexion *(Y.-G.Hong)* 208/115
Balke, Friedrich, u.a. (Hg.): Zeit des Ereignisses – Ende der Geschichte? *(M.Hinz)* 208/120
Benhabib, Seyla: Selbst im Kontext *(A.Riek)* 212/927
Butler, Judith: Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts *(E.Holzleithner)* 212/935
Cornell, Drucilla: Die Versuchung der Pornographie *(E.Holzleithner)* 212/933
Derrida, Jacques: Spectres de Marx *(M.Hinz)* 208/116
Fehige, Christoph, und Georg Meggle (Hg.): Zum moralischen Denken *(J.S.Ach)* 211/756
Frank, Manfred: Conditio moderna *(D.Schönecker)* 208/113
Fraser, Nancy: Widerspenstige Praktiken. Macht, Diskurs, Geschlecht *(E.Nemeth)* .. 212/928
Gähde, Ulrich, und Wolfgang H.Schrader (Hg.): Der klassische Utilitarismus *(F.Konersmann)* 211/757
Guattari, Félix: Die drei Ökologien *(C.Schmidt)* 211/760
Haug, Wolfgang Fritz: Elemente einer Theorie des Ideologischen *(G.Hauck)* 211/717
Hesse, Reinhard: Die Einheit der Vernunft als Überlebensbedingung der pluralistischen Welt *(H.Schubert)* 211/755
Heuer, Wolfgang: Citizen. Persönliche Integrität und politisches Handeln. Eine Rekonstruktion des politischen Humanismus Hannah Arendts *(G.Düllberg)* 209/394
Institut für Sozialforschung (Hg.): Geschlechterverhältnisse und Politik *(M.Bojadžijew)* 212/931
Kapferer, Norbert (Hg.): Innenansichten ostdeutscher Philosophen *(R.Alisch)* 209/397
Kertész, Imre: Galeerentagebuch *(A.Schobert)* 209/396
Klages, Helmut, und Helmut Quaritsch (Hg.): Zur geisteswissenschaftlichen Bedeutung Arnold Gehlens *(G.Klinger)* 209/392
Losurdo, Domenico: Zwischen Hegel und Bismarck. Die achtundvierziger Revolution und die Krise der deutschen Kultur *(F.Kröll)* 209/391
MacKinnon, Catharine: Nur Worte *(E.Holzleithner)* 212/933

Meyer, Eva: Tischgesellschaft *(E.List)* ... 212/936
Rullmann, Marit, u.a.: Philosophinnen *(S.Lettow)* ... 212/938
Schmidgen, Henning (Hg.): Ästhetik und Maschinismus. Texte zu und von Félix Guattari *(Ch.Jäger)* ... 211/759
Seppmann, Werner: Subjekt und System. Zur Kritik des Strukturmarxismus *(H.Bay)* .. 208/118

Sprach- und Literaturwissenschaft

Albert, Claudia (Hg.): Deutsche Klassiker im Nationalsozialismus *(H.Weilnböck)* 209/399
Albrecht, Michael von: Geschichte der Römischen Literatur *(M.Hinz)* ... 211/772
Barck, Simone, Silvia Schlenstedt u.a. (Hg.): Lexikon sozialistischer Literatur *(R.Cohen)* ... 212/939
Barner, Wilfried (Hg.): Geschichte der deutschen Literatur von 1945 bis zur Gegenwart *(H.Peitsch)* ... 209/403
Bogdal, Klaus-Michael (Hg.): Neue Literaturtheorien in der Praxis *(H.Weilnböck)*... 211/762
Decke-Cornill, Helene, und Gdaniec, Claudia M.: Sprache, Literatur, Geschlecht *(E.Verhoeven)* ... 208/123
Dörner, Andreas, und Ludgera Vogt: Literatursoziologie *(H.Peitsch)* ... 211/764
Eco, Umberto: Die Suche nach der vollkommenen Sprache *(G.Nieragden)* ... 208/121
Fleischanderl, Karin: Des Kaisers neue Kleider. Schreiben in Zeiten der Postmoderne *(H.Bothe)* ... 212/946
Freese, Peter: The Ethnic Detective. Chester Himes, Harry Kemelman, Tony Hillerman *(S.Howald)* ... 210/582
Füger, Wilhelm: James Joyce. Epoche – Werk – Wirkung *(K.Walstra)* ... 211/771
Glück, Helmut (Hg.): Metzler Lexikon Sprache *(D.Rösler)* ... 211/769
Grözinger, Karl-Erich: Kafka und die Kabbala *(M.Ritter)* ... 209/408
Hädecke, Wolfgang: Poeten und Maschinen. Deutsche Dichter als Zeugen der Industrialisierung *(K.-H.Götze)* ... 210/581
Hanowell, Manford, u.a.: Studium Anglistik *(G.Nieragden)* ... 211/770
Hawthorn, Jeremy: Grundbegriffe moderner Literaturtheorie *(K.Walstra)* ... 211/766
Hörisch, Jochen: Die andere Goethezeit. Poetische Mobilmachung des Subjekts um 1800 *(H.Weilnböck)* ... 208/127
Jäger, Siegfried: Kritische Diskursanalyse *(T.Schwarz)* ... 208/125
Kiesel, Helmuth: Wissenschaftliche Diagnose und dichterische Vision der Moderne. Max Weber und Ernst Jünger *(M.Hinz)* ... 210/579
Klarer, Mario: Frau und Utopie. Feministische Literaturtheorie und utopischer Diskurs im anglo-amerikanischen Roman *(G.Nieragden)* ... 212/943
Kohn-Waechter, Gudrun: Das Verschwinden in der Wand. Destruktive Moderne und Widerspruch eines weiblichen Ich in I.Bachmanns »Malina« *(B.Kosta)* ... 209/414
Metscher, Thomas: Pariser Meditationen. Zu einer Ästhetik der Befreiung *(E.Krippendorff)* ... 209/413
Middell, Eike: Literatur zweier Kaiserreiche: Deutsche und österreichische Literatur der Jahrhundertwende *(M.Schlüter)* ... 209/407
Moi, Toril: Simone de Beauvoir *(K.Barndt)* ... 212/942
Nerlich, Michael (Hg.): Zum deutsch-französischen Verhältnis: Werner Krauss *(P.Jehle)* ... 209/401
Nordbruch, Claus H.R.: Heinrich Böll *(L.Żyliński)* ... 212/941
Pfandl-Buchegger, Ingrid: David Lodge als Literaturkritiker, Theoretiker und Romanautor *(G.Nieragden)* ... 210/584
Polloczek, Dieter: Vernetzungsstrukturen. Faulkner, Pynchon, Barthelme *(K.Walstra)* 210/583
Reemtsma, Jan Philipp: Das Buch vom Ich. Christoph Martin Wielands »Aristipp und einige seiner Zeitgenossen« *(Chr.Jäger)* ... 212/948
Sölçün, Sargut: Sein und Nichtsein. Zur Literatur der multikulturellen Gesellschaft *(G.Nieragden* ... 208/126

Szondi, Peter: Briefe *(R.Markner)* ... **209/411**
Terdiman, Richard: Present Past. Modernity and the Memory Crisis *(G.Mackenthun)* **212/945**
Weiller, Edith: Max Weber und die literarische Moderne *(M.Hinz)* ... **210/579**
Zima, Peter V.: Die Dekonstruktion. Einführung und Kritik *(H.Bothe)* ... **211/767**

Kunst- und Kulturwissenschaft

Anders, Günther: Obdachlose Skulptur. Über Rodin *(Ch.Fellow)* ... **212/951**
Danto, Arthur C.: Die philosophische Entmündigung der Kunst *(Th.Themann)* ... **212/952**
Delp, Ludwig: Das Recht des geistigen Schaffens *(A.Götz von Olenhusen)* ... **209/422**
Diederichsen, Diedrich: Freiheit macht arm. Das Leben nach Rock'n Roll 1990-93 *(W.Bock)* ... **210/586**
Farin, Klaus und Eberhard Seidel-Pielen: Skinheads *(M.Krauß)* ... **209/424**
Hake, Sabine: The Cinema's Third Machine *(D.Göktürk)* ... **209/420**
Holly, Werner, und Ulrich Püschel (Hg.): Medienrezeption als Aneignung *(W.Neumann-Bechstein)* ... **210/591**
Holzer, Horst: Medienkommunikation *(H.-D.Kübler)* ... **212/949**
Hurrle, Gerd, und Franz Josef Jelich (Hg.): Vom Buchdruck in den Cyberspace? *(A.Sinnigen)* ... **210/588**
Jameson, Frederic: The Geopolitical Aesthetic *(S.Kaltenecker)* ... **209/418**
Kaiser, Gerd, u.a. (Hg.) Kultur und Technik im 21. Jahrhundert *(J.Wehner)* ... **210/590**
Lévi-Strauss, Claude: Sehen Hören Lesen *(J.Selin)* ... **211/773**
Merten, Klaus, u.a. (Hg.): Die Wirklichkeit der Medien *(U.Schmid)* ... **209/417**
Schweinitz, Jörg (Hg.): Prolog vor dem Film *(D.Göktürk)* ... **209/420**
Spode, Hasso: Die Macht der Trunkenheit. Kultur- und Sozialgeschichte des Alkohols in Deutschland *(M.Krauß)* ... **210/593**
Volland, Gerlinde: Männermacht und Frauenopfer. Sexualität und Gewalt bei Goya *(B.Kornmeier)* ... **211/777**
Wetzel, Michael, und Herta Wolf (Hg.): Der Entzug der Bilder *(S.Kaltenecker)* ... **211/775**

Soziologie

Binkelmann, Peter, u.a. (Hg.): Entwicklung der Gruppenarbeit in Deutschland *(P.Strutynski)* ... **210/603**
Dietzen, Agnes: Soziales Geschlecht. Soziale, kulturelle und symbolische Dimensionen des Gender-Konzepts *(U.Tellmann)* ... **208/129**
Ekardt, Hanns-Peter, u.a.: Arbeitssituationen von Firmenbauleitern *(H.Wolf)* ... **210/594**
Engler, Wolfgang: Die ungewollte Moderne *(K.Hauser)* ... **211/778**
Faller, Kurt u.a. (Hg.): Dem Haß keine Chance. Wie ist die Gewalt zu stoppen? *(R.Sorg)* ... **209/436**
Flaake, Karin und Vera King (Hg.): Zur Sozialisation junger Frauen *(M.Krüll)* ... **208/136**
Gabler, Andrea: Sturm im Elfenbeinturm. Positionen und Aktionsformen des Göttinger AStA zu Wissenschaftsbetrieb und politischem Mandat von 1967 bis 1987 *(Th.Seidl)* **209/440**
Gransow, Bettina: Geschichte der chinesischen Soziologie *(K.Mühlhahn)* ... **209/427**
Heinemann, Karl Heinz, und Wilfried Schubarth (Hg.): Der antifaschistische Staat entläßt seine Kinder *(R.Sorg)* ... **209/436**
Heise, Hildegard: Überlebensprinzip Spannungsaufnahme. Modernes Handlungssubjekt und Geschlechterverhältnis *(V.Gransow)* ... **209/434**
Helfferich, Cornelia: Jugend, Körper, Geschlecht. Die Suche nach sexueller Identität *(M.Krüll)* ... **208/136**
Hiller, Petra: Der Zeitkonflikt in der Risikogesellschaft *(H.Hopp)* ... **210/609**
Hirschauer, Stefan: Die soziale Konstruktion der Transsexualität *(A.Schobert)* ... **209/435**
Hochschild, Arlie R.: Das gekaufte Herz. Zur Kommerzialisierung der Gefühle *(M.Herz)* ... **211/780**
IDEEN-Redaktion (Hg.): Rechtsextreme Jugendliche *(R.Sorg)* ... **209/436**

Joas, Hans: Die Kreativität des Handelns *(J.Strübing)* 209/431
Ketelhut, Barbara: Vereinen was ewig sich flieht? Zum Zusammenhang von Familien, Liebes- und Geschlechterverhältnissen *(E.Wollmann)* 208/131
Kößler, Reinhart, und Tilman Schiel (Hg.): Nationalstaat und Ethnizität *(G.Hauck)* 211/785
Kronauer, Martin, u.a.: Im Schatten der Arbeitsgesellschaft. Arbeitslose und die Dynamik sozialer Ausgrenzung *(R.Neef)* 210/606
Kühne-Vieser, Kirstin und Sieglinde Thuma-Lobenstein: Sozialisation: weiblich *(M.Krüll)* 208/136
Liedtke, Max (Hg.): Kulturethologie. Über die Grundlagen kultureller Entwicklungen *(G.Miller-Kipp)* 211/782
Löw, Martina: Raum ergreifen. Alleinwohnende Frauen zwischen Arbeit, sozialen Beziehungen und der Kultur des Selbst *(B.Ketelhut)* 208/134
Malsch, Thomas und Ulrich Mill (Hg.): Arbyte. Modernisierung der Industriesoziologie? *(J.Strübing)* 210/601
Manrique, Matthias: Marginalisierung und Militanz. Jugendliche Bewegungsmilieus im Aufruhr *(K.Bruckmeier)* 209/439
Papcke, Sven: Deutsche Soziologie im Exil *(R.Rieß)* 209/430
Ruddick, Sara: Mütterliches Denken. Für eine Politik der Gewaltlosigkeit *(B.Ketelhut)* 208/138
Schulze, Gerhard: Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart *(P.Alheit)* 208/ 91
Seitz, Dieter: »Per Order de Mufti läuft nichts«. Zur sozialen Steuerung betrieblicher Gestaltungsprozesse *(H.Wolf)* 210/597
Trotha, Trutz von: Koloniale Herrschaft *(G.Hauck)* 211/783
Wittich, Dietmar (Hg.): Momente des Umbruchs. Sozialstruktur und Lebensqualität in Ostdeutschland *(J.Reindl)* 209/441
Wolf, Harald, u.a.: Eingriffe in Kopfarbeit. Die Computerisierung technischer Büros im Maschinenbau *(W.van Treeck)* 210/600
Ziebell, Lindy, u.a.: Lebensplanung ohne Kinder *(G.Brüssow)* 208/135

Erziehungswissenschaft

Adick, Christel: Die Universalisierung der modernen Schule *(H.-H.Nolte)* 208/141
Anweiler, Oskar: Systemwandel im Bildungs- und Erziehungswesen in Mittel- und Osteuropa *(I.Gogolin)* 209/451
Bernhard, Armin: Kultur, Ästhetik und Subjektentwicklung *(L.Rothermel)* 209/448
Beutler, Kurt: Geisteswissenschaftliche Pädagogik zwischen Politisierung und Militarisierung – Erich Weniger *(H.-J.Gamm)* 209/445
Bracht, Ulla, und Dieter Keiner (Hg.): Jahrbuch für Pädagogik 1994: Geschlechterverhältnisse und die Pädagogik *(G.Miller-Kipp)* 211/786
Brauneck, Peter: Das Paradigmenproblem in der Pädagogik unter dem spezifischen Aspekt der Arbeitslehre *(M.Mende)* 210/612
Dick, Thomas: Das Alltagsbewußtsein als Erziehungs- und Bildungsproblem *(A.Bernhard)* 210/615
Fischer, Walter A., und Michael Schratz: Schule leiten und gestalten *(J.Wissinger)* ... 208/145
Geißler, Karheinz A.: Schlußsituationen *(H.G.Ebner)* 208/146
Giesecke, Hermann: Hitlers Pädagogen *(G.Müller-Kipp)* 209/444
Graudenz, Ines, und Dirk Randoll: Schule im Urteil von Abiturienten *(U.Preuss-Lausitz)* 208/145
Hackl, Bernd (Hg.): Miteinander lernen. Interkulturelle Projekte in der Schulpraxis *(G.Auernheimer)* 208/144
Keim, Wolfgang: Erziehung unter der Nazi-Diktatur, Bd.1 *(K.Beutler)* 211/788
Koneffke, Gernot: Pädagogik im Übergang zur bürgerlichen Herrschaftsgesellschaft *(K.Beutler)* 211/790

Lappe, Lothar: Berufsperspektiven junger Facharbeiter *(M.Mende)* **210/611**
Michael, Berthold, und Heinz-Hermann Schepp: Die Schule in Staat und Gesellschaft *(G.Miller-Kipp)* **209/447**
Mickel, Wolfgang W.: Lernfeld Europa. Didaktik zur europäischen Erziehung *(G.Auernheimer)* **208/142**
Müller, Detlef K.: Pädagogik – Erziehungswissenschaft – Bildung. Eine Einführung in das Studium *(N.Franck)* **210/613**
Radde, Gerd u.a.: Schulreform – Kontinuitäten und Brüche *(B.Schmoldt)* **209/450**
Schubert, Volker: Die Inszenierung der Harmonie. Erziehung und Gesellschaft in Japan *(C.Weber)* **209/453**
Siemsen, Barbara: Der andere Weniger. Eine Unterschung zu Erich Wenigers kaum beachteten Schriften *(K.Beutler)* **211/789**
Trommer, Gerhard: Wildnis – Die pädagogische Herausforderung *(V.Schubert)* **208/140**

Psychologie

Brumlik, Micha: C.G.Jung zur Einführung *(H.Gess)* **211/795**
Gess, Heinz: Vom Faschismus zum Neuen Denken. C.G.Jungs Theorie im Wandel der Zeit *(Th.Geisen)* **211/794**
Rohde-Dachser, Christa (Hg.): Beschädigungen. Psychoanalytische Zeitdiagnosen *(Chr.Schröder)* **211/793**
Wiesse, Jörg (Hg.): Chaos und Regel. Die Psychoanalyse in ihren Institutionen *(Chr.Schröder)* **211/792**

Geschichte

Becker, Jens, Theodor Bergmann und Alexander Watlin (Hg.): Das erste Tribunal. Das Moskauer Parteiverfahren gegen Brandler, Thalheimer und Radek *(W.Haible)* .. **210/623**
Benz, Wolfgang, Hans Buchheim und Hans Mommsen (Hg.): Der Nationalsozialismus. Festschrift für Hermann Graml *(H.Fleischer)* **209/457**
Brückner, Margrit, und Birgit Meyer (Hg.): Die sichtbare Frau. Die Aneignung der gesellschaftlichen Räume *((M.Hochgeschurz)* **211/804**
Corbin, Alain: Die sexuelle Gewalt in der Geschichte *(B.Kerchner)* **208/147**
Drobisch, Klaus, und Günther Wieland: System der NS-Konzentrationslager 1933-1939 *(K.Orth)* **209/459**
Gailus, Manfred, und Heinrich Volkmann (Hg.): Der Kampf um das tägliche Brot. Nahrungsmangel, Versorgungspolitik und Protest 1770-1990 *(H.Zückert)* **208/149**
Groh, Dieter, und Peter Brandt: »Vaterlandslose Gesellen«. Sozialdemokratie und Nation 1860-1990 *(K.Lauschke)* **208/153**
Hervé, Florence (Hg.): Geschichte der deutschen Frauenbewegung *(M.Koerner)* .. **211/803**
Kobelt-Groch, Marion: Aufsässige Töchter Gottes. Frauen im Bauernkrieg und in den Täuferbewegungen *(B.Pätzold)* **211/800**
Kohn-Ley, Charlotte, und Ilse Korotin (Hg.): Der feministische »Sündenfall«? Antisemitische Vorurteile in der Frauenbewegung *(A.Kliewer)* **211/802**
Kuhn, Annette, und Marianne Pitzen (Hg.): Stadt der Frauen. Szenarien aus spätmittelalterlicher Geschichte und zeitgenössischer Kunst *(U.Küppers-Braun)* **211/800**
Lüdtke, Alf (Hg.): »Sicherheit« und »Wohlfahrt«. Polizei, Gesellschaft und Herrschaft im 19. und 20. Jahrhundert *(F.Konersmann)* **208/150**
Meier-Seethaler, Carola: Von der göttlichen Löwin zum Wahrzeichen männlicher Macht. Ursprung und Wandel großer Symbole *(M.Hochgeschurz)* **211/797**
Noiriel, Gérard: Die Tyrannei des Nationalen. Sozialgeschichte des Asylrechts in Europa *(K.F.Geiger)* **210/617**
Oberkrome, Willi: Volksgeschichte. Methodische Innovation und völkische Ideologisierung in der deutschen Geschichtswissenschaft 1918-1945 *(R.Rieß)* **209/458**
Pipes, Richard: Die Russische Revolution. Bd.3 *(J.Becker)* **210/619**

Schäfer, Michael: Die »Rationalität« des Nationalsozialismus. Zur Kritik philosophischer Faschismustheorien am Beispiel der Kritischen Theorie *(J.Ahrens)* **209/455**
Watlin, Alexander: Die Komintern 1919-1929 *(W.Haible)* **210/622**

Soziale Bewegungen und Politik

Baier, Lothar: Die verleugnete Utopie *(D.Schrage)* **209/460**
Barreau, Jean-Claude: Die unerbittlichen Erlöser. Vom Kampf des Islam gegen die moderne Welt *(M.Morgenstern)* **208/163**
Baskaya, Fikret: Verwestlichung, Modernisierung, Entwicklung *(H.Onur)* **209/473**
Bogdandy, Armin v. (Hg.): Die europäische Option *(R.Axtmann)* **212/960**
Czempiel, Ernst-Otto: Weltpolitik im Umbruch. Das internationale System nach dem Ende des Ost-West-Konflikts *(H.-H.Nolte)* **212/963**
Deppe, Frank und Michael Felder: Zur Post-Maastricht-Krise der EG *(K.Wardenbach)* **212/958**
Dunne, John Gregory: Faustrecht – Polizeiwillkür in Los Angeles *(Th.Ashauer)* ... **208/161**
Falla, Ricardo: Masacres de la selva, Ixcan, Guatemala (1975-1982) *(P.Nowak)* ... **208/160**
Galbraith, John Kenneth: Die Herrschaft der Bankrotteure. Der wirtschaftliche Niedergang Amerikas *(I.Schmid)* **212/962**
Gooding-Williams, Robert (Hg.): Reading Rodney King *(Chr.Pilgrim)* **208/162**
Habel, Janette: Kuba. Die Revolution in Gefahr *(E.Göll)* **208/157**
Kattein, Martina: Frauenerwerbstätigkeit in der EG *(D.Bohle)* **210/624**
Kebir, Sabine: Zwischen Traum und Alptraum. Algerische Erfahrungen 1977-1992 *(M.Behrend)* **209/464**
Knütter, Hans-Helmuth: Die Faschismus-Keule. Das letzte Aufgebot der deutschen Linken *(R.Erlinghagen)* **212/956**
Kratz, Peter: Rechte Genossen. Neokonservatismus in der SPD *(R.Erlinghagen)* .. **212/954**
Krell, Gertraude, u.a. (Hg.): Personalpolitik aus der Sicht von Frauen *(C.Faber)* .. **210/627**
Lateinamerika-Jahrbuch 1994: Jenseits des Staates? *(M.Krämer)* **208/155**
Leggewie, Claus: Alhambra. Der Islam im Westen *(L.Hanisch)* **209/471**
Lüders, Michael (Hg.): Der Islam im Aufbruch? *(L.Hanisch)* **209/470**
Lunneborg, Patricia: Frauen arbeiten anders *(H.Ostendorf)* **210/629**
Maddy-Weizman, Bruce: The Crystallization of the Arab State System 1945-1954 *(W.Schwanitz)* **209/466**
Mantino, Susanne: Die »Neue Rechte« in der »Grauzone« zwischen Rechtsextremismus und Konservatismus *(M.Kieserling)* **209/462**
Mernissi, Fatema: Die vergessene Macht. Frauen im Wandel der islamischen Welt *(U.C.Wasmuht)* **209/465**
Mishal, Shaul, und Reuben Aharoni (Hg.): Speaking Stones. Communiqués from the Intifada Underground *(W.Schwanitz)* **209/466**
Müller-Rommel, Ferdinand: Grüne Parteien in Westeuropa *(J.M.Becker)* **212/955**
Peretz, Don: Palestinians, Refugees, and the Middle East Peace Process *(W.Schwanitz)* **209/466**
Pinl, Claudia: Das faule Geschlecht. Wie Männer es schaffen, Frauen für sich arbeiten zu lassen *(S.Hattig)* **210/629**
Schwanitz, Wolfgang (Hg.): Jenseits der Legenden. Araber, Juden, Deutsche *(M.Morgenstern)* **209/468**
Sevilla, Rafael, und Clemens Rode (Hg.): Kuba – Die isolierte Revolution? *(E.Göll)* **208/157**
Winter, Regine (Hg.): Frauen verdienen mehr. Zur Neubewertung von Frauenarbeit im Tarifsystem *(S.Andresen)* **210/625**

Ökonomie

Chomsky, Noam: Wirtschaft und Gewalt *(D.Kramer)* **209/476**
Peach, Terry: Interpreting Ricardo *(K.Schabacker)* **209/477**

blätter des iz3w

10-11 '95

Kommentar: Im Reich der Wünsche – 50 Jahre UNO

Lateinamerika: Folgen der neoliberalen Exportwirtschaft im Agrarsektor

Mexiko: Ein Modell nach dem Zusammenbruch

Türkei: Kritik als Ware – eine alternative Universität

Ethnisierung

Moralische Gemeinschaft oder politische Strategie?

Gewaltökonomie und ethnische Mobilisierung

Konzepte von Ethnizität heute (Rezensionen)

Re-Indianisierungsprozesse in Lateinamerika

PKK: Ethnisierung zwischen Selbst- und Fremdzuschreibung

USA: Afrozentrismus und Patriarchat

BRD: Stammesbewußtsein der Kulturnation

Migration: Illegale Arbeit in Berlin und Los Angeles

Abschiebungen: Justizlotto am Frankfurter Flughafen

Kein Abschiebestopp nach Sri Lanka

Kanthersieg im Abschiebestreit

UNO-Konferenz: Modernisierung statt Verbot von Landminen

Herausgeber: Aktion Dritte Welt e.V. – Jährlich 8 Hefte, Einzelheft 7,50 DM, Jahresabo 54 DM (erm. 46 DM). – Informationszentrum Dritte Welt, Postfach 5328, 79020 Freiburg i.Br.

Berliner Debatte INITIAL

Zeitschrift für Socialwissenschaftlichen Diskurs

6 '95

»Neues Denken« über den Krieg

H.Münkler: Die Kriege der Zukunft und die Zukunft der Staaten

H.-J.Gießmann: Zivilisierung durch Weltinnenpolitik?

A.Osiander: Plädoyer für die Abschaffung des »Krieges«

J.Calließ: Friede kann nicht erzwungen werden

M.Walzer: Die Politik der Rettung

K.O. Hondrich: Lehrmeister Krieg – und die Grenzen des Lernens

W.Sofsky: Der Kampf. Zur Anthropologie des Krieges

Ch.Weller: Feindbilder und Krieg

K.Hausken: Krieg, Ethik und Politiken

Transformation

G.Lehmbruch: Die Rolle der Spitzenverbände im Transformationsprozeß

A.Pickel: Neoliberale Doktrin und ökonomische Transformation

M.Koch: Chaos in sozialen Systemen

W.Luutz: Philosophie & Soziologie

Hg. v. d. Ges. f. Sozialwiss. Forschung und Publizistik mbH i.A. des Vereins Berliner Debatte INITIAL e.V., Präsident: Peter Ruben. – Redaktion: H.Bluhm, O.Briese, E.Crome, T.Ehrke, W.Hedeler, C.Johnson, R.Land, J.Mattern, I.Oswald, H.Schmidt, U.Tietz, J.Wielgohs. – Erscheint zweimonatlich, Einzelheft 15 DM, Jahresabo 70 DM, Stud. etc. 37 DM. – Anschrift: Postfach 158, 10412 Berlin

konkret

Konkret: Politik & Kultur

12 '95

Politik

H.L.Gremliza: Standort Ovation. Wandel der Gewerkschaft zur Arbeitsfront

W.Pirker: Rußland vor der Wahl

H.Becker: PDS und Militäreinsätze

A.Dietl: Deutschland bei Nacht. Über die Bundeswehr

R.Suhrmann: Filbinger for ever? Der Bundestag urteilt über Wehrmachtsdeserteure

J.Elsässer: Mladićs Katyn?

O.Tolmein: Propheten, authentisch. Über die »Antiimperialistischen Zellen« (AIZ)

H.Möller: Ethische Weltmacht. Die Wiederentdeckung deutscher Geopolitik

O.Köhler: Verschworene Gesellen. Alte Nazis im Auswärtigen Amt

G.Fülberth: Ein Jahrhundert wird besichtigt. Über Eric Hobsbawm

Kultur

R.Wieland: Madame Courage. Monika Maron und die Stasi

J.Roth: Es ist schlimm. Eine neue Talkshow auf RTL

E.Ward: Die Geschichte der Country Music

M.Ringel: Defilee der Arschgesichter. Die neue deutsche Boxschickeria

R.Blendowske: Marxismus undercover. Bildung und Kultur – die Autopsie eines Deutungsmusters

K.Bittermann: Between Friends. Über den Briefwechsel zwischen Hannah Arendt und Mary McCarthy

Hg.: Hermann L. Gremliza. Redaktion: W.Schneider. Erscheint monatlich. Einzelheft 8 DM. Jahresabo 90 DM. – Verlagsadresse: KVV »konkret« GmbH & Co. KG, Ruhrstraße 111, 22761 Hamburg

Lunapark

11-12 '95

Th.Kunz: Über innere Sicherheit und deren neorassistischen Begründungszusammenhang

U.Fahr: Entwickelter Kapitalismus oder Informationsgesellschaft?

R.Walther: Guy Debord und die Siuationisten

Popmoderne

M.-H.Gutberlet: Auf der Suche nach dem verlorenen Politischen. Über Female Rap

H.Stoff: Vom Spaßhaben und Spaßverderben. Korrekte Gegenpolitik und unkorrekte Gegenkultur

S.Gregory: Kulte und Subkulte. Über den Mythos Underground

J.Nitzschke: Medienlieblinge »Girlies«

M.Lönneberger: Bilder-Sprache. Phantasie und Wirklichkeit im Comic

N.Kresse: TV-Gameshows und Zuschauerintegration

Th.Höhne: Kulturalismus. Wie Kultur zum Erklärungsmuster gesellschaftlicher Konflikte wird

H.-D.Köhler: Kuba wohin?

B.Scharlowski: Gelbe Sonderlinge. Über den Handel mit Bananen

M.Draht: Widerstand gegen deutsche Abschiebepolitik

Diskussionspapier kritischer GewerkschafterInnen: Konkurrenz- und Standortlogik

P.Nowak: Aspekte der Althusser-Rezeption

Hg: E.Altvater, U.Beer, K.Briegleb, A.Buro, J.Esser, W.Fach, E.Hennig, J.Hirsch, A.Klönne, S.Kontos, H.-M.Lohmann, M.Massarrat, I.Maus, M.Meyer, W.-D.Narr, O.Negt, J.Perels, R.Roth, B.Rötger, G.Schäfer, H.Steinert, K.Vack, E.Weick. – Redaktion: N.Apostolidou, S.Armborst, U.Brand, U.Fahr, C.Görg, J.Hirsch, R.Karges, E.-M.Krampe, Th.Kunz, J.Lauterbach, L.Lodovico, G.Oy, J.Winter. – Erscheint monatlich. Einzelheft 6 DM, Jahresabo 64 DM, incl. Versand. – Verlag 2000 GmbH, Postfach 102062, 63020 Offenbach

MARXISTISCHE BLÄTTER

6 '95

E.Carlebach: Deutschland führt wieder Krieg

P.Bläss: UN-Weltfrauenkonferenz

G.Hänsel: Mein Feiertag der Einheit

U.Fritsch: VW-Tarifrunde '95

Kulturtheorie und kulturelle Praxis

G.Stiehler: Die geistigen Kräfte des Menschen in ihrer Vermittlung mit dem Arbeitsprozeß

W.Seppmann: Über den Doppelcharakter der Kultur

Th.Metscher: Zur Theorie der zwei Kulturen

S.Kebir: Kulturtheorie und Alltag nach der Wende

K.Höpcke: Wie wird heute mit DDR-Kultur umgegangen?

E.Selbmann: Serien... Erfahrungen einer Fernsehstation

R.Bernhardt: Zu Günter Grass' Roman »Ein weites Feld«

E.Köhlings: Rap als Spiegel afro-amerikanischer Kultur

Th.Collmer: Jim Morrison, Dichter der amerikanischen Nacht

Positionen

E.Kiehnbaum: Wie weiter mit der MEGA?

J.Charlamenko: Friedrich-Engels – eine Verkörperung nicht realisierter historischer Möglichkeiten

H.Jung: Habermas als staatstragender Linker

L.Mayer: Neue Technologien, alte Plusmacherei

O.Badstübner/W.Gerns: Kapitalisten gegen spekulatives Kapital?

Herausgeberkreis: G.Binus, Y.Dorestal, E.Ebelin, R.Heß, H.H.Holz, P.Knappe, M.Konze, W.Petschick, H.B.Reuvers, F.Schmid, W.Seppman, H.Stehr, P.Strutynski, W.Teubner. Red.: W.Blumenthal, G.Deumlich, L.Geisler, W.Gerns, J.Hetscher, H.Kopp (viSdP), B.Landefeld, H.Lederer, D.Lohaus, Ursula Möllenberg, R.Steigerwald. – Erscheint 6mal jährlich. Einzelheft 10 DM, Jahresabo 57 DM (zzgl. 3 DM Versand Inland, 15 DM Ausland), Schüler etc. 47 DM zzgl. Versand. - Marxistische Blätter, Hoffnungstr.18, 45127 Essen

Die Neue Gesellschaft Frankfurter Hefte

11 '95

K.Bloemer: Mit Gaullisten auf der E-Lok

H.Kremendahl: Ohne wirtschaftspolitisches Leitbild

D.de Pol: Die Medien und das Machbare

F.Bordon: Italien auf der Suche nach der verlorenen Mitte

M.R.Lepsius: Zum Tode von Theo Pirker

Filmrisse. Berichte zur 7. Kunst

H.Segeberg: Stadt und Film

M.Köhler: Filmische Repräsentanz bei Richard Wagner

S.Reinecke: Im Kino unbesiegt. Der Vietnamkrieg im US-Film

D.Kremer: Arche Noah und Apokalypse. Zu Peter Greenaway

F.Göttler: Über den Filmautor David Thomson

R.Hüser: 08/15: Über Jean-Luc Godard

K.Hickethier: Auf dem Weg ins digitale Kino

Kontrovers

D.Spreen: Mediensouveränität?

T.Fichter: Die Sozis in der Generationsfalle

Kultur

H.-U.Reck: »Als Literat gescheitert, als Intellektueller unentbehrlich«? Provokationen der Autorenschaft

T.Schulz/M.Schwarz: Zur Aktualität von Joseph Conrad

Hg. für die Friedrich-Ebert-Stiftung von H.Börner, K.Harpprecht, J.Rau, C.Stern, H.-J.Vogel. Redaktion: P.Glotz (Chefredakteur), N.Seitz (verantw.), C.Jürgens. - Erscheint monatlich. Einzelheft 14,80 DM frei Haus; Jahresabo 99 DM frei Haus. - Redaktion: Godesberger Allee 189, 53175 Bonn

ZEITSCHRIFT FÜR POLITIK UND ÖKONOMIE IN DER DRITTEN WELT

PERIPHERIE

Forum theoretisch orientierter Analyse und Diskussion zu Fragen der Dritten Welt

59/60

Globalisierung

J.Nyer: Das Ende von Metropole und Peripherie? Soziale Inklusion und Exklusion in der entgrenzten Weltwirtschaft

U.Menzel: Die neue Weltwirtschaft. Entstofflichung und Entgrenzung im Zeichen der Postmoderne

W.Hein: Von der Fordistischen zur Postfordistischen Weltwirtschaft.

R.Kappel: Kern und Rand in der Globalen Ordnung. Globalisierung, Tripolarität und Marginalisierung

H.Walk/A.Brunnengräber: Die »NGO-Community« zwischen Prozessen der Globalisierung und Fragmentierung

B.Charlowski: Chancen und Grenzen des fairen Handels am Beispiel fair gehandelter Bananen

B.Sottas/Y.Droz: Effekte der Globalisierung, Ethnizität und Versorgungssicherheit: Familiale Zirkulation bei migrierenden Kikuyu

15. Jg. 1995

Herausgegeben von der »Wissenschaftlichen Vereinigung für Entwicklungstheorie und Entwicklungspolitik e.V.«. – Redaktion: V.Blum, D.Haude, G.Hauck, W.Hein, R.Kößler, I.Lenz, H.Melber, H.Mertens, Th.Mutter, I.Pinn. - Erscheint vierteljährlich. – Einzelheft 13, Jahresabo 45 DM, Förder-/Institutsabo 80 DM. – Redaktion: c/o Heide Mertens, Kleine Gasse 4, 59494 Soest. LN-Vertrieb, Gneisenaustraße 2, 10961 Berlin

psychosozial

Zeitschrift für Analyse, Prävention und Therapie psychosozialer Konflikte und Krankheiten

61

Mediale Inszenierungen rechter Gewalt

H.-D.König: Die Holocaust-Überlebende und der grinsende Neonazi. Tiefenhermeneutische Rekonstruktion einer Szenensequenz aus dem Bonengel-Film »Beruf Neonazi«

Th.Kleinspehn: Doch im Inneren des Landes... Inszenierung rechtsradikaler Politik und die (un)heimlichen Bilder

H.-E.Richter: Flucht ins Autoritäre? Der Film »Beruf Neonazi« als Lehrstück

H.-D.König: Hitler und die Jugend. Tiefenhermeneutische Rekonstruktion dreier Szenensequenzen aus Leni Riefenstahls »Triumph des Willens«

M.Zeul: Verspätete Rückkehr. Eine psychoanalytische Interpretation des Films »Before the rain«

R.Haubl: Konsumieren als Freiheitskampf. Die kommerzielle Inszenierung eines politischen Mythos

Aus Forschung und Praxis

L.Wurmser: »Die Schändung ist das Gleichnis für mein ganzes Leben.« Zur Psychoanalyse im Spiegel eines Falles

18. Jg. 1995

Hg. von H.Becker†, D.Beckmann, I.Fetscher, H.Friedrich, A.Köhl, A.Overbeck, H.-E.Richter, H.Strotzka†, A.Uchtenhagen, E.Ulich, J.Willi, H.-J.Wirth, J.Zimmer. – Erscheint viermal im Jahr. Einzelheft 32 DM, Jahresabo 98 DM zzgl. Versand. Studentenabo 49 DM. – Psychosozial-Verlag, Friedrichstraße 35, 35392 Gießen

UTOPIE kreativ

Diskussion sozialistischer Alternativen

61

C.Fischer: Gegen das Sauberschaben des Dunkels

Neues vom Werderschen Markt

Krawatte per Fax

Friedrich Engels 1995

R.Hecker: Zur Herausgeberschaft des »Kapitals« durch Engels. Resümee der bisherigen Edition in der MEGA²

M.Hundt: »...wie eine Wissenschaft studiert werden.« Bemerkungen zum gegenwärtigen »Engels-Jahr«

R.Merkel-Melis: Friedrich Engels in historisch-kritischer Sicht. Zu Ergebnissen der Arbeit an der MEGA

A.Schölzel: Engels im Jubiläumsjahr. Eine kurze Zeitschriftenrevue

Das Interview

H.-J.Wagner: Die Insel kann Festland werden

Gesellschaft – Analysen & Alternativen

A.Brie: Zur Verteidigung von Theorie und Politik sozialistischer Moderne

U.Weiss: Die menschliche Emanzipation – zur Wirklichkeit. Wird die Aufhebung der kapitalistischen Gesellschaft durch klassenungebundene Bewegungen möglich?

34. Jg. 1995

Herausgeber: Förderverein Konkrete Utopien e.V. unter Vorsitz von G.Kohlmey und H.Steiner. – Redaktion: Wolfram Adolphi, Arndt Hopfmann, Marion Kunze, Arnold Schölzel, Jörn Schütrumpf. – Einzelheft 7,50 DM; Jahresabo 80 DM incl. Versand. – Redaktionsadresse: Weydingerstraße 14-16, 10718 Berlin

Z.

Zeitschrift für marxistische Erneuerung

24

Klassen und Klassentheorie heute (I)

H.Neubert: Zur Macht- und Klassenproblematik in Theorie und Politik

J.Kergoat: Bermerkungen zum Klassenkampf

E.Dähne: Sozialstruktur und Lebensqualität in Ostdeutschland

W.Seppmann: Zum »Historisch-kritischen Wörterbuch des Marxismus«

W.Förster: Lessing – Herder – Hölderlin

M.Sylver: Für eine zeitgemäße Imperialismustheorie

H.Bleiber: Anmerkungen zur nationalen Frage

Linke Politikansätze in Deutschland (II)

A.Wehr: Auf dem Weg zu einer Partei neuen Typs? Zur Lage der SPD

B.Hüttner: Die Autonomen

B.Gutiérrez de Dütsch: Marx und Engels und ihre Differenzen

A.Griese: Naturwissenschaften bei Engels und Marx

R.Fornet-Betancourt: Positivismus und Marxismus in Lateinamerika

G.Frech: Wie weiter mit der Arbeitszeitverkürzung?

6. Jg. 1995

Hg. v. Forum Marxistische Erneuerung e.V. (Frankfurt) und vom IMSF e.V. – Redaktionsbeirat: J.Bischoff, U.Briefs, D.Boris, F.Deppe, W.Goldschmidt, H.Heininger, J.Huffschmid, U.Schumm-Garling, H.Werner. Redaktion: K.D.Fischer, H.Jung, A.Leisewitz, J.Reusch, R.Schweicher. – Erscheint vierteljährlich. Abopreis 54 DM, Einzelheft 18 DM. Redaktion und Vertrieb: Z Zeitschrift Marxistische Erneuerung, Kölner Straße 66, 60327 Frankfurt

Summaries

Klaus Holzkamp †: Everyday Manners of Living as a Basic Concept of a Science of the Subject
In the everyday world, the manners of living of the individuals, their routine but nevertheless active ccordination of different areas of their existence, is »depublicized«, but still tacitly taken into consideration. Psychology and psychoanalytic therapy both tie their discoveries to certain privileged standards which are blind to the manners of living of their clients and experimental subjects. In both cases, the discipline's Archimedean perspective can only be overcome when both clients and experimental subjects are allowed to play an active part in research into an analysis of such manners. Critical Psychology is thus psychology from the standpoint of the subject. Holzkamp uses this background to reinterpret concepts from the »Project on Manners of Living« in Munich (such as »relative autonomy« and »individualization«) in such a way that individuals can understand the alternative of changing or accepting given conditions as an expression of the tension between improving the quality of their lives and their own defensive resistance in threats.

Ute Osterkamp: Impulses from the End of Klaus Holzkamp's Life
Holzkamp's posthumous notes for his planned book on »Manners of Living«, through which the relationships of individuals to society are broken and determined, provide a basis for outlining the approaches which make Critical Psychology a science of the subject.

Charles Tolman: The Meaning of Critical Psychology for Psychology
A scientific explanation consists of an event to be explained, a context of relationships in which the explanation is to be found, and a specification of the kind of relationships which connect the event and the context. Traditional psychology neglects context. This is as true of behaviorism and functionalism, which reduce context to a collection of variables, as it is of cognitive psychology in its different variations. In contrast, the psychology represented by Holzkamp takes phylogenetic, socio-historical, and individual contexts into account, making it possible to understand theoretical psychological concepts in a specifically human way and to address psychological problems in the discourse of reason.

Lucien Sève: France Still Has to Discover Holzkamp
The article discusses the barriers to reception which obstruct French acceptance of a Marxist-oriented psychology.

Morus Markard: Theory and Experience
When problems arose in practical work with Critical Psychology, the problem of theory and practice generated an empirical research tradition of its own. Research into the practice of a science of the subject aims to analyze the social-subjective knowledge of context and contradiction which practice produced but also mystified, as well as to develop opportunities for action. Research into practice has a specific concept of experience and specific theoretical and methodological difficulties, such as the interconnection for practitioners between their self-defenses (against institutional changes) and the burdens they take on (by personalizing problems).

Wolfgang Maiers: Klaus Holzkamp's Contribution to the Unity of Psychology
Psychology still lacks a coherent categorical and methodological definition of its object; many attempts to address this problem are limited by the traditional dichotomy between nature and history and thus by the corresponding disjunction between forms of knowledge. Maiers argues that Klaus Holzkamp's work subscribed to the monistic solution to this basic problem.

Francisco Guerrero Ortega: Foucault's Final, Unfinished Project: A Rehabilitation of Friendship
For Foucault, friendship goes beyond the traditional dividion between *eros* and *philia*, making it possible to design a lifestyle from a sexual decision. Homosexuals in particular have a historic chance to use their sexuality to construct new ways of being. Heterosexuals should experiment with »becoming homosexual«, which also leads to the search for alternative forms of society.

Eun-Jeung Lee: The Legitimation of Kim Il Sung's Rule in North Korea
The legitimacy of the socialist one-party regime in North Korea was based on the unity of socialism and nationalism. In order to legitimize his rule, Kim Il Sung skilfully instrumentalized Korea's experience with imperialist powers since the 19th century, the war of national liberation fought under his leadership, the subsequent division of the country, and North Korea's remarkable economic and social achievements. His successor Kim Jong Il faces as serious legitimation crisis: he cannot abandon his father's »juche«-ideology, even though it is a major obstacle to further economic development, but he urgently needs economic successes in order to legitimize his leadership.

Translated by Andrew Shields

Inhalt der letzten Hefte

211: Ideologie-Schauplätze
Gibt es einen neuen Verrat der Intellektuellen? Leo Kofler†, W.F.Haug, S.-E.Liedman, V.Krieger, F.Haug / A.Hochschild: Der kommerzielle Geist des Intimlebens / R.Dienst: Fernsehen und das Versprechen der Zeit / A.Honold: Kafka – Die Falle der Subjektion / S.Özbek, E.Wulff: Familie als ideologischer Staatsapparat? / G.Hauck: Ideologie und Wahrheit / P.Watson: Zivilgesellschaft und Geschlechterverhältnisse in Osteuropa / Kapitalismuskritik: I.Wallerstein, P.González Casanova, O.Lentini / Besprechungen: Moral; Einführungen fürs Literaturstudium; Kunst- und Filmkritik; Kultursoziologie; Ethnologie; Historisch-kritische Pädagogik; Psychoanalyse und Herrschaft; Frauen im Mittelalter; Geschichte der Frauenbewegung

210: Für einen neuen Geschlechtervertrag
J.Thompson: Wollen Frauen den Geschlechtervertrag neu fassen? / K.Boréus: Vertragstheorie in der schwedischen feministischen Diskussion / F.Haug: Paradoxien feministischer Realpolitik / E.Appelt: Staatsbürgerin und Gesellschaftsvertrag / E.Wulff: Phänomenologische Psychopathologie und historischer Materialismus / Frauen auf der Infobahn / Besprechungen: Moderne und postmoderne Literatur; Cyberspace und Jugendkultur; Arbeit; Erziehung durch und für den Beruf; Geschichte der Sowjetunion; Frauenarbeit

209: Der 8. Mai ist nie vorbei
V.Braun: Die Zerstörung Dresdens / H.Taut: Befreiung mit Widerhaken / R.Rehmann: Bilder vom Kriegsende / E.Wulff: Der Tag der Befreiung / D.Goldschmidt: Als Redakteur bei der »Göttinger Universitätszeitung« / J.Kuczynski: Deutsche Zusammenbrüche / L.Baier: Von Auschwitz ins Schulamt, vom Hitler-Eid zur »Inneren Führung« / R.Kühnl: Der Weg der Faschismus-Forschung seit 1945 / H.Peitsch: Deutsche Literatur 1945: Befreiung zum Neubeginn? / H.Behrend: Das Ende des Nazi-Regimes und das Ende der DDR / K.Priester: Der erotische Nihilist. Ernst Jünger und das Weib / T.Kobayashi: Das japanische Symposium »Die Überwindung der Moderne« von 1942 / P.Cox: Heideggers »Schweigen« / R.Alisch: Über Heideggers «Schweigen« reden / T.Orozco: Hans-Georg Gadamer im NS / P.Jehle: Die Herausforderung der konservativen Romanistik durch Werner Krauss / H.Junginger: Notiz zur Religionswissenschaft im NS / L.Hanisch: Notiz zu Semitistik, Arabistik und Islamwissenschaft im NS / K.Weber: Zur Psychologie im deutschen Faschismus / H.Gess: C.G.Jungs Psychologie der Selbstrettung / G.Spädtke: Zur Faschisierung des ärztlichen Subjekts / V.Navarro: Notiz über Talcott Parsons als Nazi-Freund / Besprechungen: Philosophie und Politik; Literaturgeschichte: Vom NS zur Nachkriegszeit; Neue Rechte; Perspektiven der arabischen Welt

208: Popularkultur & Feminismus
R.Scott: Kommt, seht das Blut in den Straßen / G.Dietze: Die verlorenen Schlachten der Männer und die Metamorphose der Privatdetektive / E.Keitel: Der weibliche Blick im amerikanischen Kriminalroman / F.Haug u. N. Tiling: Frauenfeindliche Witze / J.Reindl: Von der Treuhand zum Transplant / F.Reheis: Ökologische Blindheit / P.Alheit: Aufbruch in die »Erlebniskultur«? / H.J.Burchardt: Strukturwandel in Kuba / Besprechungen: Vernunftkritik, Dialektik, Marx; Sprache und Gesellschaft; Funktion und Professionalisierung der Erziehung; Geschlechterbeziehungen und Sozialisation; Sozialgeschichte; Lateinamerika

207: Auf der Suche nach der verschwundenen Arbeit
A.Arndt: Perspektiven des frühromantischen Arbeitsbegriffs / W.F.Haug: Allgemeine Arbeit/ F.Haug: Familienarbeit–Hausarbeit / G.Mayer: Visionen für das 21. Jahrhundert / H.Behrend: Ostbilder mehrfach gewendet. Neudeutsch als Kolonisatorensprache / M.Eichler: Sieben Weisen, den Sexismus zu erkennen / E.Spoo: Kuba / Besprechungen: Hölderlin; Ästhetik; Großstadtliteratur; Kultursemiotik; Stadtkultur; Public Relations; Mädchensozialisation; Weiterbildung für Frauen; Geschichte der Zivilgesellschaft

Buchhandlungen, die das Argument-Verlagsprogramm führen

Augsburg	Probuch Göggінger Straße 34 (0821/579173)
Berlin	Argument-Buchladen Reichenberger Straße 150 (030/611 39 83)
	Buchladen am Savignyplatz Savignyplatz 5 (030/3134017-18)
	Buchhandlung Tell Thielallee 32 (030/832 40 51)
	Jürgens Buchladen Königin-Luise-Straße 40 (030/841902-0)
	Schwarze Risse Mehringhof - Gneisenaustraße 2 (030/6928779)
Bremen	Georg Büchner Buchhandlung Vor dem Staintor 56 (0421/72073)
	Buchladen im Ostertor Fehrfeld 60 (0421/785 28)
Essen	Akzent Buchhandlung/Karl Liebknecht Viehofer Platz 15 (0201/232014)
	Buchhandlung Heinrich Heine Viehofer Platz 8 (0201/231923)
Esslingen	Provinzbuch Küferstraße 26 (0711/352738)
Frankfurt/M	Unibuch Jügelstraße 1 (069/775082)
	Karl Marx Buchhandlung Jordanstraße 11 (069/778807)
Freiburg	Jos Fritz Wilhelmstraße 15 (0761/26877)
Gießen	Kleine Freiheit Bismarckstraße 9 (0641/71850)
Göttingen	Buchladen Rote Straße Rote Straße 10 (0551/42128)
Hamburg	Heinrich Heine Buchhandlung Schlüterstraße 1 (040/441133-0)
Hannover	Annabee Gerberstraße 6 (511/1318139)
Heidelberg	Buchhandlung Schöbel Plöck 64a (6221/12633)
Kassel	ABC Buchladen GmbH Goethestraße 77 (561/777704)
Kiel	Zapata Buchladen GmbH Jungfernstieg 27 (431/93639)
Köln	Der Andere Buchladen Zülpicher Straße 197 (221/416325)
Konstanz	Buchladen zur Schwarzen Geiss Am Obermarkt 12 (7531/15433)
Mainz	Cardabela Frauenlobstraße 40 (6131/614174)
Marburg	Roter Stern GmbH Am Grün 28 (6421/24786-87)
München	Basis-Buchhandlung Adalbertstraße 41b-43 (89/2723828)
Münster	Buchhandlung Rosta Aegidiistraße 12 (251/44926)
Nürnberg	Akzent-Buchhandlung'Libresso Peter Vischer Straße 25 (911/225036)
Oldenburg	Buchhandlung Carl v. Ossietzky Achternstraße 15/16 (441/13949)
Reutlingen	Jakob Fetzer Weingärtnerstraße 7 (7121/329266)
Stuttgart	Buchhandlung Niedlich Schmale Straße 14 (711/2263287)
Schweiz	Basel, Buechladen Theaterpassage, Theaterstraße 7 (061/2718404)
	Bern, Münstergass Buchhandlung, Münstergasse 41 (031/228218)
	Zürich, Limmatbuchhandlung, Pinkus-Genossenschaft, Froschaugasse 7 (01/2512674)
Österreich	Wien 1: Buchhandlung Heinz Kolisch, Rathausstraße 18 (0222/433221)

Frauenbuchläden, die das Argument-Frauenprogramm führen

Augsburg	Frauenbuchhandlung Ellsara Schmiedgasse 11 (0821/154303)
Berlin	Buchhandlung Lilith Knesebeckstraße 86-87 (030/3123102)
Bielefeld	Frauenbuchladen GmbH August-Bebel-Straße 154 (0521/68461)
Bochum	Frauenbuchladen Amazonas Schmidtstraße 12 (0234/683194)
Bonn	Nora-Frauenbuchladen Breite Straße 36 (0228/654767)
Braunschweig	Frauenbuchladen im Magniviertel Magnuskirchstraße 4 (0531/40744)
Bremen	Hagazussa Friesenstraße 12 (0421/74140)
Düsseldorf	Frauenbuchladen Becherstraße 2 (0211/464405)
Frankfurt/M	Frauenbuchladen Kiesstraße 27 (069/705295)
Göttingen	Laura GmbH Burgstraße 21 (0551/47317)
Hamburg	Frauenbuchladen von Heute Bismarckstraße 98 (040/4204748)
Kassel	Frauenbuchladen Aradia e.V. Pestalozzistraße 9 (0561/17210)
Kempten	Frauenbuchladen Rathausplatz 9 (0831/18228)
Köln	Rhiannon Moltkestraße 66 (0221/523120)
Konstanz	Buchhandlung monalisa Rheingasse 3 (07531/16749)
Leipzig	Frauenbuchladen Tian Koennerstraße 67 (0341/4797475)
Mannheim	Frauenbuchladen Xanthippe T3, 4 (0621/21663)
München	Lillemor's Frauenbuchladen Arcisstraße 57 (089/2721205)
Münster	Chrysalis Buddenstraße 22 (0251/55505)
Nürnberg	Frauenbuchladen Innerer Kleinreutherweg 28 (0911/352409)
Tübingen	Frauenbuchladen Thalestris Bursagasse 2 (07071/26590)
Schweiz	Bern, Frauchenbuchladen, Münstergasse 41 (031/211285)
	Zürich, Frauenbuchladen, Stockerstraße 37 (01/2026274)
Österreich	Innsbruck, Parnasse, Müllerstraße 6 (05222/23980)
	Wien, Frauenzimmer, Langegasse 11 (0222/438678)